Die Geheimen Gesellschaft... Verbindungen und Orden

Georg Schuster




HARVARDIANA · IN · NOV · ANG · ACADEMIA
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS


OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
: LEIPZIG :

Die geheimen Gesellschaften Verbindungen und Orden

Von

Dr. Georg Schuster
Archivrat am Königl. Preuss. Hausarchiv

Erster Band

Leipzig
Verlag von Theodor Leibing
1906.

Meiner Frau,
der treuen Mitarbeiterin.

Vorwort.

Die Geschichte der geheimen Gesellschaften ist ein Gebiet, das bisher im allgemeinen nur geringe Beachtung in der Literatur gefunden hat.*) Das ist um so auffallender, als diese merkwürdigen Gebilde und Erscheinungen mit tausend unsichtbaren Fäden in das tägliche Leben der Völker hineingegriffen haben und noch hineingreifen; als ihr Wesen in deren Literatur dem Kundigen deutlich sich wiederspiegelt, als ihnen vielfach die berufenen Führer der Nationen, Staatsmänner und Gelehrte, Dichter, Philosophen und Künstler, angehört haben.

Die denkwürdigsten der geheimen Verbindungen aller Zeiten und Völker in ihrem Werden, Wachsen und Vergehen zu erforschen, ihre Ideen, ihren Zweck und ihre Ziele zu ergründen und einem weiteren Leserkreise zu veranschaulichen, will das vorliegende Buch an der Hand der besten Quellen versuchen. Ob dieser Versuch gelungen ist, darüber werden Berufene zu urteilen haben. Einen Teil seiner Fehler glaube ich zu

*) „Das Buch der Mysterien" aus der Feder des verdienten Kulturhistorikers Otto Henne Am Rhyn ist so ziemlich das einzige Werk, das den interessanten Gegenstand behandelt. Allein es erschöpft bei weitem nicht das vorhandene Material und lässt den Leser häufig gerade dort im Stich, wo er wissbegierig Aufklärung sucht. — Die wunderliche Schrift von Heckethorn, obwohl mit grossem Fleisse zusammengetragen, vermag nicht einmal bescheidenen Ansprüchen zu genügen.

kennen. Für den Hinweis auf andere, die mir entgangen sind, werde ich von Herzen dankbar sein.

Es ist die Arbeit von nahezu zwei Jahrzehnten, die ich hiermit der Oeffentlichkeit übergebe. Als ich im Jahre 1887 an die Ausführung des lange vorbereiteten Planes ging, war ich mir bewusst, dass eine reiche Fülle stofflichen Materials zu sammeln, zu sichten, zu durchdringen sein würde. Aber der Vorrat erwies sich als schier unermesslich, und die Mühe ihn zu bewältigen war in Wirklichkeit erheblich grösser, als ich geahnt. Schliesslich haben jedoch der ermunternde Zuspruch lieber Freunde in der Nähe und in der Ferne und die genussreiche Freude, die mir die Arbeit selbst gewährte, alle Hindernisse überwunden.

Für die fördernde Teilnahme, deren ich mich von vielen Seiten zu erfreuen hatte, auch an dieser Stelle aufrichtig zu danken, ist mir ein Bedürfnis. Mit wehmütigem Herzen gedenke ich dabei auch der Manen der Treuen, denen die Parze bereits den Lebensfaden abgeschnitten hat — mitleidslos und allzufrüh. Besonderer Dank gebührt dem Herrn Verleger, meinem lieben Freunde Theodor Leibing. Um das endliche Zustandekommen des mühseligen Werkes hat er weitaus das grösste Verdienst. Sein eindringendes Urteil, sein sachkundiger Rat, seine nie versagende, liebenswürdige Bereitwilligkeit, mir die Beschaffung entlegener Hilfsmittel zu erleichtern, sind dem Buche sehr zu statten gekommen. Gross aber vor allem sind die Gesichtspunkte gewesen, von denen er sich bei der Förderung des ganzen Unternehmens allzeit hat leiten lassen.

Am Tage der Reformation 1905.

G. S.



Inhaltsübersicht.

Erster Band.

Einleitung.

Erstes Buch.

Die geheimen Gesellschaften und Orden des Altertums.

Zweites Buch.

Die Geheimbünde des Mittelalters.

Drittes Buch.

Die geheimen Gesellschaften im Zeitalter der Reformation.



Einleitung.

Gesellschaften, Vereine und Orden, die ihre Zwecke und Gebräuche geheim hielten, haben zu allen Zeiten und bei allen Völkern bestanden. Wir finden sie in allen möglichen Formen bei den wilden Naturvölkern, im grauen Altertum, im finstern Mittelalter und auch in den helleren Tagen, die dieser harten, trostlosen Zeit gefolgt sind.

Aus dem Altertum sind uns die Geheimbünde der ägyptischen und indischen Priester, der Pythagoräer und Orphiker, die verschiedenen griechischen und römischen Mysterien, die jüdischen Essäer und die keltischen Druiden, bekannt. Im Mittelalter begegnen wir den Bauhütten, aus denen später der Freimaurerorden hervorgegangen ist, dem Orden der Tempelritter, den Femgerichten, den Kalands- und Wolfgangsbrüderschaften, den Waldensern, Wiedertäufern und Jesuiten, während in der neueren und neuesten Zeit die Rosenkreuzer, Illuminaten und Sonnenritter, die Karbonari, die Sekte der Drusen und Derwische, die Mafiusi Siciliens, die griechischen Häterien, die irischen Fenier, die Oddfellows, Freimaurer und Druiden unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken.

Soweit sich aus den, sie betreffenden, teilweise recht spärlich auf uns gekommenen Nachrichten und Überlieferungen feststellen lässt, waren diese Geheimbünde teils eine

abgeschlossene Zunft vornehmerer und höher strebender Geister, teils gewährten sie in den Zeiten der Not und Bedrängnis den edelsten geistigen Gütern, der Religion und Philosophie, oder auch der Politik einen sichern Zufluchtsort.

In der Regel dienten sie dem schönen Zweck, die Aufklärung und Veredelung der Mitmenschen zu pflegen und zu fördern, die Befreiung der geknechteten Menschheit von geistigem, politischem und sozialem Druck herbeizuführen. Es ist jedoch auch nicht in Abrede zu stellen, dass ihre Ziele häufig genug höchst unlauterer, ja, unsittlicher Natur gewesen sind, dass hinter dem dichten Schleier des Geheimnisses eitel Rang- und Titelsucht ihr arges Wesen trieben, dass gedankenlose Köpfe sich kindlich ergötzten an hohlen Phrasen, inhaltsleeren Zeremonieen und Symbolen. Es ist ferner bekannt, dass nicht selten notorische Betrüger, revolutionäre und phantastische Elemente und katilinarische Existenzen der schlimmsten Art solche Genossenschaften gegründet oder sich in bereits vorhandene hineingedrängt haben, um sie ihren eigenen, frivolen Interessen dienstbar zu machen. In solchen Fällen überwucherte das geistige Unkraut schnell die guten Elemente und führte entweder den vollständigen Verfall des Bundes herbei, oder aber eine energische Reaktion setzte zur rechten Zeit dem ruchlosen Treiben ein Ziel.

Charakteristisch für das Wesen der geheimen Gesellschaften erscheint der Umstand, dass weitaus die meisten sich in der Zeit ihres Entstehens und ihrer Entwicklung als eine notwendige Ergänzung des gesamten politischen, religiösen und sozialen Lebens betrachteten, das sie durch selbstlose Hingabe und opferwillige Arbeit zu läutern und zu verbessern gedachten. Gleichzeitig aber tritt auch die

Thatsache hervor, dass es ursprünglich ausschliesslich die Priester der verschiedenen Religionen gewesen sind, die solche Verbindungen gestiftet und gefördert haben. Sie entwickelten in dieser Beziehung eine rastlose Thätigkeit sowohl bei den alten Kulturvölkern als auch in späteren christlichen Jahrhunderten; sie spielen in diesem Sinne ferner in dem armseligen Leben der wilden Naturvölker eine ganz bedeutende, wenn nicht die wichtigste Rolle.

Diese Erscheinung ist an sich für den Augenblick höchst auffallend. Sie erklärt sich indess naturgemäss aus dem innigen Zusammenhange, in welchem sie mit der Entstehung und Entwicklung des religiösen Bewusstseins steht.

Von allen sittlichen Ideen, die in der Welt gewesen, sind und sein werden, ist die religiöse von unantastbarer Macht und ewiger Dauer. In ewigen Wandlungen beherrscht ihre geheimnisvolle Gewalt die Herzen der Menschen, der Völker Sittlichkeit, Wissenschaft, Kunst und Poesie, der Weltgeschichte engverschlungene Pfade.

An dem religiösen Gedanken hat die Menschheit in martervoller Arbeit sich versucht, ohne dass sie bisher imstande gewesen wäre, sein Wesen zu ergründen und somit das grosse Rätsel des Daseins zu lösen. Die Religionsphilosophie, die theologische und anthropologische Weltanschauung und der Skeptizismus, Hiob, Aristoteles und Sophokles, Cicero, Augustin und Firdusi, Shakespeare, Calderon, Voltaire und Schopenhauer, sie alle haben sich mit dieser Aufgabe beschäftigt. Aber nur das haben sie festzustellen vermocht: Der Mensch kann der Gottesidee nicht entrinnen, mag er sich auf der niederen Stufe des Naturzustandes bewegen, mag er den höchsten Gipfel der Gesittung und Bildung erstiegen haben; „der Mensch muss religiös sein in derselben Weise, wie es nicht in seiner

Macht steht, kein Gewissen zu haben.“ *) Auch der Genius entbehrt des religiösen Fühlens nicht. Welche religiöse Weihe und Innigkeit ihm innewohnt, das hat gerade Goethe durch seine herrliche Ode: „Die Gränzen der Menschheit“ bewiesen. —

Die religiösen Erregungen treten innerhalb der menschlichen Gesellschaft bedeutend früher auf als die Unterscheidung zwischen dem Guten und Bösen.

Freilich religiöse Ideen von der Klarheit, wie Juden, Christen und Muhamedaner sie besitzen, kennen die Naturvölker nicht. Ihr gesamtes Geistesleben ist ein zusammenhangloses, unbestimmtes. Der wilde Naturmensch sieht überall um sich her mächtige Bethätigungen der Naturgewalten, die in ihm das peinliche Gefühl der eigenen Unbedeutendheit und das Bewusstsein seiner Unterordnung hervorrufen. Die Natur ist ihm eine erdrückende Grösse, eine feindliche Macht, die auf allen Seiten seinen Willen durch zahllose Hindernisse einschränkt und hemmt. Und in unaufhörlichem Ringen mit diesem grausamen Feinde kommt er nicht dazu, sich über sein Wesen zu besinnen. Die Schrecken des Donners und Blitzes, die Erscheinungen der Morgen- und Abendröte, die furchtbare Gewalt brausender Orkane, das weit über die Lande hin leuchtende Feuer der Vulkane, die sturmgepeitschten, brandenden Wogen der See nehmen seinen Geist gefangen und erfüllen ihn mit Angst und Grauen, während andrerseits die Erscheinungen des gestirnten Himmels, die erwärmende Wirkung der Sonne, das Leuchten des Mondes und der

*) Die Völkerkunde kennt keine religionslosen Menschenstämme. „Völlige Religionslosigkeit,“ sagt Ratzel, „ist wohl das Ergebnis einer gemütsabstumpfenden Überkultur, niemals aber die Wirkung roher Unkultur.“

Sterne, durch die majestätische Ruhe und Regelmässigkeit ihres Verlaufs, den tiefsten Eindruck hinterlassen. Selbst die weite, öde Meeresfläche, die Unendlichkeit der Steppe, die unheimliche Stille des Urwaldes, das Rauschen der Bäume, das leise Sprudeln der Quelle, die bis in die Wolken ragenden schnee- und eisbedeckten Gipfel der Gebirge treten in den engbegrenzten Gesichtskreis des Naturmenschen, „des vorurteilsvollsten Geschöpfes menschlicher Gattung," erregen und fesseln seine Aufmerksamkeit.

Angesichts dieser Erscheinungen tritt das tiefe Bedürfnis des menschlichen Herzens, für jedes Geschehen, für jede Begebenheit einen Urheber zu ermitteln, in sein Recht und verbindet sich mit der Neigung, alle Naturereignisse und Erscheinungen in einem gewissen Grade zu vermenschlichen. Eine falsche Anwendung des Kausalitätsgesetzes führt dann dazu, Beziehungen zwischen jenen und dem Menschen anzunehmen, die ihn schliesslich derartig mit den Phantomen seiner Einbildungskraft umgarnen, dass er aus ihnen sich nicht mehr herauszufinden vermag. Werden aber die Dinge der Aussenwelt als beseelt und willensmächtig vorgestellt, so gelten sie auch als Anstifter von Unfällen, deren wahre Ursache sich dem Denkvermögen entzieht. Infolge dessen regt sich im Dunkel des menschlichen Gemüts die unbestimmte Ahnung, über die Natur Herr werden zu können. Der Mensch giebt sich dem thörichten Wahne hin, dass er im Stande sei, die Wirksamkeit jener unheilvollen Wesen aufzuheben oder wenigstens abzuschwächen. Er nimmt deshalb seine Zuflucht zu gewissen Bräuchen, Zeichen, Sprüchen, die sich angeblich bereits einmal bewährt haben, übrigens „ein naiver Selbstbetrug, der in seiner höchsten Verfeinerung sogar in die reinsten Gemüter sich einzuschleichen vermag".

Diese Momente stellen den Anfang der religiösen Verehrung dar; sie sind, wie die Opferidee, durchgängig der weltgeschichtlichen Entfaltung des religiösen Gedankens eigen. Denn „wenn der brahmanische Jogi sich unter die Räder von Jaggernats Wagen wirft, wenn die phönikische Mutter ihr Kind dem Moloch in die glühenden Arme legt, wenn der Hellene dem Zeus eine Hekatombe darbringt, der skandinavische Wicking sich die Todesrune ritzt, der Buddhist vor der Statue seines Propheten Blumen niederlegt, wenn die Vestalin, die Nonne und die Sonnenjungfrau ewige Keuschheit gelobt, wenn der Moslem seinem Allah zu Ehren die Giaurs niederhaut, wenn der Christ die albigensische Bevölkerung ganzer Städte austilgt, wenn deutsche Hexenrichter beider Konfessionen massenhafte Einäscherungen der „„Unholden““ vornehmen, wenn der fromme Pilger auf den Knieen die Stufen zur Peterskirche emporrutscht — so sind das nur verschiedene Ausdrucksweisen derselben Idee des Opfers.“*)

Gegenstand der Religion ist in solcher, allerdings zunächst noch höchst rohen und naturalistischen Phase alles, was die geisterspähenden Blicke auf sich zieht, Pflanzen, Steine, Muscheln, Federn, lebende Geschöpfe.

Zu den leblosen Dingen, die allerorten Verehrung fanden, gehörten vorzugsweise die Steine. Meteore, die in glühendem Zustande zur Erde fielen, zogen gern die menschliche Andacht auf sich. Sie wurden zum Fetisch. Reste dieses Fetischdienstes sind beispielsweise unzweifelhaft der Stein zu Bethel, welchen, der biblischen Sage nach, Jakob salbte, nachdem er auf ihm geruht, der

*) Joh. Scherr: Geschichte der Religion. Leipzig 1857. —

schwarze Stein in der Kaaba zu Mekka und der, welcher in der Omar-Moschee zu Jerusalem eingemauert ist. Noch im 11. Jahrhundert n. Chr. musste in England von seiten der Kirche durch scharfe Edikte gegen die Fortsetzung des Steindienstes eingetreten werden.

In noch ausgedehnterem Masse war der Baumdienst über die Erde verbreitet. Bäume oder Haine wurden als göttliche Wesen oder als Sitze von Gottheiten aufgefasst, ein Kultus, der hauptsächlich von den alten Germanen gepflegt wurde. Und im alten Griechenland deutete man aus dem Rauschen der Wipfel der heiligen Eiche zu Dodona und aus dem Gemurmel der heiligen Quelle, die am Fusse des Baumes entsprang, den Willen des Gottes. — Wessen Sinne hätten sich überdies noch nicht willig der Täuschung hingegeben, als stehe er einem belebten Wesen gegenüber, da er dem leisen Flüstern im stillen und dem mächtigen Rauschen im erregten Walde sein Ohr lieh, da er dem Knarren der Äste, dem Brechen der Zweige im Sturme lauschte?

Wie bereits angedeutet, ist auch das Wasser, besonders Quellen, als etwas Göttliches verehrt worden. So war den alten Persern das fliessende Wasser in dem Masse heilig, dass sie sich vor jeder Verunreinigung desselben scheuten. Wer ein besonders frommes Verdienst sich erwerben wollte, baute eine Brücke, um auf diese Weise das Durchwaten der Flüsse und Bäche zu beseitigen. Als der Perserkönig Xerxes im Jahre 480 v. Chr. auf seinem Zuge nach Griechenland an den Hellespont gekommen war und die über denselben geschlagene Schiffbrücke durch einen Orkan zerstört fand, liess er die Wogen mit Ruten peitschen, eine Züchtigung, die offenbar dem Meeresgotte zugedacht war.

Uralt ist ausserdem die Tieranbetung, namentlich die Schlangenverehrung, die sogar heute noch in Indien und in dem neuerdings oft genannten mächtigen Negerreiche Dahome in voller Blüte steht. Wir wissen, dass auch Moses einst der Versuchung nicht widerstehen konnte, jene eherne Schlange aufzurichten, die als Nationalheiligtum angesehen und später neben der Bundeslade und anderen Schätzen im Tempel zu Jerusalem aufbewahrt wurde, aus dem sie erst mehrere Jahrhunderte später der gottesfürchtige Hiskias entfernt hat. —

Auf solcher Stufe aber kann ein geistig regsames Volk nicht lange stehen bleiben. Je mehr der Geist des Menschen sich entwickelt, je mehr er sich seines freien, nach Wahl und Willen bestimmenden Wesens bewusst wird, desto mehr wandelt sich auch die Vorstellung von jenen Naturpersönlichkeiten um. Es konnte also nicht allzu lange dauern, dass die Verehrer der Pflanzen- resp. Tierwelt die Erfahrung machten, dass die Gegenstände ihrer Anbetung anderen, auf sie einwirkenden, Einflüssen zum Opfer fielen. Es musste also noch Götter geben, die eine höhere Macht besassen. Indem die Menschen nun den Blick zur Sonne erhoben und zu den ewigen Sternen, dem Höchsten, für keine Menschenhand Erreichbaren, glaubten sie in ihnen den unbekannten Urheber gefunden und den Sitz jener Naturkräfte entdeckt zu haben, die nicht mehr wahrzunehmen, sondern nur an ihren Wirkungen zu erkennen sind. Die Anbetung der Kraft, also eines sinnlich nicht mehr warnehmbaren Vorganges, konnte aber nur bei solchen Menschen Wurzel fassen, die bereits zu einer gewissen geistigen Reife vorgeschritten waren. Es sind dies überwiegend die Ackerbautreibenden, wie denn überhaupt erst mit dem Ackerbau und mit der da-

mit verbundenen Sesshaftigkeit die Entwicklung einer höheren Kulturform möglich ist.

Allein die sinnige Rätselsprache des Naturdienstes wurde von der grossen Masse des Volkes nicht verstanden. Die Allegorieen wurden als buchstäbliche Wirklichkeiten aufgefasst, das Unsichtbare nahm Gestalt und Form, Fleisch und Blut an. Es entwickelte sich die Mythologie.

„Aus einem Eigenschaftsworte, welches der Kraft beigelegt wurde, entstand der Eigenname des Göttlichen; aus dem Namen entsprang wieder die Vorstellung eines Geschöpfes, welches sogleich männlich oder weiblich gedacht wurde, je nach dem grammatischen Geschlechte der üblich gewordenen Benennung, und die einmal erregte Phantasie träumte nun den Götterroman weiter.“*)

Der Sonnendienst genügte jetzt nicht mehr; es regten sich bald Zweifel, dass das Tagesgestirn keineswegs der Urheber aller Dinge sein könne, da auch in der Nacht eine ununterbrochene Entwickelung der lebenden Wesen stattfindet. Man zog deshalb den Himmel „den lückenlosen, beständig sich selbstbewegenden“, und die fruchttragende Erde in den Kreis der Verehrung. Man dachte sich jenen, den starken, erhabenen, der über Wind und Wolken, über Donner und Blitz gebot, als ein männliches Wesen im Gegensatz zu der weiblichen, stillwirkenden, empfangenden Erde. Aus der Verbindung beider ging nun eine bunte Reihe von Göttergestalten hervor, die wieder ihre besondere Genealogie erhielten. So entstanden Götterfamilien und schliesslich ganze Geschlechter, an deren

---

*) O. Peschel: Völkerkunde. (Bearbeitet von Alfred Kirchhoff.) 6. Aufl. Leipzig 1885. — Bei der Mythenbildung haben die Sprachen, namentlich die, welche ein grammatisches Geschlecht unterscheiden, wie die arischen und semitischen, thätig eingegriffen.

Spitze derjenige Gott gestellt wurde, der nach physischer Auffassung als der mächtigste erschien.

Aber auch damit begnügt sich die nimmerrastende Phantasie nicht. Als letzte Phase ihrer Thätigkeit ist die vollendete Vermenschlichung ursprünglich göttlicher Wesen zu bezeichnen. Der vermenschlichte Gott erhält eine neue menschliche Genealogie, tritt aber damit als Heros in das Gebiet der Sage über.

Und hat nun das göttlich Gedachte vollständig menschliche Züge in der Vorstellung gewonnen, so scharen sich um die Mythen die Künste. Poesie, Musik, Malerei, Skulptur und Architektur vereinigen sich, um mittelst der Sprache, der Farben, der Töne, mittelst des Meissels und des Messstockes die Menschengestalt in der Gottesdarstellung zu verklären. Wo aber die äussere Gestaltung des religiösen Gedankens den höchsten Grad seines Glanzes erreicht hat, tritt sofort sein Inhalt in den Hintergrund. Das sinnliche Abbild wird nunmehr zum Abgott. Die Menschen wollen ihren Gott sehen, sich mit ihm unterhalten. Als bewegliche Sache wird er Eigentum der Gemeinde. Man baut ihm Tempel, umgiebt ihn mit Symbolen und Ritualen — und der Fetisch ist fertig. Der Neger, der sich seinen Fetisch roh und geschmacklos aus einem Klotze formt, Phidias, der seinen Zeus meisselte, Raphael, der seine sixtinische Madonna schuf, sie alle wollten sich ihren Gott veranschaulichen. —

An dieser Entwicklung und Gestaltung der Religion hatten die Priester hervorragenden Anteil. Ursprünglich mit der Würde des Familienvaters identisch, wurde das Priestertum bei geregelten, dauernden Lebensverhältnissen in gewissen Familien erblich, bis schliesslich aus diesen eine Priesterkaste hervorging. Sobald sich aber ein

Priesterstand gebildet, erfährt die Religion durch dessen speculative Thätigkeit in seinem Interesse eine Weiterbildung „sowohl nach der Seite des Dogmas hin, als nach der des Kultus.“

Während im Laufe der Zeiten der ursprüngliche Kern der Götter- und Heldensagen, die Personifikation der Naturkräfte, dem Gedächtnis der Nachwelt entschwunden war, während man die dort verzeichneten Märchen als wirkliche Begebenheiten auffasste, hatte sich innerhalb der Priesterkaste der wirkliche Sinn der Mythen erhalten und zu einer reineren Gotteslehre herangebildet, die als Geheimlehre betrachtet und nur dem Eingeweihten zugänglich gemacht wurde. Denn gerade das Geheimnis, mit welchem die Priester sich umgaben, erhöhte ganz beträchtlich die Ehrfurcht und Achtung des Volkes vor ihnen und sicherte ihrem Bunde einen dauernden Einfluss auf alle öffentlichen und privaten Angelegenheiten. Ist es doch eine alte Erfahrung, dass nur geheimnisvolle und rätselhafte Dinge, zumal wenn sie mit einem ebenso geheimnisvollen Aufputz versehen sind, von jeher imstande waren, einen nachhaltigen Eindruck auf die urteilslose Menge auszuüben. —

Solche Geheimbünde mit fast ausschliesslich priesterlicher Leitung finden wir bei allen Kulturvölkern des Altertums, den Ägyptern, Persern, Indern, den Hebräern, Griechen und Römern. Bevor wir uns jedoch der Betrachtung dieser geheimen Gesellschaften widmen, wollen wir zuvörderst noch einen Blick werfen auf

die Geheimbünde der Naturvölker.

Auch hier sind es die Priester oder Schamanen, welche den Geheimbund gewerbsmässig ausbilden. Schamanen

sind Wunder- und Zauberkünstler. Ihre Thätigkeit erstreckt sich auf Zauberkuren, Krankheitsbeschwörungen, Wahrsagen, Wettermachen, auf Erflehen von Erntesegen, Abwenden von öffentlichem und privatem Unglück. Bei allen Naturvölkern nämlich werden Krankheiten, Todesfälle, abnorme Witterungserscheinungen etc. lediglich der Hexerei zugeschrieben, gegen welche die Schamanen ihre geheimen Zauberkünste in Anwendung bringen müssen. Ein anderer Zweig ihrer Wirksamkeit ist der angebliche Verkehr mit den Göttern und den Geistern der Verstorbenen, um von ihnen Offenbarungen über die Zukunft zu erlangen.

Um einen nachhaltigen Eindruck auf die rohen Gemüter ihrer Umgebung hervorzurufen, schreiten die Schamanen bei ihrer Arbeit in einem möglichst phantastischen Kostüm einher, ausgerüstet mit der Zaubertrommel, der Zauberklapper oder dem Zauberhorn und versetzen sich in einen Zustand nervöser Aufregung, der sich bis zu krampfartigen Zuckungen und Gliederverrenkungen steigert. Anscheinend gehören sie selbst, nach dem einstimmigen Urteil aller Beobachter der Naturvölker, zu den Betrogenen, indem sie von der Wirksamkeit ihrer Künste fest überzeugt sind. Doch dürfte immerhin auch plumpe Gaukelei und bewusster Betrug die Hand im Spiele haben. Es liegt das einfach, nach dem zutreffenden Ausspruch eines bekannten Kulturhistorikers, in der priesterlichen Natur des Schamanismus. „Denn zu allen Zeiten wie unter allen Völkern ist die Priesterschaft in Gefahr, durch das Bewusstsein von der hohen, überwiegenden Wichtigkeit ihrer Zwecke unvermerkt zu bedenklichen Mitteln verleitet zu werden.“*)

*) Vergl. übrigens Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. (17. Buch.)

Die Schamanen, deren eigentliche Heimat bei den Nomaden des nördlichen Asien, auf den öden Steppen Sibiriens und in der Schnee- und Eiswelt der Polarkreise zu suchen ist, leben abseits von der Horde, wählen sich ihre Schüler und Jünger mit besonderer Vorliebe aus der Reihe jener Unglücklichen, die von Epilepsie heimgesucht werden, die von zwerghafter oder verkrüppelter Gestalt sind und sich als Albinos kennzeichnen, erziehen sie unter strengem Fasten und unaufhörlichen Kasteiungen und überliefern ihnen erst dann die zweifelhaften Schätze ihrer Geheimnisse, wenn sie alle jene martervollen Prüfungen mit Erfolg bestanden haben.

Während die Medizinmänner der Rothäute sich in Medizin-Wigwams aufhalten, zu denen jedem Nichtwissenden der Zutritt versagt ist, wohnen die Fetischmänner der südafrikanischen Bantu-Völker, die am meisten unter dem schamanistischen Wahnsinn zu leiden haben, in Fetisch-Hütten oder in Hainen von Fetisch-Bäumen. Auf den Inseln der Südsee besteht unter den Schamanen ein religiös sanctionirtes Kastenwesen. An ihrer Spitze steht ein Oberzauberer, welcher einsam in einem abgelegenen Walde haust, wohin die Bewohner von weit und breit mit Opfergaben wallfahren.

Beschränkt sich der Schamanismus auf die Ausübung eines Zaubers, der einen Zwang auf unsichtbare göttliche Mächte ausüben soll, so müssen wir gestehen, dass nahezu alle Völker ein Opfer dieses Wahnes gewesen sind, ja, dass sie sich auch heute noch nicht völlig von ihm befreit haben. Denn was ist alles Orakelwesen, Geisterklopfen, was ist der Spiritismus, der sich so unheimlich breit macht, anderes als Schamanismus? Am meisten schamanistisch missbraucht wird das Gebet. Es wird sofort zur Zauber-

formel, sobald seinen Worten irgend eine Wirkung auf den göttlichen Willen zugeschrieben wird. Wie weit aber und wie leicht eine solche Verirrung um sich greifen kann, zeigt das Beispiel der Anhänger Buddhas. Um sich grösseren Anspruch auf Belohnung zu erwerben, suchen sie die Gottheit durch Gebetsmühlwerke zu überlisten. Über drehbare Walzen wird nämlich ein Papier mit aufgeschriebenen Gebeten gerollt. Indem sie nun diese Walzen in Bewegung setzen, muten sie der Gottheit zu, die Gebete als wirklich gesprochen entgegen zu nehmen. —

Sogar das heimliche Gericht fehlt unter den Naturvölkern nicht. So bestehen bei unsern neuen Landsleuten in Neuvorpommern und an der Westküste Afrikas zahlreiche geheime Verbindungen zu dem Zwecke der Handhabung der Rechtspflege, der Verfolgung und Bestrafung der Verbrecher. Die Mitglieder eines solchen Bundes erkennen sich an gewissen, streng geheim gehaltenen Zeichen.

Erstes Buch.

Die geheimen Gesellschaften und Orden des Altertums.

I. Die Ägypter.

1. Land und Leute.

Der älteste Staat und die älteste Kultur ist in jenem dunklen Erdteil zu suchen, welcher jeder höheren Entwicklung des Menschen feindlich gegenüber zu stehen scheint. Zu beiden Seiten des Äquators liegen in geschlossenen Massen die Länder Afrikas gelagert, versengt von den glühenden Strahlen der Sonne, umspült von den brandenden Wogen des weiten Meeres, das an keiner Stelle in tieferen Einschnitten die Küste spaltet. Während den Norden des Erdteils ein unabsehbares, unwegsames, ödes Flachland einnimmt, wird der Süden von einer weitgestreckten Hochebene gefüllt, die durch steile Gebirgszüge begrenzt wird. Selbst die Flüsse, die von hier in reissendem Lauf, in zahlreichen imposanten Katarakten dem Meere zustürmen, gewähren keinen Zutritt zu dem Innern des Continents. Ihm ist dadurch gewissermassen die Lebensader unterbunden.

Diese unzugänglichen Länderstriche füllen der Negervölker ungezählte Stämme. Kaum über die Anfänge menschlicher Kultur hinaus, leben sie dahin ohne wesent-

liche Veränderung, ohne Erinnerung, ohne Geschichte. Jahrtausende sind über sie dahingerauscht, ohne eine merkliche Spur hinterlassen zu haben. Ganz anders aber stellt sich uns das Volk dar, welches einst im Nordosten Afrikas, in Ägypten, seine Wohnsitze aufgeschlagen.

Ägypten*), die „schwarze Erde“ genannt, ist das langgestreckte, fruchtbare Thal, welches von dem Nil gebildet wird. Die Wasser dieses mächtigen Stromes, deren Kommen und Wirken die alten Ägypter als ein heiliges Mysterium betrachteten, und deren Ursprung erst in unserer Zeit festgestellt worden ist, fliessen aus zwei gewaltigen, auf einer Hochebene unter dem Äquator gelegenen Seen. Der Hauptstrom, der „weisse Fluss“, kommt aus dem Viktoria Nyanza und strömt gen Norden, teils durch ein terrassenförmiges Gebirgsland, teils durch tropische Urwälder, teils durch unabsehbare Savannen, wo zahlreiche Negerstämme ihr einförmiges Nomadenleben führen, wo in den undurchdringlichen Tamarisken- und Sykomorenwäldern der Löwe und die Riesenschlange, der Elefant und das Rhinoceros, die Hyäne und die Antilope hausen, wo schattenreiche Riesenbäume zwischen dichten Schlingpflanzen und üppig wucherndem Buschwerk einem zahllosen Heer von Vögeln und Affen willkommene Wohnung bieten, wo der Fluss selbst das Krokodil und Nilpferd in sich birgt. Nachdem der Nil den auf den abessynischen Alpen entspringenden „blauen Fluss“ aufgenommen, wälzt er seine Fluten durch die öden Sandflächen und die kahlen Bergketten Nubiens, bildet hier zahllose Katarakte, bis er bei den Palmenwäldern von Syene die Grenze Ägyptens

*) H. Brugsch-Bey: Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen. Leipzig. 1877. Max Duncker: Geschichte des Altertums. Bd. I. Leipzig. 1878. Dümichen: Geschichte der alten Ägypter. Berlin. 1878.

erreicht, um nun, im Osten von einem felsigen Urgebirge begleitet, im Westen durch ein wild zerklüftetes Gebirgsplateau gegen den alles vernichtenden Flugsand der Sahara geschützt, still und schweigsam dahin zu rollen, seine Ufer in eine grüne Oase verwandelnd — „eine prächtige Episode in dem kolossalen Wüstengedicht“ Afrikas. In ruhiger Selbstgenügsamkeit erfrischen des geheimnisvollen Stromes kühle Wogen das heisse Land, dessen glänzender blauer Himmel fast nie durch Regenwolken getrübt wird. Unterhalb Memphis teilt er zwischen grasreichen Fluren, blumigen Auen und schattigen Triften, zwischen immergrünenden Sykomoren- und Palmenwaldungen seine mächtige Wasserfülle in mehrere Arme, bildet das sogenannte Delta, dessen erstaunliche Fruchtbarkeit Ägypten zur vielbegehrten Kornkammer der alten Welt machte, und begräbt endlich seine müden Fluten in dem Mittelmeer.

Die eigentümliche Weltstellung Ägyptens ist durch den Nil bedingt. Das ganze Land mit seinem physischen, geistigen und sozialen Werden und Wachsen ist eine Schöpfung des heiligen Stromes. Dies erkannte bereits der griechische Geschichtsschreiber Herodot, indem er Ägypten ein „Geschenk des Nil“ nannte.

Wenn in den Tropenländern die Regenzeit hereinbricht und auf dem abessynischen Hochgebirge der Schnee schmilzt, so beginnt der Fluss, um die Zeit der Sommersonnenwende, langsam und allmählig zu steigen und überflutet gegen Ende Juli weit und breit die Ufer. In dieser Zeit gleicht das ganze Land einem unermesslichen See. Unzählige Fahrzeuge beleben seine Gewässer, und Alt und Jung feiert jauchzend und festlich geschmückt die frohen Tage des Segens. Ebenso allmählich, wie er gestiegen, fällt der Fluss und tritt endlich im Oktober in sein Bett zu-

rück, überall eine fruchtbare Schlammerde, die er auf seinem Laufe durch die oberen Gebirgsländer und Urwälder weggeschwemmt, zurücklassend. Sobald das Land getrocknet, wird es bestellt, und rasch zaubern die heissen Sonnenstrahlen lachende Saaten hervor. Im März beginnt die Ernte; dann folgen drei Monate der Dürre, bis endlich im Juni der Leben schaffende, Segen spendende Fluss seinen Kreislauf von neuem beginnt.

Die durch den rätselhaften Strom geschaffenen Naturverhältnisse — auf dem Erdenball einzig in ihrer Art — bestimmten das ganze Leben des Volkes; er war dessen Ernährer und Bildner zugleich. Die eigentümliche Beschaffenheit des Bodens, auf dem alle Gewächse fast mühelos hundertfältige Frucht trugen, während rings umher traurige Öde und finsterer Tod herrschten, führte die Bewohner frühzeitig vom Hirtenleben zum Ackerbau und damit zu festen Wohnsitzen und geordnetem Besitz. Die vortrefflichen natürlichen Grenzen: Wüsten, Meere, Gebirge, gaben die Gewähr einer ungestörten Entwicklung. Der einmal gewonnene Besitz an Kultur konnte stetig weiter gebildet werden.

Der Nil selbst in seiner periodischen Abwechselung rief die emsigste Thätigkeit der Bevölkerung hervor und hielt sie wach. Er lud sowohl zur Schiffahrt als zur Bewässerungskunst und zum Kanalbau ein, zwang die Bewohner durch feste Grenzbestimmungen den störenden oder teilweise auch vernichtenden Wirkungen der Überschwemmungen vorzubeugen und brachte nicht nur den Begriff von Recht und Eigentum zum Bewusstsein und zur Ausbildung, sondern förderte auch die Messkunst, besonders in ihrer Anwendung auf die Felder.

Das in ewiger Regelmässigkeit sich wiederholende

Steigen und Fallen der Gewässer führte einerseits zur Begründung eines bestimmten Zeitmasses und zur Einteilung des Jahres in drei Jahreszeiten von je vier Monaten: die Überschwemmungszeit, die Saatzeit, die Erntezeit; andrerseits folgte aus dieser Regelmässigkeit fast mit zwingender Notwendigkeit ein „ermüdendes Gleichmass der Tage", eine gewisse Stabilität und feierliche Monotonie, welche das ägyptische Leben beständig ausgezeichnet haben. Der beschränkte Raum nötigte zu haushälterischer Benutzung des gesegneten Bodens, zum nahen Zusammenbau der Wohnungen, ein Umstand, der wieder die Gründung zahlreicher Städte förderte, die Aufstellung gesellschaftlicher Formen und Rechtsordnungen und die Ausbildung eines regen Gewerb- und Kunstlebens und demnächst frühzeitig eine Scheidung der Beschäftigung, des Berufs, der Lebensweise zur Folge hatte. Es bildeten sich die Kasten der Priester, der Hüter und Pfleger des gesamten geistigen Schatzes der Nation; der Krieger, die für die Sicherheit des Landes, für den Ruhm des Herrschers, für die Ehre des Volkes willig ihr Leben wagten; der Handwerker und Kaufleute, der Ackerbauer und Hirten. Doch ist die Kluft zwischen den einzelnen Klassen nicht unübersteiglich gewesen. Auch der kluge Sohn armer Eltern durfte sich der frohen Hoffnung hingeben, durch sein Wissen zu Ehren und Würden zu gelangen.

Selbst das religiöse Leben mit seinen vielgestaltigen, eigenartigen Kultusformen und Kunstschöpfungen war in seinen Glaubenslehren, Symbolen, Opfern und Festen an das wechselvolle Naturleben geknüpft, das in dem fruchtbaren Nilthale zur Erscheinung kam.

Diese frühe Ausbildung mannigfaltiger Lebensformen

hat den dunkelfarbigen Bewohnern Ägyptens schon in der Urzeit den Ruf des ältesten Volkes erworben. Wahrscheinlich sind sie, die mit den semitischen Völkern einen grossen Sprachstamm bilden, in unvordenklicher Zeit aus Asien eingewandert und haben sich im Laufe der Jahrhunderte stark mit einheimischem Negerblut vermischt. Sie rühmten sich, die am weitesten hinaufreichende Überlieferung zu besitzen. Ihre Priester zählten das Alter des Landes nach vielen Jahrtausenden. Doch sind die Uranfänge der ägyptischen Geschichte in ein mystisches Dunkel gehüllt. Traditionelle Sagen ersetzen die bestimmten Thatsachen und mehr oder minder geschmacklose Erfindungen das kritische Urteil.

Nach den Berichten der alten Historiker Herodot und Diodor besassen die Priester umfangreiche Königsverzeichnisse. Aus diesen heiligen Schriften verfasste um das Jahr 250 vor unserer Zeitrechnung der Tempelschreiber Manethos zu Heliopolis, ein in ägyptischer und griechischer Bildung erfahrener Priester, eine ägyptische Geschichte in griechischer Sprache, ein Werk, das leider nur in wenigen Fragmenten erhalten ist, die der jüdische Geschichtsschreiber Josephus gesammelt hat. Danach haben während mehrerer Zeitalter zuerst die oberen Götter, dann die himmlischen Mächte zweiter Ordnung und schliesslich die Halbgötter über Ägypten geherrscht, bis der Pharao Mena den Thron bestieg, von dem erzählt wird, dass er — etwa um das Jahr 4000 vor Chr. — die Stadt Memphis erbaut habe. Mit der Gründung dieser Königsstadt beginnt die Geschichte des ägyptischen Reiches, die in der unabsehbaren Reihe der Inschriften und bildlichen Darstellungen der Pyramiden, jener imposanten Grabdenkmäler seiner Könige, verewigt ist.

Das ägyptische Volk erschien der alten Welt aber nicht nur als das älteste, sondern auch als der „Mittelpunkt aller Gesittung und aller Entwicklung auf den Gebieten der geistigen und künstlerisch-gewerblichen Thätigkeit". Es hat daher den bedeutendsten Einfluss auf die Nachbarvölker ausgeübt. Wieviel die Hebräer ihnen verdanken, bezeugt die mosaische Gesetzgebung. Dankbaren Herzens gedachten die Griechen der Ägypter als der Stammväter ihrer Civilisation. Wessen Sinn nach höherer Erkenntnis dürstete, den führte ein unwiderstehlicher Zug von Wahlverwandtschaft aus den sonnigen Gefilden Joniens und Attikas hinüber in das Wunderland der Hieroglyphen und der Pyramiden. Musaios, der mythische Sänger, Orpheus, der sagenberühmte Stifter der eleysinischen Mysterien, sollen Schüler der ägyptischen Priester gewesen sein. Wahrscheinlich aus eigener Anschauung spricht der Dichter der Ilias und Odyssee, wenn er vom „schönströmenden, Zeusentsprungenen" Nil, von den herrlichen Äckern und Städten des Landes erzählt, wenn er seinen Helden Achill das stolze Theben, das noch heute mit seinen kolossalen Trümmern den staunenden Blick des Reisenden fesselt, rühmen lässt:

„— — — wo reich sind die Häuser an Schätzen,
Hundert hat es der Thor, und es ziehen zweihundert aus jedem,
Rüstige Männer zum Streit, mit Rossen daher und Geschirren".

Die Gesetzgeber Lykurg und Solon, die Philosophen Thales, Pythagoras, Platon und Demokritos, der Mathematiker Archimedes haben bei den weisen Priestern und Schriftgelehrten des Nilthales ihre Studien gemacht. Die Geschichtsschreiber Herodot und Diodor haben das geheimnisvolle Land durchforscht und uns in ihren Werken interessante Kunde über dasselbe hinterlassen. Ausser-

ihnen haben noch andere griechische und römische Schriftsteller das Land beschrieben. Namentlich hat Plutarch eingehend die ägyptische Glaubenslehre geschildert. —

2. Religion und Kultus.

„Das älteste Besitztum der Völker neben der Sprache ist die Religion“. In einem Lande, wo, wie sonst nirgends auf der Erde, die Regelmässigkeit der natürlichen Verhältnisse in so bestimmter, charakteristischer Form in die äussere Erscheinung tritt, in einem Lande, in welchem das ganze Dasein ausschliesslich durch die eigentümliche Beschaffenheit des Naturlebens bedingt ist, mussten die alten Ägypter schon in frühester Zeit auch ihr ganzes Seelenleben mit der Natur in die innigste Wechselbeziehung bringen und bald von primitiven Kultusformen zu einer festen Gestaltung ihres religiösen Denkens und Empfindens gelangen. Indess ist bei dem Mangel jeder sicheren Überlieferung ein bestimmter Zeitpunkt für einen solchen geistigen Umschwung oder gar der Verlauf desselben in keiner Weise zu ermitteln. Selbst die ältesten Quellen, die Denkmäler, bringen bereits eine Religion zur Darstellung, die den typischen Stempel priesterlicher Spekulation trägt. Aus kosmischen Götterbegriffen hervorgegangen, erscheint sie als umfassendes Produkt spekulativer Thätigkeit, der ältesten, zu welcher das Menschengeschlecht sich erhoben.

In den lieblichen Fluren des Nillandes standen Sein und Nichtsein, Leben und Tod so nahe bei einander, dass das ganze Geistesleben der Bevölkerung, ihr Denken und Empfinden sich auf diese, in ihren tiefsten Ursachen unergründlichen, Erscheinungen richten musste. Sie glaubte

deshalb die wahre Aufgabe des Erdenwallens darin zu finden, die unheimliche Macht des Todes zu schwächen und die Leben schaffenden und erhaltenden Naturkräfte zu stärken und zu verherrlichen. So war denn ihr Religionsdienst fast ausschliesslich jener Kraft zugewendet, welche unablässig und sorglich dem ägyptischen Lande Leben und Fruchtbarkeit spendete — der Sonne.

Der Sonnendienst war der früheste Kern und das allgemeinste Prinzip des ägyptischen Götterglaubens, der wahre ägyptische Nationalkultus.

Als älteste Bezeichnung des Sonnengottes galt Ra. Da die Sonne den Ägyptern als die unveränderlich fortschaffende und erhaltende Macht, die sichtbare Verkörperung aller höheren Gottheiten erschien, so war dieser Ra der Vater und König der Götter, der „Herr der beiden Welten", der in der Sonnenscheibe thronte und in seiner Barke den weiten Himmelsraum durchmass. Von seiner Gnade leiteten die Herrscher Ägyptens ihre Würde und Gewalt ab; sie nannten sich „Söhne des Ra". Zu ihm wanderten die schuldlosen, reinen Seelen der Abgeschiedenen, um in seinen lichten Gefilden des ewigen Lebens teilhaftig zu werden.

Ra wurde besonders in Memphis und On oder Heliopolis (Sonnenstadt) verehrt. Hier stand sein uralter, weltberühmter Tempel. Hier erschien auch, von Osten kommend, alle 500 Jahre der Wundervogel Phönix und verbrannte sich auf einem, aus wohlduftendem Weihrauch errichteten Scheiterhaufen, ging aber alsbald verjüngt aus der Asche hervor und kehrte wieder in seine Heimat zurück. Dieser Mythus, der später als Symbol ewiger Verjüngung auch in den christlichen Sagenkreis kam und als Emblem des byzantinischen Kaiserreichs galt, ist wahr-

scheinlich die symbolische Andeutung des Sonnenlaufes in bestimmten, immer wiederkehrenden Zeitperioden.*)

Neben Ra und Osiris genoss in Memphis der Lokalgott Ptah die höchste Verehrung. Als „Vater des Lichts“ war er der „Geist der Wahrheit“, als „Gott des himmlischen Lichtes“ der „Herrscher des Himmels“. Er war der älteste Gott, der die Welt aus dem Chaos bildete. Neben seinem Heiligtum wurde in einer prächtigen Halle jener Stier Apis angebetet, der als heiliges Sinnbild der Sonne in ihrer erzeugenden Kraft angesehen wurde. Bei seinem Tode trauerte das ganze Volk so lange, bis die Priester einen neuen entdeckt hatten. Der Apis musste von schwarzer Farbe sein mit einem weissen Fleck auf der Stirn, zwiefachen Haaren im Schweife und einem Gewächs unter der Zunge. Aus der Art seines Benehmens, wenn jemand seine geheiligten Räume betrat, wurden schicksalsvolle Weissagungen verkündet.

Mit Ptah scheint die weibliche Gottheit Bast, „die den Ptah liebende Herrin von Memphis“, in Beziehung zu stehen. Zu Bubastis war ihr Heiligtum, nach dem Berichte Herodots, das anmutigste in ganz Ägypten. Zu ihrem heiteren Kultus strömten alljährlich die Bewohner in dichten Scharen herbei.

Die eigentliche Nationalgottheit der Ägypter aber war der Sonnengott Osiris mit seiner Gemahlin und Schwester Isis und seinem Sohne Horus. Osiris, der Geist des Segens und der „Herr des Lebens“, der Wohlthäter und Beglücker des Landes, wurde von seinem neidischen Bruder Typhon, dem „allmächtigen Zerstörer und Veröder“ und dessen 72 Genossen bekämpft und getötet. Sein Leichnam

---

*) P. Cassel: der Phönix und seine Ära. Berlin. 1879.

wurde in eine Lade geschlossen und diese dann in den Nil geworfen, auf dem sie in das Meer hinaustrieb. Trauernd und wehklagend suchte Isis den Leichnam ihres unglücklichen Gemahls. Endlich fand sie ihn an der fernen phönikischen Küste und kehrte mit ihm nach Ägypten zurück, wo er feierlich bestattet wurde. Zu This, der uralten Hauptstadt, befand sich seine heilige Grabstätte, von immergrünen Tamarisken beschattet. Noch in späteren Jahren wurde sie dort gezeigt, und reiche und fromme Ägypter liebten es, ihre Leichen in der Nähe bestatten zu lassen. Aus dem Totenreiche, in welchem Osiris fortan als Herrscher waltete, erschien er dem Horus, nachdem dieser erwachsen, und ermahnte ihn, Vater und Mutter zu rächen. Ungesäumt zog der treue Sohn zum Kampfe aus gegen den tückischen Typhon und erschlug ihn nach harter Gegenwehr. Darauf bestieg Horus den Thron seines Vaters und herrschte als der letzte der Götter über Ägypten.

In diesem sinnreichen Mythus, der offenbar erst von den Priestern erfunden wurde, ist das wechselvolle Naturleben des Nilthales symbolisch zur Anschauung gebracht. Typhon und seine Genossen sind die 72 Tage der Dürre und Hitze, die eintreten, sobald die Wasser des Nil abnehmen und die glühenden Winde aus dem Süden den kühlenden Nordwind verdrängen. Da wehklagt Isis, d. i. das ägyptische Land, und schreit nach dem Segen des Wassers, beweint das Absterben der Frucht und fleht zu den Göttern um neuen Segen. Wenn dann das Land durch die Überschwemmung von neuem befruchtet und die Saat ausgestreut wurde, bestatteten die Ägypter den Osiris. Sobald aber die Frucht wieder in frischem Grün sprosste, besiegte Horus, d. h. die erneute Kraft der sicht-

baren Sonne in ihren wohlthätigen Wirkungen, das neu erwachende Leben der Natur, der neue Segen des Jahres, — den Mörder seines Vaters, d. i. die Finsternis, den Winter, die Dürre. Horus ist das jugendliche Abbild des Ra. Ihm zur Seite steht Hathor, die „Herrin des Tanzes und Scherzes“, die Göttin der Liebeslust, des fesselnden Liebreizes. Sie ist ohne Zweifel nur eine lokale Form der Isis. Auch die in Sais verehrte Göttin Neith, der zu Ehren alljährlich das Lampenfest, eine grossartige Illumination, gefeiert wurde, ist nur ein Nebenbegriff der Isis. In ihr ist die empfangende und gebärende Naturkraft personificiert. Auf sie bezieht sich auch die berühmte Inschrift zu Sais*): ,Ich bin alles, was da war, was da ist und was da sein wird.“ —

Während der Isis- und Osiriskultus über das ganze Nilthal verbreitet war, wurde der Sonnen- und Naturdienst hauptsächlich im unteren Lande gepflegt. Oberägypten dagegen hatte seine eigene, in Namen und Kultusform abweichende, Götterwelt. Das Leben gebende Sonnenlicht und das schaffende Naturprinzip bildeten auch hier die Grundlage der religiösen Vorstellungen. Aber die uralten Göttergestalten: Chnum, der Weltschöpfer, und Mentu und Tum, welche die aufgehende und untergehende Sonne darstellten, wurden allmählig von Ammon, dem Lokalgott von Theben, überflügelt. Dies geschah zu der Zeit, da Theben der glänzende Herrschersitz des ganzen Reiches wurde und die erhöhte Bedeutung der Stadt nun auch durch den gewichtigen Einfluss der Priesterschaft und der Könige auf ihren Schutzgott überging. Nachdem im Laufe der Zeit noch andere Götterbegriffe auf ihn übertragen waren,

*) Plutarch: De Iside et Osiride. 9. —

nahm Ammon den ersten Rang im ägyptischen Religions- und Kultuswesen ein und wurde als Ammon-Ra der alles überstrahlende Sonnengott, der „König der Götter". Ihm brachten die Pharaonen fortan am liebsten reiche Opfer dar und zollten ihm inbrünstige Verehrung. Vor seinen Thron führten sie huldigend ihre Kriegsbeute und ihre Gefangenen; ihm errichteten sie in Theben jene vielbewunderten Prachtbauten und Heiligtümer, in deren reich geschmückten Hallen eine gläubige Menge zu seinem Preise heilige Lieder erschallen liess und ihm zu Ehren feierliche Prozessionen und glänzende Feste veranstaltete.

Ausser diesen Gottheiten gab es in der Volksreligion noch viele angesehene Lokalgötter. Doch sind diese grösstenteils nur verwandte Ideen und Zweige eines vieldeutigen Ganzen. So die Göttin Mut, die „Herrin der Finsternis", die Gemahlin des Chem, des Gottes der segensreichen Überschwemmungen und der üppigen Naturfülle, den die Griechen als Pan verehrten. —

Die ganze ägyptische Göttergeschichte stellt sich als „ein Schattenspiel im Zwielicht" dar. Nirgends begegnen wir lebensvollen, handelnden Gestalten; nirgends entdecken wir auch nur einen Zug jener märchenhaft bunten, bizarren und doch farbenhellen Phantasmagorie, in der sich die mythologischen Gebilde des indischen oder hellenischen Götterkreises bewegen.

Die Gründe, warum ein so reichbegabtes, frühentwickeltes, schöpferisches Volk wie die Ägypter nicht im stande gewesen ist, seinen Göttern ein wirklich plastisches Gepräge zu verleihen, die überlieferte Religionsidee lebendig fortzubilden, lagen sowohl in seiner Natur als in dem Charakter seiner Priester. Die Ägypter hatten keine Poesie voll frischer, lebensfroher Gestalten, voll drama-

tischer Charaktere; sie kannten nur religiöse Formen und Gebräuche in geheiligter Überlieferung, nur ergötzliche Feste und symbolische Handlungen, deren tiefere Bedeutung ihnen verschlossen blieb.

Kein Wunder also, dass ihr Religionsdienst, der sonst bei fortschreitender Kulturentwicklung sich zeremonienreicher, mannigfaltiger und feierlicher zu gestalten pflegt, schliesslich vollständig in äussere Werkheiligkeit überging, bestehend in mystischen Gebetsformeln, reichlichen Opferspenden und rituellen Reinigungen, in gewissenhafter Enthaltung von bestimmten Speisen, in peinlicher Beobachtung der vorgeschriebenen Fasten und der düsteren Trauergebräuche bei Todesfällen. Über der mechanischen Verrichtung dieser kleinlichen und äusserlichen Religionspflichten ging die innere Heiligung, der unmittelbare, geistige Verkehr mit der Gottheit verloren, und damit schwand zugleich der Sinn und die Empfänglichkeit für eine reinere Ausbildung der überlieferten Glaubenslehren.

Um so eifriger widmete sich die Priesterschaft dieser willkommenen Aufgabe. Ihrer spekulativen Natur folgend, bildete sie die kosmischen Urbegriffe, die allen Götterwesen innewohnen, zu natursymbolischen und kosmogonischen Systemen aus, deren eigentlichen, bedeutungsvollen Sinn sie in dunkelen Geheimlehren verhüllte.

Ihre Bestrebungen wurden begünstigt durch die Tiersymbolik, die sich schon frühzeitig in der ägyptischen Religionsgeschichte nachweisen lässt. Die Entstehung dieser höchst seltsamen Kultusform ist dagegen nicht zu ergründen. Bekannt ist nur, dass die Ägypter häufig ihre Götter mit den Köpfen in der Gestalt der ihnen geheiligten Tiergattungen darstellten. Es liegt deshalb der Schluss nahe, dass sie das Wesen der vorgestellten Gott-

heiten zugleich in den lebendigen, typischen Gestalten der Tiere wahrnahmen, welche sie ihnen zueigneten, dass die Gestalt jener ihnen das Wesen der Götter anschaulicher machte als die menschliche.*) Möglich ist auch, dass die ernste Stimmung der Nilthalbewohner in dem einfachen, beständig gleichen, instinktiven Tierleben dieselbe stabile, ewige Ordnung, dasselbe geheimnisvolle, unbegreifliche Naturgesetz zu erkennen glaubte, das sie im Grunde in ihren Göttern verehrten.

Das heiligste der auserwählten Tiere war, wie wir gesehen, der Stier Apis, der den Leben schaffenden Göttern zugeteilt war. Ihm gesellte sich der Sperber, der allen, dem Sonnenkultus angehörenden, Göttern geweiht war, während gewisse Schlangen dem Osiris und Chnum, die Katze der Geburtsgöttin Bast, der Widder dem Ammon geheiligt waren.

Allmählig nahm der Tierkultus einen rohen, materiellen Charakter an, besonders seit der Zeit, da die Priester die Göttergestalten in inhaltsleere Begriffsformen verwandelten und so zwischen den heiligen Geheimlehren und der Volksreligion eine tiefe Kluft schufen, die eine versöhnende Vermittlung zwischen den beiden feindlichen Elementen unmöglich machte. Man betrachtete jetzt das Tier als ein der Gottheit selbst geheiligtes und dehnte die fromme Verehrung auch auf dieses aus. Und je ge-

*) L. v. Ranke (Weltgeschichte. I. Leipzig; 1886) sagt in dieser Beziehung: „Der Stierdienst der Ägypter beruht auf einer Voraussetzung des Göttlichen in einigen Tiergestalten. Das artete nun in einen groben Götzendienst aus, aber man (d. h. offenbar nur „die Priester") vergass doch nie, dass alles symbolisch war; der Dienst galt allezeit dem in der Erscheinung verborgenen Gott." Vergl.: H. Brugsch: Religion und Mythologie der alten Ägypter. — Leipzig; 1884.

feierter und verbreiteter der Kultus des Gottes war, desto höher stieg auch das Ansehen und die religiöse Bedeutung des ihm geweihten Tieres, — eine religiöse Verirrung, die ganz ohne Gleichen in der Geschichte ist.

Wie die heiligen Tiere, so war auch der Mensch den Ägyptern eine feststehende Form der Erscheinung des göttlichen Lebens und Wesens. Jedoch in einem ganz anderen Sinne. Er galt nicht als eine Inkarnation einzelner Gottheiten oder ihrer Eigenschaften; wohl aber hatte er teil an ihrer Unsterblichkeit. Nach der lebenssatten, gramschweren Weltanschauung des Volkes, die es übrigens mit den meisten orientalischen Nationen teilte, begann das eigentliche, das wahre Leben erst in der Grüfte schaurigem Dunkel. Erst durch den leiblichen Tod sollte der Mensch zu „voller göttlicher Wesenheit gelangen".

Hieraus ergab sich ihnen nun die kindlich fromme Lehre, dass der Körper als Träger der persönlichen Erscheinung, auch wenn Leben und Seele von ihm gewichen, erhalten bleiben müsse, dass er durch Einbalsamieren vor der Verwesung zu schützen und vor jeder äusseren Störung durch die Natur oder durch Menschenhand sorglich an kühlen, unzerstörbaren, unentweihbaren Ruhestätten zu bewahren sei. Sowohl der menschliche Leib als der Körper der heiligen Tiere müssen ihrem naturgemässen Schicksal entzogen werden, da von ihrer Erhaltung die thatsächliche Existenz der Seele abhänge. Daher dieser starre Kultus des Todes, welcher das ganze Nilthal gleichsam in einen ungeheuren Sarkophag umschuf. Daher die angstvolle Sorge, die mit zäher Beharrlichkeit auf das Schicksal der Seele nach vollendetem Erdenleben gerichtet war.

Man kann in dem unaufhörlichen, angestrengten Ringen der einfältigen Menschenkunst wider die eiserne Natur-

notwendigkeit, in dem ausdauernden Bestreben, das Dasein des Menschen dem sicheren Untergange zu entreissen, eine gewisse Gedankenkühnheit, eine rührende Pietät erkennen; man kann auch mit dem romantischen Friedrich von Schlegel*) in dieser ägyptischen Sitte sogar ein seelisches Gefühl, eine unbestimmte Vorahnung des christlichen Glaubensmysteriums von der Auferstehung des Leibes entdecken und mit ihm der, allerdings wohl nur trügerischen, Meinung sein, „dass das geheimnisvolle, magnetische Band zwischen der befreiten Seele und dieser Mumie des irdischen Leichnams nicht ganz aufgehoben sei, dass es vielleicht wieder angeknüpft werde, dass auch dieser materielle Leib an der Unsterblichkeit seinen Teil haben und einst von neuem belebt und erweckt werden soll". — Aber das Schicksal der Mumien selbst, die moderne Wissbegier und die gierige Habsucht der jetzigen Bewohner des Nillandes ihrer Jahrtausende währenden Ruhe entrissen und zum teil vollständig vernichtet haben, beweist, dass die irdischen Dinge von keinem dauernden Bestande sind, dass sie alle am letzten Ende der Natur den schuldigen Tribut entrichten müssen. — Nur der Geist, die Idee des Wahren, Guten, Schönen, die sittliche That lebt unvergänglich fort.

Das Schicksal der Seele nach dem Tode war, der Lehre der Priester zufolge, abhängig von dem irdischen Lebenslauf. Sobald die Beisetzung des Körpers erfolgt ist, steigt die Seele zugleich mit der im Westen sinkenden Sonne in den Amenthes, das düstere Schattenreich, und empfängt vor den Totenrichtern, in deren Mitte Osiris auf erhabenem Sitze thront, ihr Urteil.

---

*) Friedrich von Schlegel: Philosophie der Geschichte. Wien; 1829.

Die Seele dessen, der sich eines frommen, sittlichen Lebenswandels befleissigt hat, geht ein zu den Gefilden der Seligen, den Sitzen der oberen Götter. Hier erfreut sie sich eines Lebens voll paradiesischer Unschuld und Glückseligkeit. Zuweilen kehrt sie auch wieder auf die Oberwelt zurück und verbindet sich mit einem Tier- oder Menschenleib. Die schuldbeladene Seele dagegen gelangt in den furchtbaren Höllenraum, der von grauenhaften Dämonen bewacht wird. Hier wird die Verdammte, die in Menschengestalt einherschreitet, schauderhaften Martern unterworfen; teils wird sie zerfleischt, teils in Kesseln gesotten, teils aufgehängt. — Man sieht, in der Erfindung von Schrecken ist der menschliche Geist allzeit entsetzlich fruchtbar gewesen, in der ägyptischen Vorzeit, wie in den Tagen des grossen Dante*), dessen mittelalterlich-christliche Höllen- und Fegefeuerphantasie auf Originalität keinen Anspruch erheben darf.

Die Idee ewiger Höllenstrafen ist in hohem Masse belästigend, erweckt und erhält das bange Gefühl der Furcht und eröffnet dadurch der Einwirkung des Priesters auf den Laien ein unbegrenztes Feld. Doch ist sie bei weitem nicht so schrecklich als der geradezu widerwärtige Gedanke: durch unermessliche Zeiträume, durch ungezählte Leiber zu wandern, immer von Neuem zu altern, zu sterben und wieder zu erstehen. Das Dogma von der Seelenwanderung, wohl das unheimlichste, das raffinierter Priestertrug über ein Leben nach dem Tod erfunden, haben die Ägypter mit andern Völkern gemein. Aber es ist von

---

*) Siehe des unsterblichen Dichters grossartiges Strafgedicht: Divina Commedia, eine „politische Satire auf die Verworfenheit seines Zeitalters“. —

ihnen nicht so konsequent, so schematisch, so riesenhaft pedantisch ausgebildet worden, wie beispielsweise im Brahmanen- und Druidentum.

3. Der Geheimbund und die Geheimlehre der Priester des Nillandes.

Wir hatten gesehen, dass die physische Beschaffenheit des ägyptischen Landes den gesellschaftlichen Entwicklungsgang seiner Bewohner, ihr ganzes Sein und Thun beeinflusst hat, und dass hieraus bereits in frühester Zeit eine Trennung nach Ständen und Berufsarten folgte. Gewohnter, herkömmlicher Brauch, sorglich gepflegte Überlieferung und der zähe, am Alten hängende Sinn schufen aus ihnen bald ein festgeschlossenes Kastenwesen.

Die höchste und einflussreichste Kaste bildeten die Priester. Sie verwalteten und besorgten nicht blos das Religionswesen, die Opfer- und Religionszeremonien, die heiligen Feste der Götter, sondern pflegten auch als der gebildetste und unterrichtetste Teil des Volkes die Wissenschaften und Künste, lehrten die Grundsätze und Verrichtungen der Arznei- und Heilkunde — ägyptische Ärzte genossen im Altertum eines bedeutenden Rufes*) — und verwalteten die Rechtspflege. (Nach Diodors Berichten wurde der oberste Gerichtshof von einem Kollegium von 30 Priestern gebildet.) Ihnen verdankte Ägypten die Ausprägung seiner religiösen Vorstellungen, die Entwicklung seines Kultus, sein Sittengesetz, seine Schrift.

---

*) Im 4. Gesange der Odyssee heisst es: „. . . wo (n. in Aeg.) auch jeder Arzt die Sterblichen all' an Erfahrung überragt; denn wahrlich, sie sind vom Geschlechte Paëons“. — Auf den Feldzügen begleiteten Militärärzte die Armeen. —

Die Summe der priesterlichen Wissenschaft Ägyptens dürfen wir durchaus nicht gering anschlagen. Die frühzeitige Erfindung und systematische Ausbildung der heiligen Bilderschrift, von der ihre Jünger einen ausgedehnten, kaum geahnten Gebrauch machten, gewährte, so schwerfällig sie auch war, das Mittel, den reichen Schatz probehaltiger Ergebnisse angestrengter Geistesarbeit, mühsamer Erfahrungen und weislicher Beobachtungen, alle bedeutenden Ereignisse der Zeit, alle erlangte Kunde allmählig zu erweitern und zu vermehren und den künftigen Geschlechtern sicher aufzubewahren. Aus unverwerflichen Zeugnissen erfahren wir, dass die priesterlichen Gelehrten einen umfassenden Kodex heiliger Literatur besassen. In 42 Büchern waren die Dogmen, Kultusformen, die Moral, die Regeln der heiligen Schreibkunst, des bürgerlichen Rechts, überhaupt die ganze, von ihnen ausstrahlende Weisheit niedergelegt.

Die Priester bildeten den Mittelpunkt und die Seele des ganzen Staatslebens; sie fügten das zeitliche und ewige Dasein des Volkes in feste Satzungen. Wenn auch im Nillande keine eigentliche Priesterherrschaft bestand, so erfreute sich nichtsdestoweniger die Priesterschaft einer entscheidenden Macht und Gewalt. Und das gottesfürchtige Volk zollte willigen Gehorsam einem Stande, der ihm die höchste Gnade der Götter, das ewige Seelenheil, erwerben konnte, und gönnte ihm aufrichtigen Herzens sein Ansehen, seine Macht und seine erhabene Stellung. Sogar die Pharaonen fühlten sich zu einem ehrfurchtsvollen Benehmen gegen die würdigen Diener der Religion veranlasst, obwohl alle religiösen Angelegenheiten und die Priesterschaft selbst ihrer obersten Leitung unterstanden. Es liegt darin die Anerkennung einer Art Oberlehnsherr-

lichkeit der „Kirche“ über das Königtum, wie sie im Mittelalter die Päpste mit erstaunlichem Erfolge geltend zu machen wussten.

Die Priester waren in zahlreiche Klassen und Körperschaften geteilt. Jedem Heiligtum stand ein Oberpriester vor. Unter ihm waltete bei den Opfer- und Orakelstätten der Prophet seines Amtes; diente der Tempelschreiber, dem die Verwaltung des Tempelgutes, die Überwachung der Tempelbauten und die Controlle über die Landvermessung übertragen war; beobachtete emsig der Sterndeuter den Himmel und die Gestirne und ordnete das Kalenderwesen; traf der Stolist die mannigfachen Vorbereitungen für die heiligen Opferhandlungen, sorgte für die gewissenhafte Beobachtung des vorgeschriebenen Rituals, für die angemessenen Ausschmückungen der Götterbilder, leitete die prunkvolle Feier der zahlreichen Religionsfeste, an denen der Ägypter sich seiner gewöhnlich ernsten Stimmung entschlug und sich in einer Fröhlichkeit erging, die gar oft in zügellose Saturnalien ausartete. Schliesslich ist noch der trefflich geschulte Chor der heiligen Sänger zu erwähnen, welche mit harmonischen Weisen die religiösen Handlungen während des Götterdienstes begleiteten.

Unter diesen Ämtern war das des Propheten oder Orakelkündigers und das des Sterndeuters von hervorragender Bedeutung. Jene wussten bei Ausübung ihrer mystischen Obliegenheiten nach Bedürfnis die halbe oder ganze Maschinerie klerikaler Listen und Täuschungen in Bewegung zu setzen und befanden sich augenscheinlich recht wohl dabei. Diese wurden durch die natürlichen Verhältnisse des Landes geradezu auf eine eifrige Beobachtung des Himmels hingewiesen, „dessen Konstellation

ihnen das Nahen der Überschwemmung, den höchsten Stand und die Wiederabnahme derselben verkündete". Indem sie nun den Einfluss der Gestirne auf das Land in dem Steigen und Fallen des Wassers, in der Zu- und Abnahme der Hitze wahrnahmen, konnte es nicht ausbleiben, dass sie auch den regelmässigen Bewegungen der Himmelskörper ähnliche Wirkungen auf Leben und Gedeihen, auf Glück und Unglück der Menschen zuschrieben, eine Auffassung, welche wieder eine genaue und emsige Beobachtung des Himmels zur Folge haben musste. Wie bedeutend die astronomischen Kenntnisse der Ägypter gewesen sind, beweist die frühzeitige Berechnung und Feststellung des Sonnenjahres auf 360, dann auf 365 Tage. Immerhin aber reichten sie nicht heran an den Umfang und die Bedeutung derjenigen, durch welche die Chaldäer sich einen berühmten Namen gemacht haben.

Der grössere Teil der Beschäftigung, welche die Priester dem Sternenhimmel zuwendeten, war der Astrologie gewidmet. Jeder Monat, jeder Tag, ja, jede Stunde des Tages war dem besonderen Einfluss eines mächtigen Schutzgottes zugewiesen. Aus diesen Bedeutungen der Tage und Stunden wussten die Sterndeuter das wechselvolle Geschick des Lebens vorauszusagen, zu bestimmen, welcher Ausgang jedem Vorhaben bevorstehe. — Die Wahrsagekunst und das Orakelwesen wurde bis zum Raffinement ausgebildet. Man denke nur an die mosaischen Erzählungen von den jongleurmässigen Kunstfertigkeiten der ägyptischen Zauberer d. i. der Priester. Damit hing das ganze abergläubische Wesen der Magie und Zauberei zusammen, um deswillen Ägypten als das grosse Zauberland berühmt war im Altertum und bis in die neueste Zeit hinein. Wollten doch alle die grossen Schwindler

und Gauner des 18. Jahrhunderts ihren magischen Hokuspokus in Ägypten erlernt haben.*)

Den höheren Ständen der Priester folgten die niederen. Hierzu gehörten die Tabernakelträger, welche die kunstvollen Götterbilder bei festlichen Umzügen trugen und praktische Heilkunst übten. Ihnen schloss sich die grosse Zahl der Einbalsamierer, der Wärter der heiligen Tiere, der Tempeldiener an.

Zur Ausübung ihrer mannigfaltigen Standespflichten bedurften die Priester mühsamer Studien, die ihre ganze Zeit in Anspruch nahmen. Und da ihre Macht hauptsächlich auf der Ehrfurcht des Volkes und dem blinden Glauben an ihre Heiligkeit beruhte, so mussten sie auch aus Rücksicht auf diese Meinung sich manche Entbehrungen auflegen, sich manche Lebensgenüsse versagen. Sie hatten ein heiligeres und reineres Leben zu führen, als das gewöhnliche Volk. Sie unterwarfen sich strengen Reinheits-, Speise- und Ceremonialgesetzen, hielten häufig Fasttage und nahmen von Zeit zu Zeit Kasteiungen vor, durften nur eine Frau heimführen, während dem Laien neben der ersten Frau noch mehrere Weiber gestattet waren.

In unmittelbarer Nähe der Göttersitze, um den Haupttempel jeder Landschaft, war eine priesterliche Genossenschaft, deren Leben man sich als ein klösterlich gemeinsames zu denken hat, unter einem Oberpriester angesiedelt. Dieser bewahrte die Kultusformen, Opfergebräuche, Reli-

---

*) Anhänger der Astrologie waren bekanntlich in neuerer Zeit auch erleuchtete Geister, wie Ph. Melanchthon, Tycho Brahe (1546—1601) Joh. Kepler (1571—1630) und Wallenstein. Diesem wurde von Kepler im Jahre 1629 zu Sagan das hohe Glück verkündet, das ihm bald darauf thatsächlich zu teil geworden ist.

Vergl. Mensinger: Über ältere und neuere Astrologie. Berlin, 1872. Häbler: Astrologie im Altertum. Zwickau; 1879.

gionssagen und Rituale, bildete sie aus und pflanzte sie fort. Das Priesteramt war erblich. Strebsame und talentvolle Söhne wurden in den Priesterschulen zu künftigen Trägern und Lehrern der überlieferten Weisheit herangebildet, und es erscheint als ein ganz natürliches Bestreben, wenn die Priester die Errungenschaften eines langen, arbeitsvollen Lebens in ihren Familien festzuhalten suchten. —

Während die Volksreligion mehr und mehr in finsterem Aberglauben und äusserer Werkheiligkeit aufging, während Zauberei und Dämonenglauben, der Dienst der heiligen Tiere, prunkvolle Feste und Umzüge, zeremonielle Gebetshandlungen, glanzvolle Opfer und rituelle Vorschriften das Geistesleben der religionsbeflissenen Menge gefangen hielten, fasste die Priesterschaft die religiösen Elemente des Landes zu einem Ganzen zusammen und, indem sie das Verwandte verknüpfte und das Unentwickelte seinen Zielen zuführte, bildete sie mit der Zeit ein religiöses Lehrgebäude aus, das in allen seinen Teilen streng geheim gehalten und nur dem Eingeweihten mitgeteilt wurde.

Diesem Geheimnis scheinen sogar die grossartigen Tempelanlagen gedient zu haben. Durch stattliche Höfe, schattige Säulenhallen, prächtige Säle gelangte man allmählig in das Allerheiligste, in das geweihte Haus des Gottes, dessen Schwelle nur der Fuss des Königs oder Oberpriesters überschreiten durfte. Man suchte eben durch gewaltige Eindrücke auf die leicht erregbare Phantasie zu wirken, in dem naiven Gemüte dessen, der in ehrfurchtsvollem Schweigen hin zu der einsamen, heiligen Gottesstätte wallte, den ernsten Gedanken einer feierlichen, andächtigen Prozession hervorzurufen und zu erhalten. „Das Ganze hat den Ausdruck des feierlichen Ernstes, der

ehrfurchtsvollen Annäherung, des priesterlichen Geheimnisses. Erst vorbereitend, Erwartung erregend, dann imponierend, dann in wohlberechneter Steigerung mehr und mehr in das mystische Dunkel zur innersten Stätte der Weihung und Anbetung einführend."*)

Jede Geheimlehre hat eine Art Geheimbund zur Voraussetzung. Das dürfte auch bezüglich der ägyptischen Priester zutreffen. Sie bildeten offenbar eine geheime Ordensgesellschaft, über deren Organisation und Formen leider nur dürftige Nachrichten vorliegen. Unsere ganze Kunde hierüber beschränkt sich auf einzelne Bemerkungen jener griechischen Schriftsteller, deren wir oben Erwähnung gethan. Sie waren Eingeweihte, doch war ihnen das strengste Stillschweigen zur Pflicht gemacht. Ihren Andeutungen zufolge scheint die Einweihung eine stufenweise gewesen zu sein, wie denn auch der Priesterstand in verschiedene Stufen und Grade zerfiel. Der Suchende musste sich einem weitläufigen Zeremoniell unterwerfen, wurde unaufhörlich durch sinnreiche Symbole zum Nachdenken angeregt, bis er endlich in den letzten Grad eingeführt wurde und damit die höchste Stufe der Weisheit erklommen hatte.

Auch über das Wesen und den Inhalt der Lehre der Ägypter sind wir nur mangelhaft unterrichtet. Das Mysterium lief wahrscheinlich auf religiöse und philosophische Doctrinen hinaus.

Zuerst scheint die Priesterschaft bestrebt gewesen zu sein, die einzelnen Lokalgötter, welche bekanntlich mannigfaltige Naturkräfte symbolisierten, zu vereinigen und in bestimmte Ordnung zu bringen. Hieran scheint

*) K. Schnaase: Gesch. der bild. Künste bei den Alten. Düsseldorf, 1865—76. (8 Bde. 2. Aufl.)

sich dann die zweite Aufgabe geschlossen zu haben, alle jene Naturkräfte in ihrer physischen oder kosmischen Kausalität zu erfassen, den Zusammenhang des Lebens zu begreifen, und schliesslich die völlige Einheit der göttlichen Geister zu finden, die zahlreichen Göttergestalten als Erscheinungsformen eines Wesens zu betrachten.

Wir werden nicht fehl gehen, wenn wir annehmen, dass die gesamte spekulative Geistesthätigkeit der ägyptischen Theologen der Vorstellung von einem einzigen, persönlichen Gott zugewendet war, ein Dogma, das in seiner Art nicht weniger gigantisch ist, als die von einem Gefühl der Ewigkeit umwehten gewaltigen Bauwerke, die Pyramiden. Hierauf will ohne Zweifel auch Plutarch in seiner religions-philosophischen Schrift „Isis und Osiris" hindeuten, wenn er im Hinblick auf die ägyptische Theologie und ihre mystischen Lehren erzählt: Nur ein vernünftiges Wesen ordne und regiere die Welt. Wer aber eine richtige Vorstellung von diesen Dingen, wie überhaupt von den ägyptischen Mysterien erhalten wolle, müsse zuvörderst der Philosophie sich widmen und sie als Gefährtin und Lehrerin gebrauchen. — Ausserdem war zur Zeit der höchsten Blüte Thebens, der nationalen Grösse und des priesterlichen Glanzes bereits „allen Wissenden geläufig, dass der Sonnengott der einzig wahre Gott war, der sich selbst geschaffen und den man in Wirklichkeit unter den zahllosen Göttergestalten allein verehrte."

Es leuchtet ein, dass angesichts der vollendeten Vorstellung von einem persönlichen Schöpfer das ganze künstliche Gebäude der Mythologie in sich zusammenstürzt. Daher wurden denn auch, nach den sicheren aber unvollkommenen Überlieferungen Herodots und Plutarchs, alle

Jünger der ägyptischen Mysterien auf den trügerischen Schein der Mythen hingewiesen und ihnen die kosmogonischen Keime, die in den bunten Göttergestalten der Volksreligion enthalten waren, und ihre wahre Bedeutung rationalistisch hergeleitet und erklärt. „In den Tempelhallen am Nil, sagt Johannes Scherr*), hat der menschliche Gedanke vor Jahrtausenden mit ausserordentlicher Kühnheit und Energie die grosse Rätselfrage nach des Menschenlebens Sinn und Frommen zu beantworten unternommen. Der theologische Dämon Alt-Ägyptens und der philosophische Genius Alt-Indiens lassen in der abendländischen Gedankenwelt bis zum heutigen Tage herab überall ihre Flügelschläge hören." —

II. Babylonien und Assyrien.

1. Land und Leute am Euphrat und Tigris.**)

Von den hochragenden Bergen Armeniens stürzen die Wasser zweier gewaltiger Ströme, des Euphrat und Tigris, in die gen Süden sich ausdehnende, unabsehbare Tiefebene, umschliessen das bekannte „Stromland der Mitte" (Mesopotamien), bilden fruchtbare Thäler mit einem üppigen Blumen- und Pflanzenwuchs in herrlichster Farben-

---

*) Johannes Scherr: Allgemeine Geschichte der Literatur. 7. Aufl. Stuttgart. 1887.

**) H Kiepert: Lehrbuch der alten Geographie; Berlin 1878. — H. A. Daniel: Handbuch der Geographie I. Teil. Leipzig; 1881. — C. Schrader: Die Keilinschriften und das alte Testament. Giessen; 1872. — Derselbe: Keilinschriften und Geschichtsforschung. Giessen; 1878. — Mürdter: Geschichte Babyloniens und Assyriens. Stuttgart; 1882. — F. Hommel: Geschichte Babyloniens und Assyriens. Berlin; 1885—88.

pracht und streben endlich gemeinsamen Laufes dem persischen Golfe zu.

Diese Tiefebene, von deren ausserordentlicher Fruchtbarkeit die alten Schriftsteller Herodot und Xenophon die glänzendsten Schilderungen entwerfen, die berühmt ist als Schauplatz blutiger Kämpfe, als Heimat jugendstarker Völker, als Sitz uralter Königsgeschlechter, ist das Land Sinear, der alte Gottesgarten, auch Chaldäa oder Babylonien genannt. Ihre natürlichen Verhältnisse gleichen denen Ägyptens. Wie dort der Nil, so sind hier Euphrat und Tigris die Leben und Frucht spendenden Faktoren.

Im Mai und Juni überschwemmen die beiden Flüsse, denen die weiten Schneefelder ihrer Quellgebiete unerschöpflichen Zufluss gewähren, das dürstende Land und setzen hier eine fette Fruchterde ab. Durch unzählige Dämme, kleine und grosse Kanäle, durch kunstvolle Wasserbauten und Bewässerungsanlagen, durch riesige Maschinen und Pumpwerke, die im ganzen Altertum zu staunender Bewunderung hinrissen, wurden verheerende Überflutungen abgewendet, den brausenden Gewässern ein sicherer Lauf bereitet und das befruchtende Nass auch entlegeneren Gegenden zugeführt. Das tiefe Lager von schwerem Humus gewährte in dem günstigen Klima jährlich zwei bis drei reiche Ernten und schuf ein üppiges, mit schlanken Palmen-, schattigen Cypressen- und blühenden Obstbaumwäldern geschmücktes Land, in welchem eine befähigte Bevölkerung bereits in den ersten Jahrhunderten des zweiten Jahrtausends vor Chr. sich zu einer vielseitigen, glänzenden Kultur empor gearbeitet hatte, die dreist mit der Ägyptens wetteifern konnte, und in welchem ein so festgefügtes Staatswesen zur Entfaltung kam, dass die über dasselbe dahinbrausenden Stürme einer lebensfeind-

lichen, mitleidslosen Zeit kaum eine merkliche Spur hinterlassen haben. Heute freilich ist von der ehemaligen Blüte des reichen Gottesgartens unter der langen, rohen Türkenherrschaft nichts mehr zu schauen. Sagt doch ein arabisches Sprichwort: „Wohin der Türke einmal seinen Fuss gesetzt, da wird der Boden auf hundert Jahre unfruchtbar.“ Eine wüstenähnliche, weite Einöde ohne Vegetation, ohne Ackerbau, durchzogen von wilden Räuberhorden, heimgesucht von unermesslichen Heuschreckenzügen, versengenden Glutwinden, umfängt heute den Reisenden, wo ehemals nur „Milch und Honig flossen“. Ungeheure Ruinenfelder zeugen allein von vergangener Grösse, von versunkener Herrlichkeit. „In der ewig feierlichen Stille dieser Trümmerwelt“, sagt Carl Ritter, „erblickt man den weithin ziehenden breiten Spiegel des Euphrat, der voll stiller Majestät jene Einsamkeit durchwandert, wie ein königlicher Pilger die schweigenden Ruinen seines versunkenen Reiches. Die Paläste und Tempel, die Prachtbauten sind alle in Schutt und Graus zerfallen; statt der hängenden Lustgärten und der blühenden Paradiese bedecken graue Rohrwälder die sumpfigen Uferstellen, und eben da, wo einst die Gefangenen von Israel in der geschäftigen Herrscherstadt über das gefallene Jerusalem ihre Klagelieder singen mussten und ihre Harfen schlugen, da sind nur noch die unvergänglichen, einzelnen Weiden hie und da stehen geblieben, in deren Einöde aber weder ein Trauerlied noch eine Freudenstimme ertönt“.*)

Nicht so fruchtbar als Babylonien, aber ausgezeichnet durch ein kräftigeres Klima ist das Gebirgsland Assyrien,

*) Vergl. Carl Ritter: Die Erdkunde im Verhältnis zur Natur und zur Geschichte der Menschen. (III. Buch: West-Asien). Berlin: 1854—55. —

das sich von dem östlichen Ufer des Tigris bis zu den Ausläufern der westlichen Randgebirge von Iran erstreckt. Grünende Hügelketten mit geschützten Thälern, in denen Getreide, Feigen, Oliven und die Weinrebe gedeihen, durchziehen das gut bewässerte Land und wechseln, namentlich im Norden, mit romantischen Gebirgslandschaften ab, deren Höhen mit stattlichen Eichen- und Nussbaumwaldungen gekrönt sind.

Diese Landschaft war die ursprüngliche Heimat Abrahams. Von hier zog er in die grasreichen Weideplätze des von genügsamen Wanderhirten bevölkerten Mesopotamiens hinab. Hier lag auch — auf dem östlichen Ufer des Tigris gegenüber dem heutigen Mosul — Ninive, die riesige Handelskapitale des assyrischen Reiches, in welcher alle Elemente des damaligen Völkerlebens sich begegneten, die zweite Wunderstadt in dem sagenberühmten Stromlande, von welcher der Prophet Jonas berichtet, dass sie drei Tagereisen lang und von mehr denn zwölf Myriaden Menschen bewohnt sei, während Nahum die unendliche Fülle ihrer Schätze rühmt und Zephanja tadelnd ausruft: „Das ist die fröhliche Stadt, die sorglos wohnende, die in ihrem Herzen spricht: „„Ich und ausser mir keine mehr!““ — Man wird diesen Schilderungen einigermassen Glauben schenken dürfen, wenn man das Wesen der orientalischen Städte in betracht zieht,*) die blühende Gärten und ausgedehnte Weideplätze für Rinder- und Pferdeherden einschlossen, die selbst im Falle einer Belagerung fruchtbares Land genug boten, um hinreichend Getreide zum Unterhalt der Bevölkerung zu bauen.

In Ninive residierte das grosse, in mythisches Fabel-

*) Vergl. A. H. Layard: Niniveh and its remains. London; 1849. (Deutsch von Meissner. — Leipzig; 1852).

wesen gehüllte, Herrscherpaar Ninus und Semiramis. Jener ist augenscheinlich nur eine Personification der Hauptstadt, diese dagegen, deren schauderhafte Messalina- und Vampyr-Natur in zahlreichen Zügen an den Zar Peter den Grossen, seine Gemahlin Katharina und seinen Sohn Alexei erinnert, erscheint keineswegs als eine rein symbolische Figur. In frischer, lebensvoller Gestalt hat sie Jahrtausende in dem lebendigen Bewusstsein der Orientalen fortgelebt. Dabei ist sie allmählig durch dichterische Sagenbildung „zu einer idealen Gestalt verklärt worden, in welcher die am meisten bewunderten Eigenschaften des Morgenländers: weibliche Schönheit und männliche Thatkraft, unwiderstehlicher Liebreiz und kriegerische Kühnheit vereinigt waren."

Soweit die uralten Erinnerungen des Menschengeschlechts hinaufreichen und die dichtenden Sagen uns künden, war das Stromgebiet des Euphrat und Tigris nach der grossen Flut die erste Wohnstätte bildungsfähiger Völker semitischen Stammes. Authentische Kunde hierüber gewähren aber erst, neben der hebräischen Tradition vom Thurmbau zu Babel, die nach priesterlichen Aufzeichnungen verfassten Geschichtsbücher des Berosos, eines Priesters des Bel am Tempel zu Babylon, eines Zeitgenossen des ägyptischen Historiographen Manethos. Obwohl sie nur in wenigen Fragmenten auf uns gekommen sind, so gewinnen wir doch aus ihnen eine ungefähre Anschauung von der successiven Entstehung der Ordnung und Bildung unter der Bevölkerung und von der Entwickelung des kosmogonischen Systems, welches die babylonischen Priester aufgestellt hatten. Die uralte Sage von der Sintflut d. h. der grossen Flut, von der Berosos erzählt, die auch auf den, aus den Ruinen Ninives ausgegrabenen, Schrift-

tafeln verzeichnet steht und die durch die biblischen Berichte in vertiefter Gestalt erhalten ist, hat in Mesopotamien ihre eigentliche Heimat. Verwandelten doch die reissenden Fluten der berühmten Parallelströme ehedem, da ihnen noch keine künstlichen Schranken gesetzt waren nicht selten das ganze Niederland in ein weites, brausendes Meer. Die ganze Bedeutung der Sintflutsage liegt in dem Umstande, dass sie auf eine gemeinsame Heimat der semitischen Stämme des Euphrat- und Tigrislandes hinweist. Ähnliche Flutsagen finden sich in allen Gegenden, welche durch Überschwemmungen heimgesucht werden: in Indien, Thessalien, Böotien. —

Nachdem die Entzifferung der assyrisch-babylonischen Keilschrift, einer Bilderschrift nach Art der Hieroglyphen von 400 Zeichen, gelungen, weiss man, dass das älteste Kulturvolk der babylonischen Tiefebene die Sumerier gewesen sind.

Ihre, der Vorgeschichte angehörigen, Ansiedlungen sind am untern Euphrat zu suchen. Hier ragten ihre stolzen Priesterburgen Ritu, Ur, Arku u. s. w. empor. Und aus dem undurchdringlichen Dunkel ungezählter Jahrhunderte erhalten wir ziemlich sichere Kunde von der historischen Gestalt eines Priesterfürsten Likbagas von Ur, der dem Gotte Sin, dem Himmelslichte, grossartige Tempelbauten errichtete.

Seine Nachfolger scheinen lange Zeit ein hierarchisches Stillleben geführt zu haben, bis sie endlich, etwa um das Jahr 2280 v. Chr., durch den plötzlichen Einbruch der Elamiten aus ihrer behaglichen Ruhe aufgerüttelt wurden. Sie kamen von Süd-Osten her, eroberten Mesopotamien, unterwarfen Syrien und Palästina und entlehnten der alten babylonischen Kultur die ersten Grundlagen ihrer

Gesittung, die sie dann später allerdings selbständig weiter entwickelt haben. Damals war die Stadt Sippara, am Euphrat gelegen, das wichtigste Zentrum chaldäischer Bildung. Von ihr ging eine semitische Königsdynastie aus, als deren Begründer der in der Sage gefeierte Heldenkönig Sargon gilt. Ein eifriger Förderer und Verehrer sumerischer Weisheit liess er die religiösen Gesänge und Hymnen des Urvolkes, ihre magischen und astronomischen Tafeln in das semitische Idiom übersetzen und zu Arku in einer grossen Bibliothek aufbewahren.

Den letzten Wendepunkt der altbabylonischen Geschichte führten die kriegerischen Bergstämme der elamitischen Kassi herbei. In einer langen Reihe schwerer Kämpfe unterwarfen sie Nord- und Südchaldäa. Ihr sagenberühmter Fürst Hammurabi schlug in der heiligen Tempelmetropole Babylon seinen, von märchenhaftem Zauber umflossenen, Herrschersitz auf. Seitdem trat Sippara in den Hintergrund und Babylon wurde das glänzende Reichszentrum des Zweiströmelandes.

Die Eroberer nahmen bald Sprache und Gesittung der Unterworfenen an. — Die späteren Jahrhunderte erfüllte der harte Kampf mit dem mächtig emporstrebenden, hochbegabten Nachbarvolk der Assyrier, „der ersten erobernden Macht, der wir in der Weltgeschichte begegnen“. Der Krieg endete schliesslich mit der gänzlichen Niederlage des alternden Babyloniens.

Unter den chaldäischen Königen gelangte das Stromland zu einer hohen Blüte innerer Kultur und äusseren Wohlstandes. Die Stadt Babylon selbst mit einer Bevölkerung, die nach Millionen zählte, mit ihren gigantischen Ringmauern, mit ihrer imposanten Königsburg, die umfangreiche, mit den ganzen raffinierten Einrichtungen eines

verweichlichenden Luxus und einer entnervenden Wollust ausgestattete, Palastgebäude umschloss, mit ihrem riesenhaften, bis zu einer Höhe von 600 Fuss in 8 verjüngten Stockwerken sich pyramidalisch erhebenden Beltempel, erregte die ungeteilte Bewunderung der alten Völker. Der Beltempel wurde zu den 7 Weltwundern gerechnet. Es war jener Thurm zu Babel, der nach der hebräischen Überlieferung bis in den Himmel ragen und dem Volke von Sinear einen Namen machen sollte, aber die Eifersucht Jehovas erregte und so die Ursache der Scheidung und Verwirrung der Sprachen wurde. Wie in der heiligen Flutsage, so scheint auch hier noch eine dunkle Erinnerung an die ehemalige Stammverwandtschaft und die dann erfolgte Trennung des hebräischen Volkes von den chaldäischen Stammesgenossen aufbewahrt zu sein. —

Die üppige Fruchtbarkeit des Landes, die günstige geographische Lage an zwei mächtigen Strömen, welche die bequemste Verbindungsstrasse zwischen Ost- und Westasien darbieten, reizten und nötigten die Bewohner zu regsamer Thätigkeit und Betriebsamkeit und boten dem intelligenten Volke eine günstige Gelegenheit zur Entwicklung und Ausbildung einer schaffensfreudigen Industrie, deren kunstvolle Erzeugnisse auf dem ganzen Erdenrunde ein vielbegehrter Handelsartikel waren. In hohem Ansehen stand besonders die künstlerische Fertigkeit der Babylonier in Bereitung feiner Webereien, prächtiger Gewänder und kostbarer Teppiche mit allerlei eingewebten Wundertieren. „Schöne Mäntel aus Sinear“ waren in Kanaan schon zu Josuas Zeiten bekannt. Nicht minder gepriesen waren die ausserordentliche Geschicklichkeit der babylonischen Edelschmiede im Schneiden und Fassen kostbarer Steine und die chemischen Kenntnisse, welche

die einheimischen Fabrikanten in der Herstellung wohlriechender Salben und duftender Wasser zu verwenden wussten. Ein überaus lebhafter Handelsverkehr*) zu Wasser und zu Lande, der sich bis nach Indien und Ceylon, nach Kleinasien und Syrien, nach Arabien und Ägypten erstreckte, lieferte die nötigen Rohprodukte und sicherte den Erzeugnissen des einheimischen Kunst- und Gewerbefleisses lohnenden Absatz.

Die kommerzielle Thätigkeit wurde in hohem Masse gefördert durch die Einführung der Münze, des Masses, des Gewichtes, Erfindungen, welche, wie überhaupt der Strom babylonischer Kultur, mit geringen Abänderungen, teils zur See durch Vermittlung der Phöniker, teils auf dem Landwege über Kleinasien zu Griechen und Römern und damit später auch in das romanisch-germanische Europa übergingen. — Babylon hat unzweifelhaft die meisten Steine zu jenem gewaltigen Bau, den wir die Civilisation nennen, beigetragen.

Handel, Ackerbau und Industrie überschütteten die Babylonier mit fabelhaften Reichtümern. Diese förderten nicht nur üppiges Wohlleben, uneingeschränkte Genusssucht, sondern auch die allgemeine Bildung und den Kunstsinn, der sich besonders in der Herstellung der öffentlichen Gebäude und in der Einrichtung der Privathäuser kundgab. —

*) Vergl. K. Andree: Geographie des Welthandels mit geschichtlichen Erläuterungen. I. Bd. Stuttgart; 1867. —

2. Das Religionswesen der Babylonier und Assyrier.*)

Die Religion der Babylonier entspricht in ihren Grundformen der aller Naturvölker. Den Kern der Naturreligion bildet die absolute Abhängigkeit des Menschen von der Natur, deren übermächtiger Gewalt er noch nicht genügend sittliche Kraft, nicht genug geistige Freiheit entgegenzusetzen vermag, und der er sich daher als einer unabänderlichen Notwendigkeit unterwirft. So bestand auch der babylonische Götterdienst in unbedingter, unbegrenzter Hingabe an das geheimnisvolle, ewige Gesetz der Naturnotwendigkeit. Diese götterdienstliche Opferung führte zu einer furchtbaren Verwilderung und Erniedrigung der Menschennatur, zu einer widerwärtigen Entwürdigung des ganzen Lebens, aber doch nicht zu jener bestialischen Grausamkeit und Wollust, von der andere semitische Kulturformen, wie die der Phöniker, ein so abschreckendes Beispiel geben.

Die Naturgewalt zerfiel den Babyloniern in zwei Grundkräfte, in eine männliche und weibliche. Jene waltete in der Sonne, im Feuer, in den Gestirnen, diese dagegen repräsentierte das feuchte, fruchttragende Element, das Wasser und die Erde. In der stillen Anmut und Schönheit des vegetativen Naturlebens glaubte man die Kraft und das Wirken der Göttinnen zu erkennen.

Als oberster Himmelsgott galt Anu, „der Erstgeborene unter den Göttern, der Vater der Götter, der Herr der Finsternis.“ Sein Reich war der unermessliche, unbewegliche Fixsternhimmel. Als Schöpfer der himmlischen

*) Vergl. M. Duncker. a. a. O. Bd. I. — C. Schrader: Die Höllenfahrt der Istar, ein altbabylonisches Epos. Giessen; 1874. —

Welt wurde Bel verehrt, während in Êa die schöpferische Kraft der Gottheit zur Darstellung gebracht wurde. Als ihre Gattinnen wurden Nana, Belit und Dav-Kina bezeichnet, „die Mütter der Götter, die Frauen der grossen Götter, die Königinnen der Erde und der Fruchtbarkeit."

Belit oder Mylitta, wie Herodot sie nennt, war die Göttin Babylons. Als Mondgöttin erleuchtete sie den nächtlichen Himmel mit ihrem milden Lichte. Ihr waren die Fische als ausserordentlich fruchtbare Tiere und die Tauben, die zärtlichen Vögel der Üppigkeit und der Liebesgier, geheiligt. Auf ihrem Altare wurden nur unblutige Opfer dargebracht. An ihren Festen sassen die Frauen und Töchter Babylons in langen Reihen im Hain des Tempels, um sich zu Ehren der Göttin einmal in ihrem Leben einem Fremden preiszugeben. Diese nach unsern Anschauungen im höchsten Masse anstössige und verwerfliche Sitte beruhte eben, wie oben angedeutet, auf der in allen semitischen Religionen herrschenden Vorstellung, dass man nicht zögern dürfe, der Gottheit das Liebste und Teuerste zum Opfer zu bringen. „Hier sehen wir also durch die Macht einer fanatischen Religion die ehernen Schranken durchbrochen, die sonst die asiatische strenge Sitte unerbittlich um die Frauen zog. Wir sehen den Fremden zugleich auf eine, besonders dort sehr auffallende Weise begünstigt."*)

Aus dem Dogma vom Sonnengott Bel entwickelte sich ein complicirtes System des Gestirndienstes. Bestimmte Himmelserscheinungen wurden einzelnen Gottheiten zugeschrieben, derart dass merkwürdigerweise dem Monde der Vorrang vor der Sonne eingeräumt wurde.

*) Vergl. F. Creuzer: Symbolik und Mythologie der alten Völker. II. Teil. Leipzig und Darmstadt; 1841.

Als Mondgott, der die Erde beschirmt und erwärmt, wurde Bels Sohn Sin verehrt. Als dessen Sohn galt der Sonnengott Samas, während Bin oder Raman als der Herr der Atmosphäre und ihrer Erscheinungen: des Regens, des Donners, des Blitzes angesehen wurde.

Der Himmelstrias standen die fünf Planetengötter zur Seite: Adar d. h. der Erhabene (Saturn), Marduk (Juppiter), Nergal (Mars), Istar (Venus) und Nebo (Merkur). Der Istar war ein geheimnisvoller Gatte, Dûri (Adonis), gesellt. Sein frühzeitiger Tod veranlasste die Göttin zur Wanderung in die Unterwelt, in das Land ohne Heimkehr. —

Die Planetengötter bildeten mit den beiden Göttertriaden und der Belit das Zwölfgöttersystem, „die oberste Rangstufe in der göttlichen Hierarchie Chaldäas.“ Neben diesen Obergöttern, von denen jeder ausser seiner Gattin zahlreiche Geliebte hatte, gab es noch unzählige Lokalgötter niederen Ranges. —

Der babylonische Pantheon kehrte in Assyrien wieder. Auch hier bildete der Gestirndienst die wichtigste Kultusform. Doch galt als Obergott Asur, der nationale Schutzgott des Volkes. Ihm lag besonders die Beschützung des Königs ob, so oft dieser in den Krieg zog. In den siegreichen Kämpfen, die angeblich Asur mit Löwen und anderen wilden Tieren bestanden hatte, war die alles überwältigende Stärke der Nation symbolisch zum Ausdruck gebracht. Die riesigen Statuen der geflügelten Löwen und Stiere mit bärtigen Männerköpfen von ernstem Angesicht, welche die ragenden Portale der assyrischen Königsburgen als schützende Genien schmückten und deren plastische Ausführung von hoher technischer Fertigkeit

zeugt, sind die ersten monumentalen Darstellungen des assyrischen Nationalgottes.

Die gelehrten, geschickt geordneten religiösen Vorstellungen Babyloniens und Assyriens sind keine ursprünglichen. Sie bildeten vielmehr den Abschluss einer langen, mehrere Jahrhunderte andauernden Arbeit in den Priesterschulen; sie sind das Resultat einer umfassenden priesterlichen Reformbewegung. Wie in Ägypten, so verstanden es auch in Chaldäa die Priester allmählich ihre abstrakten Spekulationen an die Stelle des ursprünglichen Volksglaubens zu setzen und mit dieser Umwälzung ihre einflussreiche religiöse Herrschaft zu begründen. —

3. Der babylonisch-assyrische Priesterorden und seine Geheimlehre.*)

Fast unsere ganze Kenntnis des babylonischen Pantheons geht zurück auf die reichen Schätze der grossen Bibliothek des Königs Asurbanipal, welcher von den alten Urkunden der Sargonischen Bibliothek mehrere Abschriften anfertigen liess. Aus den Trümmern dieser Sammlung sind etwa 200, aus Thon gebrannte, mit feiner Keilschrift versehene Tafeln zu einem umfangreichen Religionsbuch zusammengestellt. Ein grosser Teil desselben ist magisch-astrologischen Inhaltes. Danach ist die älteste — die sumerische — Religion des Landes einfältige Geisterverehrung und trugvolle Geisterbeschwörung gewesen.

---

*) F. Lenormant: Die Geheimwissenschaften Asiens. — Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Jena; 1878. —

Vergl. F. Creuzer a. a. O. — O. Caspari: Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens. 2 Bde. Leipzig; 1873. — E. B. Tylor: Die Anfänge der Kultur. Untersuchungen über die Entwicklung der Mythologie, Philosophie, Religion, Kunst und Sitte. (Ins Deutsche übersetzt von Spengel und Poske.) 2 Bde. Leipzig; 1873. —

Die alte Geisterlehre war grundverschieden von der späteren Staatsreligion, die wir soeben betrachtet haben. Lange Zeit bestanden beide Systeme neben einander, bis etwa 20 Jahrhunderte vor Chr. eine grossartige Reformbewegung eintrat. Das Resultat derselben war, dass alle sumerischen Priester in die grosse Gemeinschaft des babylonischen Klerus aufgenommen wurden.

Diese Körperschaft bildete einen geschlossenen, durch strenge Satzungen festgefügten Orden, in welchem die Zauberpriester fortan den untersten Rang einnahmen. Die Priesterwürde war, wie in Ägypten, erblich. Die Mitglieder des Ordens bewohnten ein besonderes Quartier und wurden für ihren Beruf sorgfältig in besonderen Schulen herangebildet. — Damals wurden auch die überlieferten Geisterbeschwörungen gesammelt und unter die Zahl der kanonischen Bücher aufgenommen. Sie waren jetzt ein heiliger Spezialkodex, aus welchem die der Magie ergebene Priesterklasse noch Jahrhunderte hindurch ihre unheimliche Weisheit schöpfte.

Die religiösen Vorstellungen, welche der Magie zu Grunde lagen, sind hervorgegangen aus der logischen Fortbildung der naturalistischen Anschauung und aus der Verehrung der Naturgewalten. Da der unwissende Erdenbewohner noch die ganze Natur als ein Reich betrachtete, in welchem der guten und bösen Geister ungezählte Scharen zuchtlos, sich beständig befehdend, walteten, da er noch seine Götter sich nach menschlich beschränkter Art als Naturwesen den Naturgesetzen unterworfen dachte, musste auch leicht in seinem kindlichen Sinne die gläubige Zuversicht Platz greifen, dass er mittels heiliger Formeln und geweihter Worte, durch eine besondere Lebensweise und dergl. sich in den Besitz geheimnisvoll wirkender Kräfte

setzen könnte, die sogar stärker als die Götter seien, und dass er diese zwingen könne, ihm dienstbar zu werden. Je tiefer aber die allgemeine geistige Bildung stand, um so leichter wussten einzelne raffinierte Individuen sich den Ruf zu verschaffen, dass sie im stande seien auf Götter und Geister eine übermenschliche Gewalt auszuüben, andere Menschen den Dämonen preiszugeben oder sie vor ihren unaufhörlich drohenden Angriffen zu schützen.

Das geheime magische Religionswerk der babylonischen Zauberpriester bestand, nach den uns erhaltenen Bruchstücken zu urteilen, aus drei Büchern. Das erste enthielt Beschwörungen und Verwünschungen, welche dazu dienen sollten, die bösen Geister zu vertreiben, ihre schädliche Macht abzuwenden und den wehrlosen Menschen gegen ihre Angriffe zu sichern. Im zweiten Buche war eine Sammlung von Krankheitsbeschwörungen niedergelegt. — Aus dem alten sumerischen Glauben, dass alle Krankheiten ein Werk der Dämonen seien, erklärt sich auch die Thatsache, die sogar Herodots Aufmerksamkeit erregte, dass Babylonien und Assyrien zu keiner Zeit wirklich kundige, geschulte Ärzte aufzuweisen hat. Die Heilkunde lag vollständig in den Händen der Zauberer; sie war ein Nebenzweig ihrer düsteren Kunst. Das Heilverfahren selbst beschränkte sich auf fürchterliche Beschwörungen oder auf die Anwendung von Zaubertränken, denen wahrscheinlich auch hie und da heilkräftige, nur den Priestern bekannte, Mittel beigemischt waren. — Das dritte Buch endlich umfasste einen Cyclus von Hymnen und Busspsalmen, die an einzelne Götter gerichtet sind, und deren Inhalt, zum Teil für uns unverständlich, eine übernatürliche, geheimnisvolle Wirkung auf dieselben ausüben sollte.

In den Beschwörungsformeln erschliesst sich uns eine

ganze Welt von bösen Geistern, deren „Rangordnung mit vieler Gelehrsamkeit festgestellt, deren Persönlichkeiten sorgfältig unterschieden und deren besondere Eigenschaften scharf präzisiert waren.“ Zunächst werden hier die Geister aufgezählt, welche durch Beschwörungen bezwungen werden sollten; man schildert ihre Macht und ihre Wirkungen. Endlich folgt ein Gebet mit der regelmässig wiederkehrenden, mysteriösen Schlussformel:

„Geist des Himmels, beschwöre sie!
Geist der Erde, beschwöre sie!“

Eine gründliche und umfassende Kenntnis aller Beschwörungen war selbstverständlich nur den magischen Priestern eigen. Sie bildeten eine geheimnisvolle Wissenschaft, in welche nur der der Zauberei beflissene, priesterliche Zögling eingeführt wurde.

Nicht selten wird in den Zauberformeln auch sogenannter Talismane Erwähnung gethan. So heisst es in einer solchen: „Talisman, Talisman, Grenzwehr, die nicht gehoben wird, Grenzwehr, welche die Götter nicht überschreiten, Grenzstein Himmels und der Erden, unverrückbar, dessen Tiefe kein Gott erforscht, welchen weder Gott noch Mensch ergründen können, Riegel, den man nicht zurückschiebt, Riegel, der das Böse abhält, ihr bösen Geister alle — sie werden namentlich aufgeführt — ihr schadenbringenden Genien weichet! Guter Gott, nahe mit dem Geiste der Erde! Anrufung des Gottes, des starken, des starken, des starken: So sei es!„ — Unter den wichtigsten Talismanen, deren sich die schlauen Priester bedienten, war der Zauberstab*) der Urquell ihrer Macht.

*) Der Zauberstab, der bekanntlich sich bis in unsere Zeit hinein erhalten hat, ist im Aberglauben aller Völker vertreten. Schon in der mosaischen Sage lernen wir ihn kennen als Abzeichen

Als angeblich wirksame Bannmittel gegen Dämonen und unfehlbares Schutzmittel gegen Krankheiten pflegte man auch um den Hals Amulette zu tragen, die aus verschiedenen Stoffen hergestellt waren.

Für die Magie, die von Babylonien ausser nach Assyrien auch nach Medien und Persien drang und überall freundliche Aufnahme fand, gab es eine eigene Sprache. Es war die alte sumerische. Und so tief eingewurzelt war der Glaube an ihren, auf die ganze Geisterwelt sich erstreckenden, alles überwältigenden Einfluss, dass, jemehr sie selbst aufhörte ein lebendiges Volksidiom zu sein, um so grösser die Vorstellung von ihrer übernatürlichen Macht wurde. In sumerischer Sprache wurden stets die Götternamen geschrieben; ihr gehörten auch alle bekannten priesterlichen Titulaturen an. Mit ihrem unverständlichen, berauschenden Wortschwall verstanden die Priester auf die naiven Gemüter der Einwohnerschaft einen bestechenden Eindruck zu machen und jeden zu betäuben, der allzu neugierig in ihre verschleierten Geheimnisse einzudringen wagte. —

Als die alte Magie der Sumerier den priesterlichen Wissenschaften Babylons hinzugefügt wurde, belebten bereits andere, ungleich tiefere Ideen die herrschende semitische Religion.

Von der obersten Etage ihrer Pyramidentempel observierte ein ganzes Ordenskollegium das siderische Firmament, die leuchtenden Bahnen der Planeten, den höheren oder niederen Stand gewisser Fixsterne. Die babylonischen Astronomen verstanden die Mittagslinie zu ziehen, den

der pharaonischen Magier. Homer erwähnt ihn wiederholt in seinen Gesängen, und Cicero nennt ihn in seinen Briefen an Atticus: Virgula divina.

Sonnenstand oder die Tagesstunde zu bestimmen, berechneten mit ziemlicher Genauigkeit Sonnen- und Mondfinsternisse.

Allein unter dem entscheidenden Einfluss des Gestirndienstes arteten diese vielversprechenden Anfänge bald wieder aus in die zweifelhaften Künste der Astrologie. In dem regelmässigen Laufe der Himmelslichter, in ihrer unverrückbaren Ordnung offenbarte sich den Priestern das Walten eines ewigen, ehernen Gesetzes, der Gedanke der unabänderlichen Naturnotwendigkeit. Und da nun die Erfahrung ihnen eine geheimnisvolle Einwirkung der Konstellation auf die Erscheinungen der Natur und die Geschicke der Menschen, auf ihr eigenes vergängliches Dasein zu zeigen schien — hatte doch der höhere oder niedere Stand der Sonne, des Mondes oder bestimmter Sterne eine andere Jahreszeit, das Absterben und das Wiedererwachen der Vegetation zur Folge; hing doch von dem Kommen und Gehen der Gestirne sogar Frische und Mattigkeit, Wachen und Schlafen aller lebenden Wesen ab — wähnten sie auch die Gesetze dieser Beziehungen der Himmelskörper zu den Vorgängen auf der Erde thatsächlich erfassen zu können und damit den Schlüssel zur Ergründung der Zukunft gefunden zu haben.

Die Gestirne, und zwar in ihren verschiedenen Stellungen und Erscheinungsphasen, erschienen ihnen nicht nur als die berufenen Lenker des unermesslichen Weltalls, als die bestimmende Ursache aller irdischen Ereignisse, aller Wechselfälle des menschlichen Lebens, sondern auch als die prophetischen Verkünder, als die untrüglichen Vorzeichen derselben. Demgemäss hiess es beispielsweise vom Monde: „Ist der Mond am Ersten des Monats sichtbar, so wird das Land gedeihen und das Herz desselben frohlocken.“ — „Ist

der Mond von einem Hof umgeben, so wird der König den Vorrang gewinnen." — „Erscheint der Mond auffällig gross, so wird eine Finsternis eintreten." — „Erscheint er dagegen sehr klein, so wird die Ernte des Landes gesegnet sein." — Jeder Planet war einem Gotte geweiht; ihm gehörte auch je ein Tag der Woche. Der Sonnabend, mit welchem die semitische Woche beginnt, war dem Adar geheiligt; der zweite Tag dem Sonnen-, der dritte dem Mondgotte. Der Dienstag kam dem Nergal (Mars) zu, dessen rötlicher Feuerschein als besonders unglückbringend galt. Der Mittwoch gehörte dem Nebo, der Donnerstag dem Merodach, und der letzte Wochentag war der Istar heilig. Diesem System verdankt die siebentägige Woche ihre Entstehung, eine jener babylonischen Erfindungen, welche ein unveräusserliches Erbteil aller Kulturvölker geworden ist. —

Durch sorgfältige Aufzeichnungen aller, auch der geringfügigsten, Momente, welche ein Zusammentreffen der menschlichen Geschicke mit den als sichere Vorzeichen geltenden Naturerscheinungen zu bedingen schienen, hatten sich die babylonischen und assyrischen Sterndeuter anscheinend in den Besitz der gründlichsten und unfehlbarsten Regeln zur Erforschung der verborgenen Geheimnisse der Zukunft gesetzt und sich zugleich eine systematisch geregelte Wissenschaft, eine schicksalskundige Weissagekunst geschaffen. Im Bunde mit dem schrecklichen Zauberwesen bildete sie eine furchtbare, fast unheimliche Macht, deren weitgreifenden Einfluss die Priester in unerhörter Weise auszunutzen strebten. Und in der That, sie beherrschten die gesamte Lebensthätigkeit ihrer Völker, sie beeinflussten alle öffentlichen und privaten Unternehmungen, und schlugen in grausamer Herzenshärte den menschlichen Geist in die

stählernen Bande knechtischer Furcht, abergläubischen Schreckens, qualvoller Agonie. —

Das ausgedehnte, systematisch betriebene Studium aller himmlischen und tellurischen Erscheinungen und Vorzeichen führte die Priester auch zur Deutung des Vogelfluges, zur Wahrsagerei aus den Eingeweiden der Opfertiere, zur Auslegung aller Naturereignisse und Träume. Der Flug und das Geschrei bestimmter Arten von Vögeln hatte, wie später bei den Griechen und Römern, eine prophetische Vorbedeutung. In der Farbe und der äusseren Erscheinung der Eingeweide von Opfertieren fand man sibyllinische Wahrzeichen, eine Kunst, die von Babylonien nach Kleinasien, nach Grichenland und Italien, nach Phönikien und Karthago sich verbreitet hat.

Regengüsse, Tages- und Nachtwolken in ihren Haupterscheinungen nach Gestalt und Färbung, Erdbeben, das Leuchten des Blitzes, das Rollen des Donners, das Rauschen der Bäume und Sträucher, schliesslich überhaupt jedes zufällige Geräusch, alle zufälligen Bewegungen sichtbarer Gegenstände, ja, sogar die Linien der Hand, bezüglich deren es im Buche Hiob heisst (37, 7) dass das Schicksal des Menschen darin verschlossen liege, gaben reichlichen Stoff zu mystischen Prophezeiungen. Aus dem Rauschen der Maulbeerbäume wahrsagte bekanntlich auch David, aus den Bewegungen der heiligen Palme Deborah, während im alten Griechenland die προσήγοροι δρῦες (die redenden Eichen) zu Dodona, die weissagenden Lorbeerbäume zu Delphi und auf der Insel Delos in hohem Ansehen standen, und in Italien das hochgebildete Volk der Etrusker von „günstigen“ und „ungünstigen“ Bäumen zu erzählen wusste. Die Träume wurden geradezu als prophetische Wunderzeichen aufgefasst. Von ihrem divinatorischen

Charakter waren die Assyrier so überzeugt, dass sie dieselben, wie die wichtigsten historischen Ereignisse mit peinlichster Sorgfalt verzeichneten.

Die umfangreichen Kenntnisse und Kunstgriffe, welche die Priester bei der Magie und Astrologie zur Anwendung brachten, waren ein eifersüchtig gehütetes Arkanum ihres Ordens, um so mehr, als viel Zeit und Mühe aufgewendet werden musste, um sie sich vollständig zu eigen zu machen.

Ausser diesen kabbalistischen Kenntnissen finden wir aber auch noch Spuren tiefsinniger philosophischer Spekulation. Neben dem Dogma von der Wesenseinheit aller Götter und Göttinnen, das schon frühzeitig zu den wichtigsten Geheimlehren der babylonischen Philosophenschulen gehörte, vertieften sich einzelne rührige Geister in das Studium der epischen Erzählung „die Höllenfahrt der Istar" namentlich in den hier erwähnten Bericht von der „Quelle des Lebenswassers." Auf dem Wege spekulativer Philosophie gelangten sie allmählig „hinaus in die Unendlichkeit, in eine jenseitige Welt. Der in der ungeheuren Mehrzahl der Menschen ununterdrückbare, heisse Herzenswunsch, mit dem Tode nicht aufzuhören, führte sie zu der Lehre von der Fortdauer nach dem Tode und damit notwendig auch zu dem Glauben und zu der Annahme von der Existenz eines Jenseits. Dort sollten sich, so hoffen sie, die hienieden unversöhnbaren Gegensätze aufheben, alle Dissonanzen des irdischen Lebens in eine ewige Harmonie auflösen." —

III. Die Iranier.

In uralter Zeit haben zahlreiche Stämme der grossen arischen Völkerfamilie*), einem unstäten Wanderungstriebe folgend, ihre Urheimat, die Waldländer zwischen dem baltischen und schwarzen Meere, verlassen, um sich eine neue Heimat zu suchen. Während die Hellenen, Italiker, Kelten, Germanen etc. eine westliche Richtung einschlugen, zogen andere Zweige durch die „kaukasische Pforte," zum Teil wohl auch durch die Uralpforte und über den Bosporus nach Asien („Asia-Aria"). Ein Teil von ihnen schlug seine Wohnsitze in den nördlich und westlich vom Hindukusch gelegenen weidereichen Berghängen und reich bewässerten Thalgründen Irans auf, ein anderer drang durch die südwestlichen Pässe des persisch-indischen Grenzgebirges vor und eroberte die fruchtbaren und reichgesegneten Fluren des Indus. Hier in dem dunkelen indischen Völkermeer verschwinden im Laufe der Jahrhunderte die letzten leisen Wellen der arischen Flut.

Wir werden uns mit den Indern oder Hindus später zu beschäftigen haben. Wir richten daher unser Augenmerk zunächst auf ihre Brüder, die Iranier, die nach ihrer heiligen Sprache auch das „Zend-Volk" genannt werden.

1. Das Land Iran und seine Bewohner.**)

Iran, ein von steilen Randgebirgen — einem natürlichen

*) Vergl. Th. Poesche: Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie. Jena; 1878. — O. Schrader: Sprachvergleichung und Urgeschichte. Jena; 1883. — F. Spiegel: Die arische Periode. Leipzig; 1887. — An eine Einwanderung der Arier aus Asien „dem Lande der Kurzköpfe" ist wohl kaum mehr zu denken. „Von Asien nach Europa sind von allen Menschen arischer Zunge nur die Zigeuner in nicht allzuferner Zeit eingewandert." —

**) H. Kiepert a. a O.; Daniel a. a. O.; Ritter a. a. O. — W. Geiger: Ostiranische Kultur im Altertum. Erlangen; 1882.

Walle gleich — umschlossenes, in Gestalt eines länglichen Vierecks von Osten nach Westen sich hinziehendes Gebirgsland, erstreckt sich zwischen dem Stromgebiet des Tigris und Indus bis zum Hindukusch, vom Kaukasus und kaspischen See bis zur indischen Meeresküste. — Im inneren Lande hat die Wüste ihre öden Ruheplätze geschaffen. Ungehindert schweift das Auge über die flache Gegend, die jedes landschaftlichen Reizes entbehrt. — Eine dürftige Vegetation in baumloser Öde wird nur hie und da unterbrochen von einzelnen wasserreichen Quellen und Brunnen und fruchtbaren Oasen, die ein „Regal der herrschenden Despoten sind.“ Und darüber spannt sich ein schier ewig wolkenloser, vom klaren Sonnenglanze durchstrahlter Himmel aus.

Allmählich erhebt sich das einförmige Wüstenland zu trefflichen Weidefluren, welche Herden von Pferden, Ziegen und Schafen reichliche Nahrung gewähren.

Die bald mehr, bald weniger steilen Abhänge der Randgebirge bilden Stufenländer von verschiedener Temperatur und Naturbeschaffenheit.

Das nördliche Hochland am Ufer des kaspischen Meeres verbindet die üppigen Reize einer südlichen Natur mit den Nachteilen einer rauhen, unwirtlichen Landschaft.

Die Gebirgsabhänge bedeckt dichter Hochwald mit uralten, Schatten spendenden Eichen, Ulmen und Buchen. An seinen Rändern ziehen sich baumreiche Wiesengründe entlang, auf denen farbenprächtige Hyacinthen und Primeln, duftende Lilien und Veilchen ihre zarten Häupter wiegen.

Der alte Geograph Strabo erzählt von dieser Landschaft, dass die Berge mit ausgedehnten Wäldern von Tannen und Eichen bedeckt sind, dass die Weinstöcke im Jahre je einen Eimer Wein und der Feigenbaum je 60

Scheffel Früchte tragen. In den Wäldern bauten Bienenschwärme in solcher Menge, dass der Honig von den Blättern herabträufelte, und der Boden war so fruchtbar, dass sich das Getreide von der ausgefallenen Halmfrucht von selbst fortpflanzte. — Diese Beschreibung trifft nach der Versicherung neuerer Reisender noch jetzt vollkommen zu.

Das östliche Hochland erhebt sich bis zu einer Höhe von 12000 Fuss, besitzt in den fruchtbaren, in aller Fülle üppiger Vegetation prangenden, von würziger, reiner Alpenluft durchwehten Thälern des Kabulstromes das einzige vielbegangene „continentale Eingangsthor nach dem sonst landwärts auf allen Seiten mit hemmenden Gebirgen ummauerten Indien." — Das Auge erfreut sich an dem geschlängelten Lauf der Flüsse, an den rauschenden Wasserfällen, an dem prächtigen Anblick der Gärten und Kastelle, an dem frischen Grün der Weiden und an der mannigfachen Gestalt der Hügel ringsum, die überragt werden von den in ewigem Schnee und Eis schimmernden Häuptern des Hindukusch. Im südlichen Theile des Hochlandes dagegen begegnen wir nur sterilen, glühenden Sand-, Thon- und Kiesflächen.

Das westliche Randgebirge bildet durch eine Reihe sich von Nordwest nach Südost hinabziehender Bergketten mehrere wasserreiche, fruchtbare Hochthäler.

Diese Gebirgsthäler, geschmückt mit malerischen Landschaftsbildern, geniessen das schönste gemässigtste Klima. Das durch den Anblick der wilden Landschaften ermüdete Auge des Wanderers blickt hier plötzlich mitten hinein in eine Fülle traumschöner Naturherrlichkeiten. Auf den umgebenden hochromantischen Berglehnen klettert die reichbefruchtete Weinrebe an den Bäumen bis zu ihren Wipfeln empor und schlingt sich kühn von Zweig zu Zweig,

entfaltet sich der Rosen- und Fruchtbaum zu üppigster Pracht. Ihr Wuchs gleicht den Waldbäumen; in ihren Früchten vereinigen sie die eigentümlich feinen Säfte mit den lieblichen Wohlgerüchen des Orients. Hier ist der „Rosengarten" Irans, das liebliche Land des Weines und der Nachtigallen, das herrliche Schiras, wo unter dem „allerschönsten, blauen Himmel" in Wahrheit ein ewiger Frühling, „eine tausendblumige Maienzeit", herrscht, wo das Blühen nicht enden will, wo in unbeschreiblicher Anmut sonnige Halden und blumenreiche Matten mit schattigen Hainen von Myrthen, Cypressen und Orangen abwechseln. Hier scheint die Natur in lächelndem Frieden den üppigsten Luxus der Vegetation entfaltet und alle die Reize und Fruchtbarkeit, die sie den Steppen und Wüsten entzogen, vereinigt zu haben.

Die südliche Gebirgsgegend am persischen Meerbusen enthält zum grössten Teil steile, sonnenverbrannte Höhen, die von wilden Felsschluchten zerrissen sind. Nur hie und da beleben einige dürftige Gewächse den sterilen Schutt der Trümmerhalden am Fusse der sich türmenden Felsmassen.

Infolge der grossen Verschiedenheit und des reichen Wechsels in der Beschaffenheit der Bodenfläche sind die meisten Länderstrecken des Tafellandes Iran einem überaus starken und jähen Temperaturwechsel unterworfen. Winter und Sommer stehen sich beständig gegenüber. Sobald die Schneestürme des Winters, welche von den arktischen Eisfeldern Sibiriens und den weiten Schneewüsten Turans herüberwehen, vorüber sind, wird die glühend heisse, von feinem Wüstenstaube erfüllte Atmosphäre vom April bis zum Oktober kaum durch eine Wolke getrübt. Frühling und Herbst fehlen gänzlich. Wo sie etwa in die Er-

scheinung treten, sind sie von ganz untergeordneter Bedeutung.

Nur das mittlere Hochland erfreut sich eines wirklich gesunden Klimas. Die furchtbare Sonnenglut wird wesentlich gemildert durch die hohe Lage. „Die Luft ist von besonderer Trockenheit und Klarheit; der dunstlose Himmel lässt die Umrisse der Berge, die ganze Landschaft in eigentümlicher Schärfe und frischem Glanze erscheinen, und der ungewöhnlich prächtige Sternenschimmer der Nächte ersetzt fast das Licht der Tages.“*)

Das ganze mächtige Gebirgsland hatten, wie wir gesehen, schon in grauer Vorzeit verschiedene, mit einander eng verwandte Zweige des Zendvolkes inne, die sich, gleich den Indern, zur feierlichen Bezeichnung der Nation den Ehrennamen „Arya“ (Arier) d. h. Edle, Treue, Fromme beilegten, die aber schon frühzeitig, in kleine Staaten und Landschaften gesondert, die Erinnerung an gemeinsamen Ursprung, an ursprüngliche Heimat und Stammesgemeinschaft verloren. — Noch heute besteht die Mehrzahl der, freilich im Grossen und Ganzen nach den im Laufe der Jahrhunderte über sie hereingebrochenen, unermesslichen und unerhörten Schicksalsschlägen tiefgesunkenen, Bevölkerung des iranischen Hochlandes aus den Nachkommen jener alten, bildungsfähigen Arier, die einst diese Länder eroberten und kolonisierten. Noch heute besitzen Afghanen und Perser zum Teil die trefflichen Eigenschaften ihrer Vorfahren: scharfen, durchdringenden Verstand und einen ausgebildeten, lebhaften Sinn für Poesie. —

Der Westen Irans wurde, so weit unsere Kenntnis

---

*) Max Duncker a. a. O. Bd. IV. — L. v. Ranke a. a. O. — Fr. Spiegel: Erânische Altertumskunde. 3 Bde. Leipzig; 1871—78. — F. Justi: Geschichte des alten Persiens. Berlin; 1879.

reicht, von dem jugendstarken, durch harte Arbeit gestählten Volke der Meder und Perser bewohnt, die als Ackerbauer und Hirten, als Jäger und Krieger ein einfaches, mässiges Leben führten.

Der Osten umfasste eine Menge landschaftlich getrennter Stämme. Unter ihnen hatten die Bactrer die arische Natur am treusten bewahrt und die nationalen Überlieferungen am liebevollsten gepflegt. Die beständige, enge Verbindung und Berührung mit der indischen Welt mag hierzu wesentlich beigetragen haben.

Dagegen waren Meder und Perser lange dem nivellierenden Einflusse der westlichen Kulturvölker, der Assyrer und Babylonier, ausgesetzt, der allmählig um so intensiver und herrschender wurde, je mehr durch die Entfernung und Abgeschiedenheit von den östlichen Bruderstämmen die alten Erinnerungen, die nationalen Sitten und Lebensanschauungen zu schwinden begannen. Doch die innere Verwandtschaft und nationale Gleichartigkeit zwischen West- und Ostiran blieb immerhin von jeglicher Einwirkung des semitischen Elementes unberührt. Insbesondere bildeten die religiösen Vorstellungen, die Meder und Perser aus dem Ostlande mitgebracht hatten, und die in der Folge durch Zarathustra in dem Avesta ihren authentischen Ausdruck fanden, eine unerschütterliche Grundlage.

Die Überlieferungen des Avesta, die mit einzelnen dunkelen Nachrichten der Westländer übereinstimmen, deuten auf ein grosses bactrisches Reich hin, dessen urzeitliche Geschichte sich in der Finsternis fabelhaften Altertums verbirgt. Sagenhafte Nachklänge der Thaten seiner Könige sind in dem „Schahname“ (Königsbuch) Firdusi's, d. i. des Paradiesischen († 1020 n. Chr.), überliefert.

Das riesenhafte Werk, in welchem wir unzweifelhaft

echt nationale Dichtungen aus Irans grauer Vorzeit besitzen, ist nicht nur die grösste That der orientalischen Kunstpoesie, sondern auch in Wahrheit ein unvergleichliches Heldenbuch, das „alle Anschauungen des Orients lange Jahrhunderte hindurch beherrscht hat“, „eine Art von Weltgeschichte“ und in seinen Grundzügen eine ergiebige Quelle für die einer unverdienten Vergessenheit anheim gefallene ostiranische Geschichte.

Um das Jahr 1100 v. Chr. scheint eine mächtige, kriegstüchtige Dynastie über ganz Ostiran geherrscht zu haben. Wie alle späteren Könige, waren auch die ältesten Herrscher gezwungen, mit den begehrlichen Söhnen der unwirtlichen, nebelumhüllten Steppenländer, den turanischen Wanderhorden der Skythen, Saken, Hunnen und Türken, in ewiger Blutfehde zu kämpfen. War doch das wohlangebaute Iran beständig das leicht zugängliche Ziel ihrer Raub- und Plünderungsfahrten. Dem herrlichen Dasein der in diesen Kämpfen von dem unerbittlichen Geschicke dahingerafften Heldensöhne Irans singt das persische Epos mit erschütternder Gewalt den Totengesang und pflanzt „über den Gräbern dieser seiner Lieblinge mit tief tragischem Geiste die Trauerfahne auf.“ —

Seit dem 9. Jahrhundert unternahmen auch die Assyrier wiederholt Eroberungszüge nach den iranischen Ländern. Dies hatte zur Folge, dass um die Mitte des 8. Jahrhunderts der westliche Teil derselben — Medien und Persien — sich dem assyrischen Reiche unterwerfen musste.

Aber bald erhoben sich die Meder und erkämpften ihre Freiheit und Unabhängigkeit. Ein einheimisches, mächtiges Adelsgeschlecht trat an ihre Spitze, begründete eine erbliche Militärdespotie, verlieh dem Königtum äusseren Glanz und innere Festigkeit, dem Reiche langdauernde

Einheit und Stärke. Im Bunde mit dem kräftigen Brudervolke der Perser behaupteten sie sich gegen die wiederholten Angriffe des alten assyrischen Erbfeindes. Dann aber brach eine Zeit schweren Missgeschickes über Medien herein. Das Land unterlag den, bisher grösstenteils siegreich abgewehrten, wilden Skythenscharen, die auf ihren schnellen Rossen ganz Vorderasien mit Verwüstung, Raub, Mord und Brand heimsuchten und die asiatische Welt mit Angst und Schrecken erfüllten — Zustände, die der junge Jeremias in seinen Klageliedern mit ergreifenden Worten schildert — bis es endlich dem tapferen König Kyaxares gelang, sein Land sowohl von dieser schrecklichen Geissel zu befreien, als auch an Assyrien, dessen Völkerkraft bereits erschöpft war, die heissersehnte Rache zu nehmen.

Im Jahre 606 fiel das sagenberühmte Ninive. Die riesige, glänzende Metropole wurde gänzlich in Asche gelegt. Seitdem „ist das Geräusch der Weltstadt aus, alle Leidenschaften schlafen, und über die Ebene schreitet zuweilen der Wüstengeist in Gestalt einer Wirbelsäule von Staub, vor der selbst der beutegierigste Araber ausweicht.“ „Furchtbar und grossartig ist die Verwüstung. Der Anblick der öden Trümmerwelt erinnert an die weissagenden Worte des Propheten Jeremias: Wie ist zum Entsetzen Babel geworden unter den Völkern! zu einem Steinhaufen, zur Wohnung der Schakale, leer von Bewohnern, und was darüber zieht, entsetzt sich.“ —

Astyages, der Nachfolger des streitbaren Kyaxares, war eine schlaffe Natur. Sorglos, in weibischer Schwäche und Weichlichkeit, aber auch in despotischer Grausamkeit lebte er dahin. So war es denn kein Wunder, dass die Herrschermacht auf die Perser überging.

Dieser Übergang und die Gründung des persischen Weltreiches vollzog sich unter Kyros.

Über den geschichtlichen Gang dieser Ereignisse wissen wir indess nur wenig Zuverlässiges. Sie sind früh, durch den reichen Blätterschmuck der Sage entstellt, in das romantische Gebiet der Wunder und Mythen gezogen und in dem köstlichen Schrein der Dichtung geborgen worden, „in den jugendliche Völker ihre Gefühle und Anliegen niederlegen."

Die Thatsache, dass in wenigen Jahren ein gewaltiges Reich erstand, wie es Vorderasien bis dahin nicht gesehen, sowie die Erscheinung des Mannes, dessen Kraft dies alles schuf, wirkte eben blendend, überwältigend. Man kann es also sehr wohl begreifen, dass sich alsbald die Poesie der Gestalt des persischen Nationalheros, seiner Lebensgeschicke und seiner Thaten bemächtigte, sie mit fabelhaften Zügen verhüllte, sie mit religiöser Weihe umgab und ihn selbst schliesslich unter die Götter erhob. Die Geschichte des Kyros gleicht durchaus „dem poetischen Halbdunkel, womit das Leben und die Jugend hervorragender Helden und Staatenstifter der Vorzeit verhüllt ist."

Bekannt ist die Erzählung Herodots von den wunderbaren Jugendschicksalen des Kyros, die lebhaft an die des Romulus und Remus erinnern. Obwohl der Grieche kaum 100 Jahre nach Kyros dessen Heimat besuchte, war er „in seinem naiven Pragmatismus von der göttlichen Strafgerechtigkeit, die jeden Übermut zu Fall bringe und jede Frevelthat die entsprechenden Folgen finden lasse", doch nicht imstande, die persischen Sagen, die er hier vernahm, kritisch zu prüfen und die historische Wahrheit mit einiger Sicherheit zu ergründen.

Wie mächtig und wie nachhaltig übrigens die gewaltige

Erscheinung des persischen Helden auf die folgenden Generationen gewirkt hat, beweist die Thatsache, dass der griechische Feldherr und Schriftsteller Xenophon, der Persien im Jahre 401 persönlich kennen gelernt hatte, ihn in einem historischen Roman als Idealbild eines Fürsten geschildert hat. —

Altirans geschichtliche Grösse und Herrlichkeit unterlag im J. 331 der genialen Kriegskunst Alexanders des Gr., während das nach mannigfachen politischen und socialen Revolutionen gegründete neupersische Reich vor dem vernichtenden Ansturm des Mohamedanismus rettungslos zusammenbrach.

Wie einst die Juden nach der Zerstörung Jerusalems, so wurden auch die treuen Anhänger des Ormuzdglaubens, besonders in die weite asiatische Welt, versprengt. Da fristen sie nun als „Parsen“ ein kümmerliches Dasein und hüten mit liebevoller Sorgfalt die uralten Traditionen ihres väterlichen Glaubens.

Durch den Zusammensturz der gesamten iranischen Bildung sind unersetzliche Kulturschätze verloren gegangen. Nur wenige Reste des umfangreichen Kanons religiöser Literatur sind durch jene Parsen in die Fremde gerettet worden. —

2. Iranisches Religionswesen.*)

Mit dem Vedenvolke in Indien hatten die Iranier die Verehrung der Gottheit des himmlischen Lichtes, der Sonne,

---

*) Joh. Scherr: a. a. O. — Fr. Spiegel: Avesta. Die heiligen Schriften der Parsen, aus dem Grundtext übersetzt. 3 Bde. Leipzig; 1852—63. — M. Haupt: Die fünf Gâthâs oder Sammlungen von Liedern und Sprüchen Zarathustra's, seiner Jünger und Nachfolger. Leipzig; 1858. — Fr. Windischmann: Zoroastrische Studien. Abhandlungen zur Mythologie und Sagengeschichte des alten Iran. Herausgegeben von Fr. Spiegel. — Berlin; 1863.

‚die dem menschlichen Herzen jeden Morgen neuen Mut einflösst und die Welt in frischem Glanze zeigt,“ sowie ihres irdischen Abglanzes, des Feuers, der heiteren Luft in ihrem siegreichen Kampf mit den feindlichen Naturgewalten, den Geistern der Dürre und Unfruchtbarkeit, gemein.

Die Verehrung des Feuers *) als einer geheimnisvollen Macht findet sich in niedrigster, an den Fetischdienst streifender Gestalt bei den meisten Naturvölkern. Eine veredelte, vertiefte Form stellt der Feuerdienst der indogermanischen Völker dar, der sich bei den germanischen Stämmen bis auf den heutigen Tag in den Oster- und Johannisfeuern erhalten hat.

Insbesondere war der Kultus des Herdfeuers den Indogermanen eigen. Die heilige Flamme des Herdes war ihnen der Mittelpunkt des Hauses und zugleich der festen Niederlassung, von welcher allein die ackerbauende Thätigkeit und jene entwickeltere materielle Kultur ausgeht, die der geistigen ein sicheres Fundament darbietet. Ihr Erlöschen bedeutet das Verlassen der Wohnstätte und die Besitznahme ihrer Stelle durch die bösen Geister der Nacht und Verödung.

An der ἑστία, dem heiligen Herde, versammelte sich die hellenische Familie an gewissen Festen. Am Herde des römischen Hauses standen die Statuen der Laren und Penaten. Hier wurde auch, wie bei den alten Indern, die Zeremonie der Eheschliessung vollzogen. In Rom wurde sogar von Staats wegen beständig ein heiliges Feuer in dem Tempel der Vesta unterhalten. In der Hütte des

*) Lindner: Das Feuer. Eine kulturhistorische Studie. Brünn; 1881. — Heumann: Das Feuer. Basel; 1883. — Kuhn: Die Herabkunft des Feuers und des Göttertrankes bei den Indogermanen. — 2. Aufl. Berlin; 1886. —

alten Germanen flammte auf dem Herd ein nie verlöschendes Feuer als Sinnbild der ewigen Dauer seiner Familie und seines Geschlechts.

Dem Zendvolke war das auflodernde, erglühende Feuer, „in dessen aufsteigender Flamme der Zug der Menschenseele zur ewigen Lichtquelle symbolisch angedeutet ist“, nicht nur die Grundlage eines civilisierten Lebens, sondern zugleich auch das heiligste und reinste Element; es war das Symbol der sittlichen Lauterkeit, der Urquell alles sittlich Guten. Auf lichtumflossenen Berghöhen, an fliessenden, klaren Gewässern wurde ihm ohne Tempel, ohne Altäre aufrichtige Verehrung gezollt. Unaufhörlich beflissen, es mit trockenem, wohlriechendem Holze zu nähren, wähnte man, aus den Flammen und dem Rauche den Willen der Gottheit zu erkennen. Insbesondere in zweifelhaften Rechtsfällen hat man die orakelhafte Entscheidung des Feuers angerufen, ein Verfahren, das auch in der Strafjustiz des deutschen Mittelalters vielfache Anwendung gefunden hat. —

Den hohen freundlichen Geistern des Lichtes und des Feuers standen die verdorrenden Wüstenwinde, die eisigen Schneestürme als feindliche und gefürchtete Dämonen gegenüber. Sie sind die bösen Geister der Finsternis und des Todes, die alles Wirken und Schaffen des Menschen vereiteln. Ihre Wohnsitze haben sie im kalten Norden, in dem unwirtlichen Turan aufgeschlagen, dessen Bewohner im Nomadenleben befangen, geschichtslose Barbaren blieben, wild und roh, und in den gluterfüllten Wüsten, die Iran teilweise durchziehen und begrenzen.

In Iran dagegen, wo das belebende Tageslicht zuerst hervorbricht, ist der Sitz der freundlichen Lichtmächte, die in gütiger Fürsorge des Landes Fruchtbarkeit fördern

und der menschlichen Arbeit fröhliches Gedeihen schaffen. Beide Mächte kämpfen um die Herrschaft über die Erde und das Menschengeschlecht.

Die geistvolle, aber keineswegs unbestrittene Theorie A. v. Humboldt's und Thomas Buckle's, dass der Wohnort auf die Erscheinungen der Gemütswelt rückwirkt, dass die physische Welt die moralische beeinflusst, dass Sinnliches und Aussersinnliches geheimnisvoll ineinanderwirken, scheint in der eigenartigen Geistesentwickelung der Bewohner Irans eine überraschende Bestätigung zu finden. Unablässig drohten hier Erdbeben, Schneestürme, grimmige Kälte, Überflutungen die Früchte mühsamer Arbeit zu vernichten. Das Leben des Iraniers schwand dahin in einem beständigen Zwiespalt von Furcht und Hoffnung, von banger Erwartung und erhebender Freude. Da musste denn die unwiderstehliche Macht der Natur und ihrer ungezügelten Gewalten auf die Welt und das Menschenleben zum vollen Bewusstsein kommen und den Glauben an gute und böse, in ewigem Kampf liegende Geister erwecken.

Diese dualistische Naturreligion fasste der Reformator des iranischen Glaubens, der weise Zarathustra d. i. „Sternensohn,“*) eine religiös tief erregte Natur, in ein merkwürdiges, nach strenger, durchdachter Methode geordnetes, poetisch-philosophisches System zusammen.

Es ist eine gewöhnliche Erscheinung in der Religionsgeschichte, den Stifter einer Religion in eine heilige Chronologie einzureihen, die Offenbarung, welche ihm geworden, in jenes goldene Zeitalter zu verlegen, da die Götter noch mit besonders bevorzugten Sterblichen zu verkehren pflegten.

Ähnlich ist es Zarathustra ergangen, dessen Name

*) P. Cassel: Zoroaster. Sein Name und seine Zeit. (Berlin. Studien für klassische Philologie und Archaeologie) Berlin; 1886.

unter den grossen Religionsstiftern der Vorzeit stets mit Ehren genannt wird. Er ist keine historische Figur mehr. Seine Person und seine näheren Lebensumstände sind der Legende anheimgefallen. Sie berichtet, dass er königlichen, ja, göttlichen Ursprunges sei. Seine ganze Thätigkeit sei auf unmittelbare göttliche Eingebung zurückzuführen. Sein Jugendleben bestehe aus einer Reihe von Wundern. Schon im fünfzehnten Lebensjahre habe er Proben seines hervorragenden Geistes gegeben.

Das Leben und Wirken Zarathustras wird sehr früh anzusetzen sein. Er dürfte mindestens dem elften Jahrhundert v. Chr. angehören. Seine Lehre bestand und beherrschte bereits um das Jahr 800 den Osten Irans und besass Kraft genug, um von hier aus die verwandte Nation der Meder und Perser zu gewinnen.

Wie von allen Stiftern der höheren Religionen, von Mose, Buddha, Christus und Mohammed, wie von dem feurigen Elia und dem Täufer, so wird auch von Zarathustra berichtet, dass er lange Zeit in der Einsamkeit der Wüste gelebt, sich einer strengen inneren Sammlung hingegeben und über die Ausbildung seines religiösen Reformplanes nachgedacht habe.

Es liegt eine tiefe Wahrheit in der Beobachtung, dass gerade „zwischen dem gewölbten Himmel und den unbegrenzten Flächen der Wüste notwendig eine monotheistische Stimmung den einsamen und verlassenen Wanderer ergreift, weil sie bei der Trockenheit und Klarheit der Luft die Sinne nicht allen jenen reizenden Wahnbildern des Waldlandes aussetzt, den Lichtstrahlen, wenn sie durch Lücken der Baumkronen auf zitternden und spiegelnden Blättern spielen, den wunderlichen Gestalten knorriger Äste, kriechender Wurzeln und verwitterter Bäume,

dem Knarren und Seufzen, dem Flüstern und Rauschen, dem Schlüpfen und Rascheln, überhaupt allen jenen Stimmen und Lauten in Busch und Wald, bei denen uns so gern das Truggefühl unsichtbarer Belebtheit überschleicht".*)

Nachdem der Prophet seine Vorbereitung beendet, begann er seine Lehre öffentlich zu verkünden. Aller Orten errichtete er Feueraltäre und pflanzte in der Nähe des kaspischen Meeres eine Cypresse, in deren Rinde er die Annahme seiner Lehre durch den baktrischen König Vistaçpa einschnitt. Bis in die Zeit des Islams hinein wurde der heilige Baum von den frommen Ormuzddienern durch zahlreiche Wallfahrten geehrt.

Dass die Sage hier der Cypresse**) Erwähnung thut, ist keineswegs ein Werk des Zufalls. Der immer grünende Baum war von jeher und ist auch heute noch dem Orientalen das gedankenvolle Symbol der Unsterblichkeit, der Ewigkeit, aber auch der Versöhnung und des Friedens.

Derselbe Gedanke kehrte ursprünglich auch in der christlichen Weltanschauung wieder; ist doch z. B. auf den Sarkophagen der alten Christen die Cypresse, welche der Kirchenvater Augustin den Baum der Gerechten nennt, dessen Blätter nie verwelken, als Zeichen der Unsterblichkeit abgebildet. In unseren Tagen dagegen, veranlasst durch das Beispiel der Dichter, die römischer Anschauung folgten, ist die Cypresse vornehmlich das traurige Zeichen des Grabes, des Todes. —

Zarathustra hat sein System aufgebaut auf den Grundlagen der alten Naturreligion, des pantheistischen Materialismus.

---

*) Vergl. Oscar Peschel: a. a. O.

**) Vergl. P. Cassel: Aus Literatur und Symbolik. Abhandlungen. — Leipzig; 1884.

Bei allen geistig entwickelten Völkern tritt eine Zeit ein, da die Naturgottheiten zu Trägern geistiger Eigenschaften fortgebildet werden. Das im Menschen erwachte Selbstbewusstsein bildet die guten und bösen Regungen des Gemütes zu guten und feindlichen Gottheiten um und stellt den Kampf, der zwischen beiden Gegensätzen in dem eigenen Herzen ausgekämpft wird, als einen Kampf göttlicher Wesen ausserhalb des „Ich's“ dar.

An diesem Wendepunkt der religiösen Entwicklung steht Zarathustra. Er wird das vollziehende Organ des Volksgeistes und des in ihm erwachenden Selbstbewusstseins. Ihm offenbarte, wie es in der Sprache der Religion heisst, die Gottheit, was zum neuen Glauben werden sollte.

Zunächst schied Zarathustra, indem er den physischen Gegensatz zwischen Turan und Iran auf die moralische Welt übertrug, das Weltall in zwei Reiche: in die reine Lichtwelt und in die Welt der Finsternis. An die Spitze jener stellte er den Ahuramazda d. h. „den Vieles Wissenden, den Schöpfer und Regenten des Alls, der sichtbaren wie der unsichtbaren Welt“, woraus später der Name Ormuzd entstand. Das Reich der Finsternis war Ahriman, dem „Arges Sinnenden“ unterthan. Jedem dieser Götterfürsten stand eine zahllose Schar wohl organisierter Geister zur Verfügung, die aber nur allegorische Begriffe von physischen, kosmischen oder ethischen Kräften und Naturgewalten ohne lebensvolle Gestalt und geschichtliches Handeln waren.

Die beiden Grundprinzipien waren von Anfang an vorhanden. War Ormuzd der Schöpfer des Lichtes und des Lebens, der fröhlichen Saaten und der lachenden Auen, so war Ahriman der Urheber der Finsternis, der Nacht

und des Todes, so sandte er die eisigen Winterstürme und die versengende Glut der Wüste. Schuf jener die Kuh, das Pferd und den Hund als nützliche Haustiere, so brachte dieser die Raubtiere, die Schlangen und die schädlichen Insekten hervor. Während Ormuzd die Menschen auf dem Pfade der Tugend zu halten sucht, ist Ahriman unablässig bemüht, sich der Herzen der Menschen zu bemächtigen, um sie dem schändlichen Laster zuzuführen, sie in Lüge und Sinnenlust zu stürzen.

Dieser unaufhörliche Kampf um die Herrschaft über die Erde und das Menschengeschlecht endet mit der Besiegung Ahrimans und aller bösen Geister, mit der endlichen Versöhnung des grossen Dualismus zwischen dem Licht und der Finsternis, dem Guten und dem Bösen. Das Lichtreich, ein Dasein allgemeiner Vollkommenheit und ewiger Glückseligkeit, erfüllt die Welt. Die Seelen der treuen Ormuzddiener vereinigen sich mit ihren auferstandenen Leibern zu ewigem Leben.

Zarathustra's Lehre bedeutet also eine Entwicklung des Natur- und Lichtdienstes zu einer geistigen Religion mit sittlichen Tendenzen. Der Sonnen- und Gestirndienst und der Feuerkultus erhielten eine symbolische Bedeutung und eine ethische Richtung. Ein wesentlicher Teil derselben und ein hervorragend reformatorischer Zug liegt in dem Gewicht, das Zarathustra auf den Anbau des Landes legte. Seine Lehre war die „Religion der rationellen Landeskultur."

Aus dem ganzen Wesen dieser Religion ergab sich als sittliche Lebensaufgabe des Menschen: Die Beförderung des Guten und der Kampf und die Vernichtung des Bösen sowohl in der äusseren Natur als in der eigenen Brust. Nur der Mensch, der die schädlichen Tiere, die Schlangen,

das Gewürm, die Raubtiere ausrottet, fleissig den Boden beackert und bewässert, nützliche Bäume und dergleichen pflanzt — stellt er sich doch mit solcher Arbeit auf die Seite der guten Geister — der seine Seele bewahrt vor Laster und Sünde, vor Lug und Trug, Falschheit und Verleumdung, der rein ist in Gedanken, Worten und Werken, nur dieser ist gefeit gegen die Angriffe der bösen Geister. Sie können in ihm nicht Wohnung nehmen, und seine Seele geht nach dem Tode ein in die lichterfüllten Himmelshöhen und findet Wohlgefallen vor dem lichtstrahlenden Antlitze Ormuzd's. „Rein in Gedanken wie in Worten, rein in Thaten, bete ich zu dir", sagt Zarathustra im Yaçna, „lass meines Herzens Reinigkeit zu Dir, o Ormuzd, dringen! Gieb mir Festigkeit im Guten, dass ich zur Heiligkeit der Thaten kommen möge, die ein Quell der Freuden und des Segens für mich sind."

Der böse Mensch dagegen, der unlautere, lügenhafte, ungerechte, ist nach seinem Tode der Hölle verfallen. Diese Hölle ist aber nicht die christliche mit ihrer grausamen Unendlichkeit; ihr Zweck ist auch nicht Strafe, sondern Läuterung, Entsündigung. Die Seelen der Bösen werden durch des Alles schmelzenden Feuers Gluten gereinigt, bis sie auf dem von allem Unlauteren gesäuberten Erdenball mit den übrigen verklärten Wesen zu einem Werke, zu einer Familie, zu einer Sprache und Lebensweise sich vereinen und ein seliges Leben führen bis an das Ende der Zeiten.

Frömmigkeit in Gedanken, Worten und Werken, das ist die Grundforderung, welche die Lehre Zarathustra's an das sittliche Leben der Gläubigen stellt. Als Cardinaltugenden gelten Wahrhaftigkeit und Treue, Mildthätigkeit und Barmherzigkeit, während Lüge, Treubruch und Ver-

untreuung die entehrendsten Laster und Verbrechen waren.

Dass diese Tugenden, verbunden mit der rationellen Bewirtschaftung des Bodens, mit dem Anlegen schattiger Gärten, dem Pflanzen fruchttragender Bäume u. s. w., thatsächlich das Fundament des staatlichen Zusammenlebens, den eigentlichen Charakterzug des iranischen Lebens in Sitte und Religion gebildet haben, geht aus den Schilderungen Herodots und Xenophons hervor, ebenso wie die märchenhafte Pracht der späteren Kalifenpaläste und Throne nur eine Erinnerung der alten Perserherrlichkeit war. Doch wird man gut thun, nicht allzuhohe Anforderungen an die Mildthätigkeit und Barmherzigkeit der Zarathustrier zu stellen; am allerwenigsten aber darf man Vorstellungen in der antiken Welt erwarten, welche erst das Christentum ausgebildet hat. Die Mildthätigkeit der Ormuzddiener kommt nur Gläubigen gegenüber in Anwendung. Die Unterstützung eines Ungläubigen wäre ja gleichbedeutend mit der völligen Unterwerfung unter die schlimmen Absichten Ahriman's.

Glücklicher als die meisten andern Propheten — finden doch die kühnen Ritter des Geistes ihren Lohn selten oder niemals auf Erden — sah Zarathustra schon bei seinen Lebzeiten sein Werk wachsen und gedeihen, ohne dass er hierfür hätte eines qualvollen Todes sterben müssen.

Die von ihm gestiftete iranische Staatsreligion gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen auf dem Gebiete menschlicher Geistesthätigkeit. Ein so grossartiges Phänomen erregte die Aufmerksamkeit und das lebendige Interesse der Griechen. Durch ihren reichen Gedankeninhalt reizte die Ormuzdlehre die spekulative Neugierde der griechischen Denker. Um sie an der

Quelle zu studieren, wanderten Pythagoras, Empedokles, Demokritos, Platon nach Persien. Die philosophischen Systeme dieser Weisen zeigen an verschiedenen Stellen, dass sie mit der iranischen Glaubenslehre gründlich vertraut waren. Auch Äschylos, Theopompos und Plutarch kannten den dualistischen Glaubenskreis.

Die persische Staatsreligion ist aber nicht nur ein abgerundetes Denkprodukt, sondern auch zugleich ein geniales Dichterwerk, „kühn ersonnen, logisch durchgeführt, künstlerisch gestaltet, ein religiöses Epos ohne Gleichen."

Als religiöser Dichter steht Zarathustra für alle Zeiten als ein unerreichbares Vorbild in der Geschichte. Keiner der grossen theologischen Poeten der späteren Jahrhunderte, nicht Dante, nicht Milton, nicht Klopstock, ist ihm gleich gekommen. Niemals wieder hat sich die schaffende Phantasie zu der bezwingenden Macht und Wirksamkeit der Überzeugung erhoben, wie sie thatsächlich dem grossen Zarathustra innewohnte.

Tiefinnerster Herzensdrang spricht aus seiner Lehre. Man begreift, man empfindet deutlich, dass sie ihm Offenbarung war. Indem er rastlosen Kampf gegen die Welt Ahrimans fordert, während die übrige Welt, die Inder und die semitischen Völker, das als zerstörende Gottheit vorgestellte böse Prinzip in der Natur und im Menschen durch einen bis zum Menschenopfer vorschreitenden Versöhnungskult zu beschwichtigen suchten, schuf er eine der grössten sittlichen Thaten, welche wir kennen, führte er mit Riesenschritten den Menschengeist heraus aus den lähmenden Banden der Finsternis und des Aberglaubens und wies ihn auf den Pfad werkthätiger Menschenliebe.

Durch seine, dem menschlichen Herzen so willkommenen, so trostreichen Dogmen von der Auferstehung der Toten, von dem endlichen Aufgehen des Bösen im Guten wusste der tapfere Dichter, in dessen Brust offenbar ein unendlicher Schatz reiner Menschenliebe geborgen war, nicht nur eine lichte Heiterkeit über das Thun und Treiben der alten Perser auszugiessen, sondern er hat durch sie auch den bedeutendsten Einfluss auf das Christentum, dessen Vorläufer er ist, ausgeübt. Hier wie dort bilden Frieden und Versöhnung das herrliche Endziel. —

3. Der Orden der Athrava und Magier.*)

Von den 21 Büchern des Zend-Avesta, der iranischen Bibel, welche, der Tradition nach, von Zarathustra herrühren sollen, sind nur erhalten: Der Vendidad (d. h. „gegen die Dämonen gegeben"), enthaltend einen Abriss der iranischen Glaubenslehre; der Yaçna (d. h. „das Buch der Opfer"), eine Sammlung von gottesdienstlichen Hymnen und Gebeten; der Vispered (d. h. „alle Herren oder Genien"), eine kleinere Gebetsammlung von ähnlicher Natur wie die des Yaçna. Jedoch sind sie in der uns vorliegenden Form und Fassung nicht von Zarathustra verfasst, obwohl sichere Zeichen dafür sprechen, dass der gewaltige Held selbst zahlreiche der vorhandenen Lieder und Liederverse, in denen er die Ergebnisse seines Nachdenkens niedergelegt, ge-

---

*) Vergl. Duncker, Spiegel, Haug, Geiger a. a. O.
Hübschmann: Ein zoroastrisches Lied. München; 1872. —
Darmesteter: Ormuzd et Ahriman. Paris; 1877. —
Harlez: Avesta, livre sacré des sectateurs de Zoroastre. 3 Bde. Lüttich; 1875—78. —
Haug: Essays on the sacred writings etc. of the Parsees. 2. Aufl. London; 1878. —
Harlez: Introduction à l'étude de l'Avesta. Lüttich; 1881.

dichtet hat, obwohl der Kern der Lehre, die religiösen Vorstellungen, Gesetze und Sittengebote unzweifelhaft zarathustrischen Ursprungs sind und die Grundlage der altpersischen Licht- und Feuerreligion bildeten.

Die iranische Bibel ist vielmehr, nachdem das lebendige Wort des Meisters längst verstummt war, durch die Thätigkeit einer zahlreichen Priesterschaft zusammengestellt und nach den Bedürfnissen der späteren Zeit umgestaltet worden.

Sichere Kennzeichen weisen darauf hin. So die dort verzeichneten, genauen Bestimmungen des Rituals und die liturgischen Vorschriften für die verschiedenen Feste und für alle Tages- und Jahreszeiten. Hierzu kommt die ausgedehnte, auf alle Verhältnisse des Lebens sich erstreckende Pflichtenlehre, die casuistische Einteilung der Sünden nach besonderen Arten und Klassen und die dafür festgesetzten Strafen, Reinigungen und Büssungen, welche den buddhistischen Beichtordnungen merkwürdig ähnlich sehen, mit ihren geistlosen Gebeten, nüchternen Zeremonien, mit ihren nebelhaften Göttergebilden, die nichts von der frischen Lebendigkeit der mythologischen Gestalten jugendlicher Völker in sich tragen und nur zu häufig in unverständliche Personificationen moralischer Eigenschaften übergehen.

Eine Religion, welche eine nicht Jedem zugängliche und erreichbare Kunde verlangt, welche gottesdienstliche Handlungen und Zeremonien, die Anwendung längerer, bestimmt formulierter Gebete vorschreibt, welche die Kenntnis komplizierter, die Wirkung des Opfers bedingender Gebräuche voraussetzt, bedarf zur Vollziehung dieser Obliegenheiten sachkundiger Priester, die daraus ihren eigentlichen Lebensberuf machen.

Ein solcher Priesterstand hat schon in sehr früher

Zeit, wie glaubhaft nachgewiesen ist, bei den ostiranischen Völkerschaften bestanden. Wie die Arier Indiens, so glaubten auch die Arier Irans an die allbezwingende Kraft der Gebete und Opfer. Die Kenntnis der wirksamen Anrufungen und Opfer, welche die Götter dem Willen der Menschen zu unterwerfen im stande waren, vererbte sich in den Familien der Beter, Sänger und Opferer vom Vater auf den Sohn.

Die von Zarathustra ausgegangene Reformation hat den Bestand der alten Priestergeschlechter, welchen sie vorfand, nicht unberührt gelassen. Dabei ist es zwischen jenen und den die Reform vertretenden Priestern zu harten Kämpfen gekommen. Diese hatten dann wiederum zur Folge, dass die Zarathustra-Priester, die ohnehin schon durch die neue Lehre und feste Glaubenssätze verbunden waren, sich noch enger zusammenschlossen.

Die Priestergenossenschaft Ostirans schied sich scharf vom übrigen Volke ab und erhielt bestimmte Rechte und Pflichten. Nur mit ihrem Beistande durfte der Laie opfern, nur durch ihren Mund konnte er die Götter richtig anrufen und die bösen Dämonen vertreiben. Für den Laien gab es keinen Religionsunterricht. An den Untersuchungen über den Ursprung und das Ende der irdischen Dinge war er nur so weit beteiligt, als sein persönliches Interesse dabei in Frage kam.

Die priesterliche Hierarchie betrachtete ihre Weisheit, das Studium der Theologie als Sondergut ihres Standes, als ihr unbestrittenes Eigentum. Sie nahm deshalb in ihre Gemeinschaft nur Priestersöhne, und nur in besonderen Fällen auch andere junge Leute, als Novizen auf. Die Aufnahme selbst geschah in feierlicher Form unter An-

wendung gewisser symbolischer Gebräuche und ritueller Zeremonien.

Die Zöglinge erhielten in den Priesterschulen, welche an die Stelle der Familienüberlieferung getreten waren, Unterweisung und Belehrung in den Geheimwissenschaften, zu denen hauptsächlich die Kenntnisse, Übungen und Erfahrungen in den gottesdienstlichen Verrichtungen gerechnet wurden. Auch die schwierige Kunst des Schreibens, die sich im alleinigen Besitze der Priester befand, ward ihnen hier zu teil. Jeder junge Priester musste überdies die heiligen Schriften auswendig lernen, wie ja auch noch in unseren Tagen die Parsenpriester das Avesta auswendig wissen. Man sieht, die Lehrbedingungen waren so schwierige, dass daraus allein schon die Tendenz einer möglichsten Abschliessung der Priesterzunft sich herleiten lässt.

Die Priestergenossenschaft schied sich in mehrere Klassen. Jeder einzelnen war ein Oberhaupt vorgesetzt. Eine Klasse befasste sich mit liturgischen Obliegenheiten. Ihre Hauptbeschäftigung und vornehmste Pflicht war das Recitieren des Avesta und die Bedienung des Feuers. Die andere Klasse leitete die Reinigungen, die dritte vollzog die Opfer.

Die Mitglieder der Genossenschaft machten sich durch äussere Abzeichen kenntlich; sie trugen eine Opferschale, einen Schlangenstecken, um die unreinen Tiere zu töten, und verhüllten den unteren Teil des Gesichtes durch ein Tuch, um den Atem von dem heiligen Feuer abzuhalten, das dadurch verunreinigt werden könnte.

Die Priester des Westens hiessen Magier. Auch sie bildeten einen geschlossenen, erblichen Stand und sind schon vor dem Jahre 700 v. Chr. nachweisbar.

Dass seit Alters her auch bei den Medern und Persern

Priester vorhanden waren, welche sich darauf verstanden, die lichten Geister des altarischen Glaubens anzurufen und das dämonenvertreibende Feuer zu pflegen, ist sicher. Als dann die neue Lehre vom Osten her nach Medien gelangte, traten die alten Priesterfamilien im Hinblick auf die wohlgesicherte, umfassende Macht des fremdkultlichen Priestertums, gegen welches ein andauernder Widerstand unmöglich schien, mit den, den neuen Glauben verkündenden, Geschlechtern in engsten Zusammenhang.

Die Magier nahmen einen sehr hohen Rang ein. Die wichtigsten Angelegenheiten des Volkes waren ihrer Fürsorge anvertraut. Sie waren nicht nur geschulte Theologen, spekulative Denker und kritische Forscher, sondern auch gewiegte Diplomaten und Staatsmänner, deren erprobter Rat bestimmend und entscheidend auf alle Entschliessungen des Königs einwirkte. Beständig in seiner Nähe, leiteten sie das heilige Feuer, das den Königen vorangetragen wurde. Sie waren die berufenen Lehrer und Erzieher der königlichen Prinzen. Sie allein besassen das Recht, Opferhandlungen zu vollziehen, die Kultusgebräuche zu verrichten, die Lobgesänge anzustimmen, auffallende Naturerscheinungen zu erklären und Träume zu deuten, eine Kunst, die nicht nur einträglich, sondern auch höchst wichtig war. Sie waren die eigentlichen Erben des Rufes der Chaldäer, aber auch ihrer astronomischen Übungen und Fertigkeiten.*) Vermöge dieser „Wissenschaft" verschafften sie sich nach dem Untergange der Perserherrlichkeit Eingang und Ansehen in der ganzen Welt; ihr Name erfüllte insonderheit das wundersüchtige Abendland mit geheimnisvollem Zauber.

*) Vergl. J. Lippert: Allgem. Geschichte des Priestertums. II. Bd. Berlin; 1884. —

Die Magier wohnten in offenen Dörfern, lebten nach eigenen Gesetzen und bildeten sich zu einer hierarchischen Institution aus mit Priesterschulen, in denen die alten Beschwörungsformeln und Gebete, die neuen Reinigungsvorschriften und Religionsgebote sich fortpflanzten, in denen die überlieferten Satzungen durch theologische Studien erläutert und ausgelegt wurden, in denen das Verständnis der heiligen Religionsurkunden als Geheimlehre**) sich erhielt, während im Volksbewusstsein die alte Sprache und die alte Kunde längst dahin geschwunden waren. Zu den Wissenschaften, mit denen sie sich beschäftigten, gehörten auch Naturkunde und Medizin.

Es waren die priesterlichen Kreise und Schulen der Athrava und vornehmlich der Magier, in denen, ohne Zweifel auch infolge der andauernden Berührung mit der wissenschaftlich viel höher stehenden semitischen und griechischen Welt, der iranische Licht- und Feuerdienst manche neue Vorstellungen und spekulative Grundlagen in sich aufnahm.

Die Lehre Zarathustra's verlangte vom Menschen innere Spannkraft und machte ihm ein arbeitsames Leben zur Pflicht; sie stellte ihm die Reinigung des Körpers und der Seele, die Selbstbeherrschung zum Ziele. Hielt der Mensch Körper und Seele rein, war er wahrhaft in Worten und Werken, mehrte er die gute Schöpfung in Wiese, Wald und Feld, tötete er die Tiere der bösen Geister,

---

*) Mohamed-ash-Sharistâni (1086—1153), der berühmte Geschichtsschreiber der moslemischen Philosophenschulen, berichtet einiges über die Geheimlehre der Magier. Sie sei zunächst der Erörterung der Gründe gewidmet, weshalb Licht und Finsternis sich vermischt haben, und dann drehe sie sich um die Lösung der Frage, weshalb das Licht sich von der Finsternis rein mache. —

dann sollte es ihm wohlergehen, dann sollte er sich eines langen Lebens in dieser Welt erfreuen und des ewigen Lebens in jener teilhaftig werden.

Die Priesterschulen gingen über dieses Ziel weit hinaus. Indem sie eifrig beschäftigt waren, die wahre Bedeutung des neuen Gottesbegriffes festzustellen, die alten Götter in die neue Lehre einzuordnen, entwickelten sich aus den Geboten der Reinheit im Sinne der Reform die umständlichsten Regeln der Reinhaltung für alle menschlichen Verhältnisse, für jede Tageszeit, für jede Verrichtung; entstanden neben den alten Anrufungen der Götter Gesänge spekulativer Richtung, welche die Göttergestalten als ethische Potenzen aufzufassen versuchten. Aus der subtilen Dialektik der Priesterschulen ergab sich ein höchst kompliziertes System des reinen Lebens, kasuistischer Sühnevorschriften und Büssungsmaximen, eine zeremonienreiche Lippenandacht. Man stellte weitschweifige Untersuchungen an über die Frage, wie sich Gesetz und Recht nach den Vorschriften der Religion zu gestalten hätten, während andererseits die alten Opferlieder gesammelt, die Liturgie festgestellt, die fast unabsehbare Reihe der Opfer und Feste geordnet, die Regeln der Heilkunde*) niedergeschrieben wurden. Die etwas vage Lehre Zarathustra's von dem dereinstigen Siege des Lichtreiches über die Finsternis und das Böse wurde genauer bestimmt. Am Ende der Tage werde ein Siegesheld, Sosiosch, erscheinen und Gericht halten über die vom Tode Auferstandenen. Dann würden die Gerechten zum Aufenthalt der Seligen emporsteigen, die Ungerechten da-

*) Die Heilkunde erwarb den Magiern sogar noch in späteren Jahrhunderten am Hofe des Kalifen Harun-al-Raschid Duldung und Ansehen.

gegen würden in einem Feuerstrom geläutert, auf dass sie, angethan mit verklärten Leibern, teilnehmen könnten an der ewigen Glückseligkeit. *)

Die Lehre von der Unsterblichkeit und von der ausgleichenden Vergeltung im Jenseits bildet offenbar die Grundlage des ganzen Geheimsystems der iranischen Priesterschaften. Bei den indogermanischen Stämmen war ja überhaupt der sehnsuchtsvolle Glaube an ein Fortleben nach dem Tode ein wesentlicher Bestandteil der Religion. In dieser Hinsicht bieten die schauervollen Einöden des Hades, die Asphodelos-Wiesen Elysiums, Walhallas lichte Räume auffallende Ähnlichkeiten in der Auffassung. —

IV. Die Inder.

1. Das indische Land und Volk**).

Am Südrande des mittelasiatischen Hochlandes erhebt sich der Himalaya, das grösste Gebirgssystem der Erde. Dieser „mächtige Gebirgswall", heisst es bei M. Duncker, „welcher in einer Länge von mehr als 350 Meilen von Westen nach Osten zieht, bestimmt die Natur und das Leben des weiten Landes, welches sich südwärts in ähnlicher Weise vor ihm ausbreitet, wie die Halbinsel Italien vor den europäischen Alpen." „Der Himalaya schützt Indien vor den rauhen Winden, welche vom Norden her

*) Vergl. Hübschmann: Die parsische Lehre vom Jenseits und jüngsten Gericht. (Jahrbücher für protestantische Theologie; 1879.)

**) H. Kiepert a. a. O.; Ritter a. a. O.; Daniel a. a. O.; Max Duncker a. a. O. Bd. 3; — Christian Lassen: Indische Altertumskunde 4 Bände. Leipzig 1858—67; — H. Zimmer: Altindisches Leben. Berlin 1879.

über das Hochland von Centralasien kalt und zerstörend brausen, er hemmt aber auch die Regenwolken, welche die Passatwinde vom Südmeer herantreiben. So müssen diese Wolken ihren Wasservorrat in die Ebenen an den Südgehängen ergiessen, und die Sonnenglut in Kühlung, die verbrannte Vegetation in üppiges Grün verwandeln."

Sobald der Wanderer die unabsehbaren Schneefelder und die ewigen Gletschermassen, auf welche selbst die Glut der tropischen Sonne keine Gewalt übt, „wo nichts mehr blüht, kein Grashalm mehr grünt und durch die Luft kein Vogel mehr sich schwingt, wo nichts Lebendiges sich reget als der Wind allein," überschritten hat, gelangt er in ein waldreiches Hügelland, das nach Osten in eine reichbewässerte Tiefebene ausgeht. Jenes wird vom Indus, diese vom Ganges und Brahmaputra durchströmt, gewaltigen Flüssen, welche aus den Schneefeldern des Himalaya hervorbrechend, ihre unerschöpfliche Wasserfülle in gewundenem Laufe dem indischen und bengalischen Meere zuführen.

Der Ganges, „der heilige Strom, durch dessen Wasser der sicherste Weg zum Himmel geht," giesst, durch zahlreiche Zuflüsse von der Grösse des Rheines verstärkt, seine befruchtende Wasserfülle über die niedrigen Ufer aus und schafft, wie Nil, Euphrat und Tigris, einen fetten Fruchtboden, auf welchem die Tropensonne eine strotzende, überschwenglichreiche Vegetation hervorruft, aber auch, namentlich in dem feuchten Tiefland von Bengalen, ein erschlaffendes Klima und mephitische, totbringende Fieberlüfte erzeugt. In dem Mündungsgebiete bilden die Wassermassen des Ganges, mit denen des Brahmaputra, d. i. Blume des Brahma, vereinigt, heisse, von einem übermächtigen Pflanzenwuchse bedeckte, morastische Waldungen,

welche, undurchdringlich und unheimlich, die unbestrittene Heimat des Elefanten, des Tigers und der Riesenschlange bilden.

In der Mitte der vorderindischen Halbinsel erhebt sich das oceanische Indien, ein von zahlreichen Stromthälern zerrissenes, von grauenvollen Schluchten zerklüftetes Hochplateau, das, der schwülen Hitze des Tieflandes entrückt, sich eines glücklichen, gesunden Klimas erfreut.

Die Abwechselung von Hoch- und Tiefland, der stärkende Einfluss der Feuchtigkeit, hervorgerufen durch die ungeheure Verdunstung des nahen Oceans, die zahllosen Flüsse und die ununterbrochene Regenmenge, welche in regelmässigem Wechsel der Jahreszeiten die Monsune über das ganze Land verbreiten, bringen jene wundervolle südländische Flora hervor, jene Fülle und Mannigfaltigkeit der Naturerzeugnisse aller Art, welche Indien von jeher als den üppigen Fruchtgarten der Welt erscheinen liess und es zu dem, in tausend Liedern gepriesenen, Lande des Glückes, des Segens und der Schönheit, aber auch zum Lande des Verlangens und der Sehnsucht machten. Es war das „Ziel der Eroberer, der Sammelplatz der Weltschiffer, der Ausgangspunkt einer Weltindustrie, der universellsten und reichsten Produktenspende, der Edelsteine und Gewürze, des Verkehrs der mannigfachsten Art mit allen Regionen der Erde, durch alle Zeiten und Nationen."

Indien ist das Land des Baumwollenstrauches, des Muskatnussbaumes und der Betelranke, des Zuckerrohres, der Pfefferrebe und der Reispflanze. Hier wächst die nährende Baniane, die Tausenden Schatten und Obdach gewährt, die würzige Zimmetstaude; hier erheben sich die stattlichen Wälder des Teakbaumes mit seinem fast

unverwüstlichen Holze, der Feigen und Cocospalmen mit ihren kühlen Schattengängen, die Waldungen des kostbaren Sandel- und Ebenholzes; hier duftet das Land von aromatischen Wohlgerüchen; hier blüht die blaue Seerose, die heilige Lotusblume, in deren „Samenkorn die Form der künftigen Pflanze sichtbar ist, weshalb sie dem Inder als ein Bild der Weltentfaltung aus dem Urkeime galt.“ — Die Flüsse führen Goldsand; die Berge enthalten kostbares Gestein. Die Meere bergen köstliche Perlen. Eine reiche Tierwelt, vor Allem die Kuh, das Pferd und der Elefant treten in die mannigfachste Beziehung zu dem Menschen. Kein Wunder also, dass sie auch in den religiösen Vorstellungen der Hindus eine wichtige Rolle spielen. Die Ziege des Himalaya liefert die feine Wolle zu den herrlichen Kaschmirshawls, und bunt gefiederte Papageien, Pfauen mit breiten Schwänzen von dunkelblauer und smaragdener Farbe, das zahllose Heer der Affen rissen schon das Altertum von Herodot und Ktesias bis zu Megasthenes, dem bekannten Reisenden der alexandrinischen Zeit, zu staunender Bewunderung hin.

Indien galt der Volksphantasie zu allen Zeiten als das Land der Wunder. Eine überschwengliche Phantasie hat dort ihr vielgestaltetes Reich aufgeschlagen. Mit Vorliebe verweilten dort Sage und Dichtung und ersannen u. a. die schillernden Märchen von 1001 Nacht, die noch in unseren Tagen die Herzen der Jugend entzücken. —

Einst war das ganze Indien von wilden schwarzen Völkerstämmen bewohnt. Da stiegen etwa in den letzten Jahrhunderten des dritten Jahrtausends v. Chr. auf den gangbaren Gebirgspfaden des nordwestlichen Himalaya die indischen Arier, nachdem sie sich von ihren Brüdern, den Iraniern, getrennt, erobernd in das wunderbare Land

hinab und unterwarfen die Urbevölkerung oder drängten sie in die waldreichen Berge des mittleren und südlichen Landes zurück, wo sie unzugängliche Wohnstätten fand. In natürlicher Ungebundenheit und in störrigem Widerstreben hat sie sich hier gegen jede fremde Bildung erhalten und sich eine eigene Sprache und Literatur geschaffen. Diese Völkerschaften, teilweise sogar heute noch Kannibalen, sind untergehende Geschlechter, wie die Australneger und die Indianer Amerikas.

Das geschichtliche Leben der indischen Arier kam zuerst am Indus zur Entfaltung. Über die Entwicklung und allmählige Ausbildung dieses Lebens in den ersten Jahrhunderten nach der Einwanderung lässt sich leider nichts Bestimmtes sagen. Es hat sich — ganz abgesehen von dem jeglichen Mangel zuverlässiger Geschichtsquellen — keine feste Überlieferung der Thaten und Schicksale des Volkes erhalten, zumal das in den folgenden Jahrhunderten ausgebildete Religionssystem des Brahma durch seine Priesterschaft bemüht war, jede Erinnerung an vergangene Zeiten zu tilgen und den Brahmanismus als die ursprüngliche, in alle Ewigkeit herrschende, Macht darzustellen.

Jedoch sind in den ältesten Hymnen der Veden, einer Sammlung meistens religiöser Lieder und Gebete, die teilweise bis ins 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung und noch weiter hinauf reichen, mehrere Andeutungen enthalten, welche einiges Licht über jene Urzeit verbreiten. Danach erinnert das altindische Leben in vielen Zügen an altpersische und altgermanische Zustände. Besonders scheinen die vedischen Arier starke Trinker gewesen zu sein, dem Würfelspiel mit arger Leidenschaft sich hingegeben und unseren Altvordern, die an den sagenberühmten

Ufern des schönen Rheinstromes sassen, in dieser Beziehung nichts nachgegeben zu haben.

Aber auch die ursprünglich reiche Begabung, die ritterliche Gesinnung und Thatkraft, der lebensfrische und lebensfreudige Sinn des eingewanderten Volkes lässt sich noch erkennen. Treue, Rechtschaffenheit und gute Sitten sind vielgepriesene Tugenden in den Veden.

Der Staat beruhte auf einem wohlgeordneten Familienleben. Mehrere Dorfschaften bildeten einen Gau, mehrere Gaue einen Stamm. Viehzucht und Ackerbau füllten das äussere Leben aus, das nur durch die Fehden der einzelnen Familien und Stämme unterbrochen wurde; das geistige Leben dagegen ging in dem Opferdienst und in der Verherrlichung der Naturgötter auf. Die Stellung der Frau war ungleich freier als in der späteren Zeit des brahmanischen Staatswesens.

Die Dorfbewohner versammelten sich an gewissen Tagen zu gemeinsamer Beratung ihrer Angelegenheiten und zu geselligem Vergnügen. An der Versammlung des ganzen Stammes nahm auch der König teil, dessen Würde anfangs von einer Wahl abhängig war, später aber erblich wurde. Der König war Führer im Kriege und brachte selbst die Opfer für den Stamm dar. Zuweilen beauftragte er auch damit einen der Sänger, die sich zahlreich in seiner Umgebung befanden, von seiner Freigebigkeit lebten und seine Thaten in sangvollen Liedern feierten.

Die Dichtkunst wurde überhaupt durch das religiöse Geistesleben der Inder frühzeitig zu sehr hoher Blüte gebracht. Im Rigveda, der ältesten Sammlung der religiösen Lieder und Gebete, welche den Brahmagläubigen bis auf den heutigen Tag so hoch steht, wie den Bekennern des Islam der Koran, sind mehr als tausend heilige Gesänge

enthalten, worin die Götter um gute Weideplätze und reichliche Quellen für die Herden, um Gesundheit, langes Leben und siegreichen Kampf gegen die Feinde angerufen werden.

Die beängstigende Lehre von der Seelenwanderung, welche mit alles überwältigendem Drucke auf dem Bewusstsein der folgenden Zeiten lastete, ist in den alten Liedern noch unbekannt. Man liebte das augenscheinliche Leben hienieden viel zu sehr und erfreute sich echt menschlich an dessen Genusse, als dass man mit so tragischem Ernste, wie in späteren Jahrhunderten, unverwandt den forschenden Blick auf der Zukunft unergründlich Reich gerichtet hätte. — Die Guten, so glaubte man, gelangen nach dem Tode an einen Ort, „wo alle Sehnsucht und alle Wünsche gestillt sind.“

Diesem Himmel mit seinen paradiesischen Freuden stand keine Hölle mit ihren endlosen Schrecken und Qualen gegenüber. „Dahin hat es die altvedische Zeit nicht gebracht. Sie hat diese Erfindung einer späteren Zeit und späterer Einbildung überlassen.“ *)

Die altindische Religion war einfacher, sinnlich-oberflächlicher Naturdienst. Man sah in den wohlthätigen und hilfreichen Wirkungen und Erscheinungen der Natur die freundliche Macht guter Geister, während man andererseits in den schädigenden Einwirkungen jener das finstere Walten böser Mächte erkannte und fürchtete.

„Diese Erscheinungen traten am deutlichsten und wohlthätigsten in dem die Erde erleuchtenden, erwärmenden und befruchtenden Tageslicht der Sonne hervor. In der feierlichen Stille der Nacht strahlt es dem Menschen aus

*) S. Lefmann: Geschichte des alten Indiens. Berlin, 1880.

geheimnisvoller Ferne entgegen in den zahllosen Sternen des Himmels. Seine furchtbare und zerstörende Macht zeigt sich in dem Blitze bei den Gewittern, die aber auch eine wohlthätige Wirkung ausüben, indem sie den befruchtenden Regen bringen. Und der Blitz, welcher das Gewölk zerreisst, musste der einfachen Naturanschauung der ältesten Menschen als That eines zugleich mächtigen, furchtbaren und gütigen Gottes erscheinen. Man erklärt sich hieraus, warum die Sitze der Götter in die Luft und in den Himmel verlegt wurden."

Der Höchste unter den Geistern, welche die Inder als herrschende und hilfreiche Mächte anriefen, war Indra, der Gott der blauen Luft, des leuchtenden Himmels. Er führt den Blitz und „wie ein Rad die Speichen, so umfängt Indra das All."

Neben ihm stand Varuna (Uranos) im höchsten Ansehen, eine vieldeutige, geheimnissvolle Gottheit. Er ist der Urheber und Erhalter der ewigen, ehernen Gesetze, welchen das Universum und alles, was in ihm ist, unterworfen ist und welche kein Gott und kein Sterblicher anzutasten wagt. „Der Wind, der die Luft durchrauscht, ist sein Hauch, die Sonne sein Auge, die Flüsse strömen nach seiner Vorschrift." *)

Bei Varuna im höchsten Himmel wohnt Jama, der Gott des Todes, zu dem die Seelen der Abgeschiedenen eingehen.

Ausser den hehren Himmelsgöttern wurde auch den ihnen dienenden Luftgeistern Verehrung gezollt, besonders der Morgenröte, der Sonne uud ihrem irdischen Abbild, dem Feuer.

*) R. Roth: Zur Literatur und Geschichte des Veda. Stuttgart; 1846.

Der Glanz des emporlodernden Feuers war den Indern, wie den Iraniern, ein freundlicher Geist, der die bösen Mächte der Nacht vertrieb und die gefürchteten Raubtiere von der Lagerstätte des Menschen und seiner Herde scheuchte. Dieser Geist, Agni (Ignis), ist der liebe Freund und Gast aller Menschen und als heilige Herdflamme der Beschützer des Hauses und der Gemeinde.

Die sinnlichen Gottheiten, in denen das altindische religiöse Bewusstsein befangen ist, stellen sich uns also dar als die Naturmächte: „Licht, Luft, Feuer — Entstehen, Bestehen, Vergehen.“ Eine ethische Anschauung, nach welcher den Göttern neben der höchsten Macht und Weisheit auch der Schutz des Rechts, der Sitte und Tugend zugeschrieben wird, tritt in der vedischen Naturreligion nur gelegentlich hervor. Brihaspati, der Beschützer des Gebetes, der das geistige Band zwischen den Göttern und den Menschen knüpft, ist neben Varuna fast die einzige Andeutung dieser Richtung.

Der Mensch ist nach der altvedischen, kindlich-naiven Vorstellung ein Glied in der langen Kette der göttlichen Naturwesen. Die Götter sind als einzelne Ausstrahlungen der Natur den Menschen gleichgestellt. Diese sind ihnen deshalb auch keineswegs in Demut ergeben. Indem sie den Göttern Gebete und Opfer darbringen, gestehen sie zugleich offen ein, dass es allein in der Absicht geschehe, um ihren Beistand und ihre Hilfe gegen alle Widersacher und Feinde zu gewinnen. Gnade und Verzeihung von einem erzürnten Gotte zu erflehen, seinen Groll zu versöhnen, war eine vollständig unbekannte Vorstellung.

Mittels Opfer und Gaben — das wirksamste Opfer war „der schön bereitete Trank des honigsüssen Soma“, einer Bergpflanze, welche beim Mondenschein gepflückt

sein musste — üben sie nach ihrem kindlichen Wahn eine bezwingende Macht über alle Götter aus. Der Trank selbst wird in mysteriöser Weise zum mächtigen Gott. Demnach können seiner Wirkung die Götter nicht widerstehen, sie müssen sich dem Opfer darbringenden Menschen hilfreich und dankbar erweisen.

Daher erscheinen auch die Sänger der Opfergebete, welche die kräftigsten Anrufungen kannten und die wirksamste Bereitung und Darbringung des Opfers verstanden, frühzeitig in angesehener Stellung. Sie sind Zauberer, die Gewalt haben über die Himmlischen.

Diese geistigen und gesellschaftlichen Zustände, welche in ihren Grundzügen noch die allgemeinen Merkmale des indogermanischen Volksstammes aufweisen, änderten sich, und die schlummernden Kräfte und Bildungskeime der grossen indischen Nation kamen zur Entfaltung, als sie im allmähligen Vorrücken alles Land bis zur Mündung des Indus eroberte, an dem mittleren Stromgebiete grössere Königreiche gründete und damit in eine Periode harter Kämpfe und Eroberungen, in ein Heldenalter voll kriegerischer Thatkraft und Waffenruhms trat.

In jene Zeit fällt auch ein von den alten Schriftstellern erwähnter Angriff der Assyrer, sowie die räthselhaften Ophirfahrten, welche die Phöniker im X. Jahrhundert nach den Indusmündungen unternommen haben, um daselbst Gold und Elfenbein, Sandelholz und Edelsteine, Affen und Pfauen einzuhandeln.

Gleichzeitig mit den südlichen Eroberungszügen wurde auch das Tiefland am Ganges, die eigentliche Heimat und Pflanzstätte der indischen Kultur, von den arischen Völkern eingenommen. Durch blutige Kämpfe in der Ebene, die den Eingang zum Gangesthal bildet und wo auch in

späteren Jahrhunderten öfter das Schicksal Indiens durch Schlachten entschieden wurde, gelangten sie in den Besitz des reichgesegneten Landes, und zwar lange vor der Zeit, da das Brudervolk der Hellenen seine urwüchsige Kraft in den Heldenkämpfen vor Troja erprobte. Spätere Züge arischer Stämme drängten die früheren Ankömmlinge aus den schwer errungenen Wohnsitzen weiter nach Osten.

Diese Völkerwanderung währte mehrere Jahrhunderte, erfüllte das ganze Gangesland mit grausigem Waffengetöse und blutigem Mord und brach ohne Zweifel die Vollkraft der indischen Nation. Nachdem endlich die zahlreichen Stämme zum ruhigen Besitz und friedlichen Zusammenleben gelangt waren, da begann sich jene eigentümliche indische Kultur zu entwickeln.

Unter dem erschlaffenden Einfluss des heissen Klimas und der wunderbaren Fülle und Fruchtbarkeit des Bodens erlag bald die ursprüngliche, natürliche Thatkraft der arischen Helden, wie sie sich in den ältesten Stücken des indischen Epos kund giebt, einem passiven Phantasie- und Geistesleben.

Das grossartige Gedicht,*) welches später unter den Händen der Brahmanen eine gänzliche Umgestaltung er-

---

*) Ausser der Heldensage enthält das Riesengedicht noch zahlreiche Mythen, Gespräche, Episoden aus den verschiedensten Zeitaltern und von verschiedenem poetischen Werte. Zu den schönsten Episoden gehört die liebliche Erzählung „Nala und Damayanti", von welcher A. W. Schlegel sagt, dass es „an Pathos und Ethos, an hinreissender Gewalt der Leidenschaften wie an Hoheit und Zartheit der Gesinnungen schwerlich übertroffen werden könnte." Damayanti ist ein ähnliches Beispiel ehelicher Liebe, Treue und Hingebung wie Penelope und gehört zu den holdesten Frauengestalten, welche die Poesie geschaffen. Vergl. Fr. v. Schlegel: Über die Sprache und Weisheit der Inder. Heidelberg; 1808. — C. Meier: Indisches Liederbuch. Stuttgart; 1854. — A. Weber: Vorlesungen

fahren, wurzelt in ähnlicher Weise auf dem ergiebigen Boden jener Völkerkämpfe und Wanderungen, wie im Trojanerkriege und den ihn begleitenden Heldenfahrten die homerischen Gesänge, die es durch hohe Sittlichkeit und Gemütstiefe, durch poetische Vollendung und unnachahmlich zarte Naturinnigkeit noch übertrifft, wie in den Völkerzügen der Germanen das Nibelungenlied. —

Der kriegerische Heldengeist, das Hochgefühl der Ehre und des Ruhmes, das zu glänzenden Waffenthaten und Abenteuern führt, trat hinter das Gefühl der Tugend und Sittlichkeit zurück und wich der behäbigen Ruhe und dem sehnsüchtigen Verlangen nach bürgerlicher Ordnung und Gesetzlichkeit.

Eine zügellose Phantasie füllte Himmel, Luft- und Erde mit erträumten Göttergestalten und wandernden Seelen an und vergass über der mythologisch-poetischen Traumwelt das irdische Dasein, das handelnde Leben und seine wechselvollen Schicksale. „Getragen von der verschwimmenden Weichheit des Gefühls und von der fessellos umherschweifenden Phantasie, stiegen die Inder aus ihrem Traumleben nur selten auf den festen Boden der Wirklichkeit herab". Ihnen fehlte das volle Bewusstsein der starken Persönlichkeit, die in eigener Kraft und Selbständigkeit mit dem Schicksal ringt, dem grossen gigantischen, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Das geschichtliche Leben war ihnen keine Entwicklung

über die indische Litteraturgeschichte. Berlin; 1876. — Derselbe: Indische Streifen. 3 Bde. Leipzig; 1879. — H. Brunnhofer: Über den Geist der indischen Lyrik mit Originalübersetzungen aus der Hymnensammlung des Rigveda etc. Ein Essay. Leipzig; 1882. — Max Müller: Indien in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung. Vorlesungen. Autorisierte Übersetzung von C. Cappeller. Leipzig; 1884.

zum Vollkommenen, sondern der trübe Verlauf zur Auflösung und Vernichtung. „Darum zieht sich auch ein tiefes Wehmutsgefühl, eine stille weibliche Trauer durch das indische Bewusstsein". Nur der Geschichte der Götter massen sie eine ausserordentlich hohe Bedeutung bei.

Demgemäss ging das Bewusstsein eines gemeinsamen Vaterlandes, gemeinschaftlicher Zwecke und Interessen in allen weltlichen Dingen verloren. Damit schwand aber auch zugleich der geschichtliche Boden des indischen Volkes dahin. Man fühlt sich daher versucht, auf dasselbe das Schillersche Wort anzuwenden: „Sein Leben liegt angefangen und beschlossen in der Santa Casa heiligen Registern," das heisst, sein geschichtliches Leben ist vollständig in dem religiösen aufgegangen. —

Die farbenglühende Natur, die reiche Pflanzenwelt, die den Inder umgab, erweckte und beseelte sein Naturgefühl, lieferte ihm zarte poetische Bilder, in denen sich die sittliche Gesinnung des Volkes, die Lieblichkeit und Weichheit seiner Gefühle abspiegelt. Aber das Reich der Materie, die vergängliche Welt der Vielheit und Wandelbarkeit wissenschaftlich zu durchdringen und zu erfassen, war er nicht im Stande.

Angesichts dessen war es den Brahmanen ein Leichtes, des irdischen Lebens geschäftige Regsamkeit zu fesseln, jede Regung geistiger und weltlicher Freiheit im Keime zu ersticken, jeden Lebensmut zu töten, jede Freudigkeit aus der sorgenvollen Brust zu bannen, während die Seele infolge der herzensharten Lehre von den Höllenqualen und den Wiedergeburten — die schnödeste Ausgeburt menschlichen Wahnwitzes — unaufhörlich von namenloser Angst gefoltert wurde. Ausserdem machten eherner Kastenzwang mit seinem menschenverachtenden Standeshochmut, grau-

samer Despotismus mit unerhörtem Steuerdruck, himmelschreiende Rechtswillkür die indische Erde zu einem grossen Jammerthal.

So ist es denn geschehen, dass ein grosser Stamm der arischen Völkerfamilie, trotz seiner hervorragenden Geistesgaben und seines ausgebildeten Seelenlebens, kaum einen bemerkenswerten Einfluss auf den allgemeinen Bildungsgang der Menschheit geübt hat. Seine Religion hat ihn nicht erhoben, nicht veredelt, sondern jämmerlich verkümmern und verkommen lassen. Seine geistigen Eigenschaften gingen auf dem eigenen Boden an Überfülle zu Grunde. Selbst seine grossartigen Schöpfungen auf dem Gebiete der Sprachbildung — die grammatische Wissenschaft führte er zu einer Vollendung, welche ausser ihm nur noch die Hellenen und Araber erreicht haben — der Dichtung und Industrie fanden nur geringe Anerkennung und Verbreitung. „Das indische Volk, das berufen schien, an dem Lebensbaum der Völker den Stamm zu bilden, ist früh zu einem dürren Reis geworden.“ —

2. Der Mysterienbund der Brahmanen und seine Lehre.*)

Die indische Religion, welche die Gemüter so gewaltig beherrschte, war die Grundlage des verwerflichen Kastenwesens, einer weltgeschichtlichen Erscheinung, die tausendfaches Unheil über das unglückliche Volk gebracht hat.

Nach der Eroberung des Gangesthales wurden viele schwarze Ureinwohner zu Sklaven gemacht, andere unterwarfen sich freiwillig der neuen Herrschaft und nahmen Sprache, Lebensweise und Gottesdienst der Sieger an.

*) Vergl. Julius Lippert: Allgemeine Geschichte des Priestertums. II.Bd. Berlin 1884. — Adolf Wuttke: Geschichte des Heidentums. Breslau; 1852/53. —

So gab es zuerst zwei durch Abstammung, Rechtsstellung und Ansehen ganz verschiedene Menschenklassen, die siegreichen Arier und die persönlich freien Unterthanen, Çudra genannt, die als Knechte und Tagelöhner, als Dienstboten und Lastträger in den Häusern und auf den Gütern jener ein ziemlich erträgliches Leben führten.

Dieser Gegensatz zu der unterworfenen, dunkelfarbigen Bevölkerung blieb stets ein tiefer und bedeutsamer. Die Arier waren zu allen Zeiten eine bevorzugte Menschenklasse.

In weiterer geschichtlicher Entwicklung bildeten die neuen Ansiedler nach Beruf und Abkunft drei Stände oder Kasten, die, gleich den egyptischen, mit dem Lehr-, Wehr- und Nähr-Stande der christlich-germanischen Zeit manche Ähnlichkeit haben.

Als die schwere Zeit der Kämpfe um den Besitz der neuen Gebiete vorüber, der Heldengeist des Volkes erloschen war, zog es ein grosser Teil der Sieger vor, sich der friedlichen Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht zu widmen. Bald entwöhnte sich der arische Bauer über den mühevollen Geschäften des Tages der Waffen und der Kriegsübung. Gern überliess er diese Beschäftigung sowie die Bekämpfung der Feinde und die Verteidigung der Landesgrenzen denjenigen, welche Ruhm und Beute lockten, den Stammfürsten und dem kriegerischen Waffenadel, der in den Eroberungskriegen empor gekommen war. Ruhig lebte er mit Weib und Kind auf seiner Scholle.

„Nachbarlich wohnt er mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach.“
Alle diese Ackerleute und Hirten, Vaiçya, wurden

als Unebenbürtige angesehen und in die niedrigste Klasse versetzt.

Je weiter die Kultur fortschreitet, desto vielseitiger gestalten sich des irdischen Daseins Verhältnisse und Bedürfnisse. „Im feurigen Kampfe entbrennen die eifernden Kräfte.“ Die Bevölkerung betreibt nicht mehr ausschliesslich Ackerbau und Viehzucht, sondern wendet ihre Thätigkeit allmählig dem Handwerk, dem Handel, der Betriebsamkeit zu. Aus dem Nährstande entwickelt sich das städtische Bürgertum.

Dieselbe Richtung schlug auch die indische Kultur ein. Auch in Indien bildeten die Vaiçya die Mehrzahl der Bewohner in den volkreichen, in stolzer Herrlichkeit prangenden Städten, die sich in der Nähe der glänzenden Herrschersitze erhoben. Allein es gelang dem arischen Bürgertum nicht, gesellschaftlich eine höhere Stellung und grösseres Ansehen zu erlangen. Von dem höheren Geistesleben der Nation ausgeschlossen, fesselte die eherne erbliche Schranke den arbeitsamen, erwerbenden Bürger an die Scholle oder an das Geschäft des Vaters. Der Zutritt zum Kriegerstand wie zur Brahmanenkaste war ihm auf ewig versagt.

Eines höheren Ansehens erfreute sich die Kaste der Çatrya, der Krieger. Die friedliche Epoche, die den Eroberungskriegen folgte, schmälerte zwar ihre Bedeutung, um so sorgfältiger aber hielten sie sich von den Vaiçya fern und blickten mit souveräner Verachtung auf deren arbeitsames Leben herab. Durch Erziehung, Waffenübung und Lebensweise von diesen wie von den Brahmanen geschieden, bildeten sie den ritterlichen Adelsstand, der ein sorgenfreies Dasein führte, der die kriegerischen Sitten der Vorfahren auch unter veränderten Verhältnissen treu

bewahrte, der mit seinem Ahnenstolz und Kriegsruhm auch die Ehrfurcht vor den seine abgeschlossene Sonderstellung begünstigenden Priestern auf die Nachkommen vererbte. „Im Kreise dieser Geschlechter erhielt sich das Andenken an die tapfern Thaten der Vorfahren, an die heissen Kämpfe der Vergangenheit. Sänger der Könige und der grossen Adelsgeschlechter sangen die alten Lieder an den Opferfesten und bei den Totenmahlen, oder feierten dieselben durch neue Gesänge, aus welchen dann allmählig das Epos der Inder zusammenwuchs.“ —

Die erste und angesehenste Kaste bildeten die Priester.

Schon am Indus standen einzelne Sänger und Beter in hohem Ansehen und genossen die Liebe und Verehrung des Volkes. Glaubte man doch, dass gerade ihre Opfergebete und Hymnen von besonderer Kraft und Wirkung wären. Nachdem der Mund dieser schaffensfreudigen, sangeskundigen Liederdichter verstummt war, wurden ihre Söhne und Nachkommen die Wahrer und Pfleger der heiligen Gesänge, die sie, wie die ganze heilige Wissenschaft, in mündlicher Überlieferung fortführten.

Aus den Sängern wurden Priester. Wie die einzelnen Stämme des Volkes im Laufe der Zeit in nähere Berührung und Verbindung traten, so brachten es auch die Priester zur Gemeinschaft eines Standes, ein Umstand, der notwendig einen Austausch der Gebetsformeln, der Lieder und Opferbräuche bewirkte.

So gelangten die einzelnen Geschlechter zu einem reichen Liederschatz und zu einem umfangreichen Opferritual. Und als nun unter den friedlichen Verhältnissen am Ganges das Religionswesen mehr und mehr in den Vordergrund und zur wichtigsten Angelegenheit des Lebens

wurde, stieg das Ansehen der Priester als Bewahrer der alten Heiligtümer und des alten Glaubens höher und höher. Es darf also nicht Wunder nehmen, dass stolzes Selbstbewusstsein die Priesterschaft erfüllte und in ihr die Überzeugung wachrief, dass ein dem frommen Dienste der Götter und den heiligsten Anliegen geweihtes Leben zu der ersten und bevorzugten Stellung im Staate und in der Gesellschaft berechtige.

So entstand die Priesterkaste. In strenger Abgeschiedenheit von den Kriegern, Ackerbauern, Handwerkern und Kaufleuten nahm sie Bildung, Wissenschaft und Religionswesen als Sondergut in Anspruch. Auf Strasse und Markt machte schon der Stoff und die äussere Form der Kleidung, die Grösse und die Beschaffenheit des Stockes den Unterschied der drei Klassen kenntlich. Der Brahmane, mit der heiligen Schnur umgürtet, erschien stets mit dem Bambusrohr und mit einem Wassergefäss für die Reinigung in der Hand.

Zu den höchsten Ehrenstufen aber gelangten die Priester, als der Dienst des Indra und der übrigen Naturgötter der Lehre vom Brahma weichen musste.

Die natürliche Anlage der Inder zu philosophischer Spekulation führte bei der zunehmenden Bildung und dem erstarkenden Denkvermögen die Priester auf das Studium der Offenbarung und zur Meditation über das höchste Wesen. Sie suchten den Urquell und den Mittelpunkt alles Seins zu ergründen und die einzelnen Göttergestalten auf den geistigen Urgrund zurückzuführen.

Bei diesen Studien erkannten sie bald, dass Indra in seiner bestimmten, klaren Persönlichkeit den Urgrund des Seins nicht darstellen könne. Dazu bedurfte es einer übersinnlichen Kraft. Sie wurde im Brihaspati ge-

funden, der geheimnisvollen Macht, die im Himmel bei den Göttern wohnt, die zugleich auf Erden in den Opferhandlungen und Gebeten der Priester wirksam ist und die Götter zur Erhörung zwingt. — Die Gebetskraft war also das Urheilige, der Inbegriff aller Allmacht und Göttlichkeit, der Brahma.

Die theologische Dialektik blieb jedoch hierbei nicht stehen. Der Versuch lag ja zu nahe, die Vorstellung von einer über den Göttern waltenden geistigen Kraft nun auch auf die umgebende Natur anzuwenden.

„In dem regelmässigen Kreislaufe eines grossartigen Naturlebens, wo unablässig schaffende Kräfte stets neue Formen zur Erscheinung brachten," gab sich eine gesetzmässige Ordnung kund, die notwendig auf eine einheitliche, geheime, schöpferische Urkraft und Urquelle alles Seins und alles Lebens hinwies, auf eine Weltseele, welche, wie die menschliche Seele den Körper, den Lebensstrom des Weltalls in Bewegung hält und über der geistigen und natürlichen Welt als höchste, unsichtbare Gottheit waltet. Es war demnach nur ein kleiner Schritt zu der Annahme, dass jener Brahma die alle Erscheinungen belebende Urkraft, die Weltseele sei. Allerdings ist Brahma als Weltseele kein persönlicher Gott mehr, sondern ein eigenschaftsloses, geistiges Begriffswesen.

Aus seiner geistigen Wesenheit liess die theologische Spekulation der Brahmanen nun alles hervorgehen: die alte Götter- und Geisterwelt, das Menschengeschlecht und seine Scheidung in vier ungleiche Stände als eine ewige und unveränderliche Weltordnung, das Tierreich, die Pflanzenwelt und die Mineralien. Und wie alle Wesen im Brahma ihren Ursprnng haben, so müssen auch alle wieder zu ihm zurückkehren. Die Welt aber ist von Wesen

erfüllt, die eine Zunahme des geistigen Teils erkennen lassen. Demnach bildet der Tod nur den Übergang aus einer niedrigen Stufe zu einer höheren, bis der Geist einen solchen Grad der Reinheit und Vollkommenheit erreicht hat, dass er würdig ist, in die Weltseele einzugehen.

Solchem Ziele strebt alle Kreatur auf Erden zu. Es zu erreichen vermögen aber nur diejenigen, welche sich von aller Sinnlichkeit lossagen, die im Streben nach Heiligung die materielle Welt überwinden, die Fesseln der Seele durch Tötung und Vernichtung des Fleisches zerbrechen, und das sind allein die Brahmanen. Wer dagegen durch Vernachlässigung des heiligen Gesetzes der ewigen, göttlichen Ordnung der Dinge widerstrebt, der wird nach dem Tode nicht nur den furchtbarsten Höllenstrafen überliefert, sondern seine Seele wird durch eine neue Geburt mit einem, seinen Vergehungen entsprechenden, niedrigen Körper vereinigt und muss so lange ruhelos durch das irdische Jammerthal und durch die Stufenreihe der Wesen wandern, bis er fähig ist, seine ewige Ruhestätte in Brahmas Schoss zu finden.*)

Das ist die fürchterliche Lehre von der Seelenwanderung oder den Wiedergeburten, welche das arme Volk mit magischer Gewalt den heiligen Gesetzen einer strengen Büssermoral unterwarf und ihm das ohnehin schon

*) „Hierin liegt einer der eigentümlichsten Gedanken des Brahmanismus: Die Erlösung des Menschen durch eigene Kraft — der grosse Gegensatz zum Christentum, welches die Erlösung, das Heil absolut abhängig macht von der göttlichen Gnade. Dem Christen ist das Heil ein Geschenk, der Brahmagläubige hingegen erarbeitet, erzwingt sich das Heil, mit dem Willen der Götter oder denselben zum Trotz. Erst jenseits dieser Vorstellung vom Heil liegt die höchste, letzte, welcher zufolge Welt und Mensch in der Gottheit verschwimmt, wie der Wassertropfen im Ocean.“ Vergl. J. Scherr: Geschichte der Religion. —

schwere Leben ganz und gar verdüsterte. — Wohin der Inder auch den angsterfüllten Blick richten mochte, überall, im Diesseits wie im Jenseits, erwartete ihn strenge Strafe für die geringste Übertretung. Nach Erlösung seufzt die Kreatur. Dem Hindu winkte sie nicht. Das Leben war ihm eine endlose Pilgerfahrt voll bitterer Enttäuschungen, schrecklicher Leiden, unerträglicher Pflichten, ohne die erhebende „Hoffnung, dass das ewig rollende Rad jemals still stehen könnte," ohne die beseligende Macht der Liebe, ohne den stärkenden Beistand der Humanität, — oft beschlossen durch ein Ende voll Verzweiflung. In späterer Zeit ward der Selbstmord sogar zu einer religiösen Pflicht. Um durch einen verdienstvollen Tod die Zahl der Wiedergeburten zu vermindern, stürzten sich in späteren Jahrhunderten ungezählte Tausende in die heiligen Fluten des Ganges oder liessen sich unter den Rädern des Götterwagens zermalmen. — „Was muss ein Volk gelitten haben, ehe ihm die Frage, wie man sich vom Leben und von der persönlichen Fortdauer befreie, zur einzigen Lebensaufgabe wird?"*) —

Die exklusive, förmlich gelehrte Kenntnis der göttlichen Dinge, die zu einer erstaunlichen Masse von Gelehrsamkeit herangewachsen war, war und blieb das ausschliessliche Vorrecht der Brahmanen. Sie wurde sogar geheim gehalten, insbesondere die spiritualistische Auffassung vom Brahma, zu der sich andererseits auch nur die denkenden Köpfe unter ihnen emporzuschwingen vermochten. Offen erklärte man auf Befragen, der Mensch könne sie nicht begreifen, man könne auch niemanden darüber belehren.

*) Vergl. Köppen: Die Religion des Buddha. Berlin; 1857—59 2 Bde. —

Sie blieb daher dem Volksbewusstsein vollständig fremd, um so mehr, als dem Brahma keine Opferfeste gefeiert, keine Tempel geweiht wurden. Brahma hat ja auf Erden keinen Kultus; sein Reich und seine Herrschaft sind nicht von dieser Welt. Er ist ein Gott der Priester, sie sind seine Sachwalter auf Erden. —

Innerhalb der Priesterkaste selbst bildeten die intelligentesten und fähigsten Köpfe, zu denen namentlich die Schriftgelehrten zählten, einen Mysterienbund, der von einem Oberpriester geleitet wurde. Er verdankte seine hohe Würde und einflussreiche Stellung lediglich seinem überlegenen Wissen und seinen wissenschaftlichen Leistungen. In dem Bund fanden nur begabte Söhne von Priestern als Novizen Aufnahme. Sie galt als vollzogen, sobald die Umgürtung mit der heiligen Schnur der Brahmanen in feierlicher Form stattgefunden hatte. Durch ein strenges Zeremoniell, das sich auf das ganze äussere Leben erstreckte, durch sorgsame Beobachtung der in Bezug auf Achtung und Ehrfurcht gegen die Lehrer erlassenen Gebote, durch genaue Kenntnis des Veda wurden die Schüler zu würdigen Vertretern des Priesterstandes herangebildet. Sie mussten lernen ihre Sinne und ihre Leidenschaften zu beherrschen, alles Weltliche abzuthun und den Blick auf den Himmel allein zu richten.

Die Lehrzeit, eine endlose Kette von Entsagungen und Entbehrungen, dauerte etwa 15—20 Jahre. Sie war beendet, wenn der junge Priester die heiligen Schriften auswendig wusste, damit er zu jeder Zeit davon Gebrauch machen konnte. Gegen Ende seiner Lehrzeit wurde der auserwählte Schüler in die Geheimlehre des Upanishad eingeführt. Ein theologisch-philosophischer Tractat über den ewigen Urgrund, über die alleinige Wahrheit, enthält er

das „Tiefsinnigste und Geheimnisvollste, was brahmanische Spekulation und Weisheit hervorgebracht.*)

Der Grundton des Upanishad ist: „Erkenne dich selbst! aber mit einer tieferen Bedeutung als das γνῶθι σεαυτόν des delphischen Orakels. Er bedeutet: erkenne dein wahres Selbst, das Selbst, welches deinem erscheinenden Ich zu Grunde liegt, finde und erkenne es im höchsten, ewigen Selbst.“**)

Als einzige Inhaber einer so wichtigen Wissenschaft konnten die Priester den Aberglauben des Volkes nun auch für sich allein ausbeuten, eine Gelegenheit, die sie trefflich zu benutzen verstanden. — Es wäre indess ungerecht, nicht auch ihrer mannigfachen Verdienste auf dem Gebiete der Wissenschaften zu gedenken. Als Träger alles geistigen Wissens und Könnens waren die Gelehrtesten unter ihnen die eifrigsten Pfleger aller Arten von Künsten und Wissenschaften. So begründeten sie das Studium der Grammatik, dessen ausserordentliche Bedeutung und hohe Wichtigkeit die vergleichende Sprachwissenschaft erkannt hat; so pflegten sie die Ästhetik und Rhetorik, die Astronomie und Medizin. Die Ziffern, mit denen heute die ganze Welt schreibt, sind ihre Erfindung. Noch heute zählen die Brahmanen zu den begabtesten, intelligentesten Bewohnern Indiens. —

3. Der Buddhismus, seine Lehre und Ordensgemeinschaft.***)

Die letzte grosse religiöse That Ost-Asiens ist der Buddhismus. Erwachsen auf dem Boden Indiens, wandte

*) M. Haug: Brahma und die Brahmanen. München; 1871. — J. Muir: Original Sanskrit texts. 2. Aufl. London; 1872.

**) Vergl. Max Müller: Vorlesung über Religion u. Philosophie.

***) Duncker, Lefmann, Lassen, Wuttke, Lippert, Peschel a. a O. — Vergl. ferner aus der reichen Litteratur: K.

er sich reformatorisch gegen die herrschende Brahmareligion. Sein Stifter war Buddha, ein Königssohn aus Kapilavastu, einer Stadt, im nördlichen Indien gelegen.

Geboren in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr., entsagte Buddha (d. h. der durch die Erkenntnis der Wahrheit aus der Nacht des Irrtums Erweckte), ein Zeitgenosse der sieben Weisen Griechenlands, in seinem 29. Jahre dem Glanze des Königsthrones und beschloss, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und über das Elend des Menschengeschlechtes und seine Erlösung nachzudenken.*) Der stolze Königssohn wurde Einsiedler. Sechs Jahre lebte er in stiller Waldeinsamkeit unter harten Büssungen und beharrlichem Nachdenken, bis ihm endlich vollkommene Erkenntnis der Wahrheit zu teil ward. Nun trat er als Lehrer auf und zog, in dem Gewande eines

---

F. Köppen: Die Religion des Buddha und ihre Entstehung: Berlin; 1857. — Derselbe: Die Lamaische Hierarchie und Kirche. Berlin; 1859. — W. Wassiljew: Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Litteratur. Aus dem Russischen übersetzt. St. Petersburg; 1860. — Barthélemy Saint-Hilaire: Le Bouddhe et sa religion. Paris; 1862. — E. v. Schlagintweit: Buddhism. in Tibet. Leipzig; 1862 — P. Wurm: Buddhismus oder der vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion. Gütersloh; 1880. — Oldenberg: Buddha. Berlin; 1881. — Kern: Der Buddhismus und seine Geschichte. 2 Bde. Deutsch von Jacobi. Leipzig; 1882—84. — A. Bastian: Der Buddhismus in seiner Psychologie. Berlin; 1882. — R. Seidel: Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zu Buddha-Sage und Buddha-Lehre. Leipzig; 1882. —

*) Sein Entschluss wird in den Legenden dadurch motiviert, dass er einst auf einem Spaziergange einen alten Mann mit zitternden Gliedern, einen unheilbaren Kranken, einen von Würmern zerfressenen Leichnam und einen Priester erblickte und dadurch veranlasst wurde, über die Hinfälligkeit des menschlichen Körpers und das priesterliche Leben nachzudenken. Den wirklichen Anlass zur Wahl eines anderen Lebensberufes dürfte möglicherweise ein unglücklicher Krieg und die Vertreibung seiner Familie gegeben haben.

Bettlers und mit einem Topf zum Almosensammeln in der Hand, predigend durch die Lande.

Nach 20jähriger unermüdlicher Lehrthätigkeit zog er sich wieder in die Einsamkeit zurück und starb, ein Greis von 80 Jahren, wie die Legende berichtet, unter demselben Feigenbaume, wo er zuerst der vollkommenen Erleuchtung teilhaftig geworden war. Sein Leichnam wurde mit prächtiger Feierlichkeit verbrannt und die Asche in einer goldenen Urne beigesetzt. Er starb, um nicht wieder geboren zu werden.

Buddha predigte die Gleichheit aller Menschen und richtete seine trostvolle Lehre, welche die grausamen Götter des brahmanischen Pantheons beseitigte, welche Gebete, Opfer, Bussübungen und äussere Werkheiligkeit verschmähte*) und trotzdem eine baldige Erlösung von dem leidenvollen Leben verhiess, an alle Volksklassen: an die Freien und an die Sklaven, an die Verstossenen und Verfluchten, an alle, die da mühselig und beladen und auf die Hoffnung allein angewiessen waren — ein Unternehmen, so kühn, so unerhört, so revolutionär und von solcher Tragweite, wie das des Apostels Paulus, als er die Christen von den drückenden Fesseln des jüdischen Zeremonialgesetzes befreite.

Wie eine neue Offenbarung ging die ungewöhnliche Heilslehre durch die finsteren Zeiten, und zahllos war die Schar der Verehrer und Schüler, die dem milden, humanen, von heiligem Ernst erfüllten Meister folgten.

Es ist das Privilegium der Religion und der Kirche, dass sie gross wird durch Verfolgungen. Wir finden die-

*) Schon die Vernichtung dieser schamanistischen Verirrungen, sagt O. Peschel, sichert Buddha einen hohen Rang unter den Religionsstiftern.

sen alten Erfahrungssatz auch im Buddhatum bestätigt. Die Zahl seiner Anhänger wuchs um so mehr, je wütender die Verfolgungen und Anfeindungen waren, denen sie von Seiten des Brahmanentums ausgesetzt waren.

Zahlreiche Buddhagläubige flüchteten aus der Heimat, suchten in den Nachbarländern eine Zufluchtsstätte und fanden dort gastliche Aufnahme. Und als nun nach des grossen Reformators Tode auf einer allgemeinen Kirchenversammlung beschlossen wurde, Missionare auszusenden, um der gesamten Menschheit die wunderbare Lehre der Erlösung zu verkünden, reichten nach wenigen Jahrhunderten, ihrem naturwüchsigen Barbarismus entrissen, „Inder und Chinesen, Malaien und Mongolen in dem Bekenntnisse der Nichtigkeit alles Daseins einander die Hände.“

Zu höchstem Glanze ist der Buddhismus in Tibet emporgestiegen, wo er die mächtigste Quelle geistiger und sittlicher Bildung wurde. Im Laufe der Zeit entstand hier eine mächtige Hierarchie, deren Oberhaupt, der Dalai Lama, göttliche Verehrung geniesst.

Der heutige Buddhismus ist zum Teil entartet. In zahllose Sekten gespalten, hat er in den verschiedenen Ländern verschiedene Lehren und Formen, insbesondere des Zauberpriestertums, aufgenommen. Die Religion ist in der Priestergemeinschaft monopolisiert und der Laienwelt kein anderer Anteil daran gelassen, als der blinde Glaube an das für das Denken unerreichbare Mysterium. Der Rosenkranz als Zählapparat für die hergesagten Gebete, sinnreich kostruierte Gebetsmaschinen und Mühlwerke, ausgebildetes Reliquien- und Heiligenwesen — das sind die charakteristischen Merkmale und Kennzeichen der buddhistischen Weltreligion in unserer Zeit. —

Buddha's Lehre ist in ihrer Ursprünglichkeit reiner

Atheismus. Ihre Gottheit ist die Nichtigkeit. Trotzdem ist der Buddhismus die sittlichste Religion der ganzen objektiven Weltanschauung. „Mit der ganzen Energie seiner sittlichen Kraft fasste Buddha den Gedanken des Jammers der Welt und des Elends der Menschheit.“ In grossartiger Selbstverleugnung opferte er ihm sein ganzes Dasein, „rang er mit ihm auf Leben und Tod, und in seinem Ringen, den letzten Grund einer solchen Welt zu begreifen, kam er zu dem Resultat, dass die Lösung des furchtbaren Rätsels nur in der Idee gegeben sei, die Welt sei eine leere Schaumblase.“ So proklamierte er sein Dogma von der absoluten Nichtigkeit alles Seins und verkündete seine beseligende Lehre des Nichtigen.

Das Nichtsein ist der eigentliche Grund, das wahre Wesen der Welt, ihr Anfang und ihr Ende, ihr Ausgang und ihr Ziel. Aus dem Nichts, aus dem unendlichen Leeren entstehen die zahllosen Welten. Über das „Wie“ giebt der Buddhistische Pessimismus freilich keinen Aufschluss. Dieser Prozess ist nach ihm der menschlichen Erkenntnis, die sich nur an die wirklichen Erscheinungen hält, unerforschlich. Wie die Welten entstehen, so vergehen sie auch wieder und auf ihren Trümmern „thront ewig bleibend das Nichtsein.“ Und wie sie selbst, so ist auch alles, was in ihnen ist, eitel und nichtig. Alles Bestehende ist dem sicheren Untergange geweiht.

Der unablässige Wandel, der „ruhelose Umtrieb des Rades der Welt“ ist mit vielfachen Leiden und Schmerzen verknüpft. Vier Hauptübel sind es, welche die Welt erfüllen: Geburt, Krankheit, Alter, Tod. Hierzu gesellt sich noch mannigfaches anderes Elend: Mühen und Sorgen, ungestilltes Verlangen, bittere Enttäuschungen, herbe

Verluste. Übel und Schmerzen sind allgemein. „In tiefem Schmerze windet alles Lebendige sich, bis es dem Tode erliegt."

Aus der trostlosen Einsicht in die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Bestehenden, aus der wehmutsvollen Erkenntnis, dass alle lebenden Wesen unter den Schmerzen des Erdenlebens zu leiden haben, entspringt das natürliche Bestreben des Menschen, sich von denselben „loszubinden." Dies geschieht, indem er die Ursache des Schmerzes zu erforschen und zu vernichten trachtet. Als Ursache des Schmerzes aber erkennt er das Verlangen, als Ursache des Verlangens die Empfindung. Sobald er nun durch weiteres Nachdenken sich überzeugt, dass die Empfindung vorübergeht, also der Vernichtung unterworfen ist, so ist er auch davon befreit. Ebenso ist der Schmerz beseitigt, weil seine Ursache beseitigt ist. Jetzt empfindet der Mensch auch nicht Liebe mehr, nicht Abneigung, nicht Verzweiflung, sondern einzig das Glück und die Freuden der Ruhe.

Auf demselben Wege fortschreitender Meditation gelangt der Mensch zu der unumstösslichen Überzeugung, dass auch die Sinne und der Körper nichtig und vergänglich sind und dass er von ihnen „losgebunden" wird.

Buddha errang aber der Seele für das gegenwärtige Dasein nicht nur den Zustand der Ruhe und Schmerzlosigkeit, sondern erlöste sie auch von den Qualen der Wiedergeburten. Indem er lehrte, dass das höchste Übel das irdische Dasein überhaupt sei, und wenn es beseitigt werden solle, auch das Dasein und dessen Wurzel, die Geburt, aufgehoben werden müsse, gelangte er zu dem Ergebnis, dass, wie das Ziel der Welt in dem Eingehen in das völlig absolute N i c h t s, in das N i r v a n a bestehe,

auch die Wiedergeburt nur durch das gänzliche Verlöschen der Seele in der seligen Ruhe des Nichts verhindert werden könne. Dies sei aber nur möglich, wenn der Mensch ernstlich das Heil, die höchste Erkenntnis und Sittlichkeit, erstrebe, wenn er gänzlich der Welt entsage und ein eheloses Einsiedler- und Bettlerleben führe.

Es ist einleuchtend, dass die strenge Philosophie Buddha's, die in letzter Konsequenz übrigens zu lähmender Abspannung, zu einem stumpfen, blödsinnigen Hinbrüten führen musste und auch wirklich, namentlich in politischer Beziehung, vielfach zu andauernder Verknechtung geführt hat, dass dieser herbe Begriff buddhistischer Tugend von den ungebildeten, rohen Volksklassen nicht erfasst werden konnte. Er war offenbar nur für wenige Auserwählte bestimmt. Der grosse Denker und vollendete Weise begnügte sich deshalb nicht mit den Ergebnissen seiner Spekulation, sondern fügte seiner Philosophie eine Sittenlehre für das Volk hinzu, die, lauter und rein, mit der christlichen vielfach zusammenfällt.

Von der Erkenntnis ausgehend, dass nicht alle Menschen betteln und im Cölibat leben können, entband er einen grossen Teil seiner Anhänger von dem Gelübde der Keuschheit wie vom Einsiedlerleben. Dagegen forderte er von ihnen Achtung des Eigentums, Bezähmung der eigenen Triebe, Begierden und Gelüste. „Sich selbst besiegen, lautet ein alter Sittenspruch, sei der beste aller Siege." Wie er selbst als Bettler die Welt durchzog und dem Volke immerwährend Beweise von der Aufrichtigkeit seiner Pflichtenlehre gab, so sollte auch der Laienstand sein Leben in stillem Frieden, in Einfachheit und Armut, in Geduld und Sanftmut zubringen und gegen Freude und Schmerz, gegen Unrecht, Misshandlungen und Belei-

digungen die kälteste Gleichgiltigkeit zeigen. Das Gefühl des Hasses und der Rache sollte aus den Herzen seiner Anhänger verbannt sein. Dagegen sollten sie unablässig durch Werke opferwilliger Liebe und Barmherzigkeit gegen alle Menschen ohne Ausnahme die Leiden und das Elend der Erde zu mildern trachten.

Die höchste Blüte der buddhistischen Moral ist Geduld, ihre schönste Erscheinungsform religiöse und nationale Toleranz, ein Zug, so erhaben und von solchem veredelnden Einflusse, dass er das Buddhatum hoch über alle andern positiven Religionen erhebt. Der Begriff eines sogenannten „auserwählten" Volkes ist ihm fremd; und da es die Verbrüderung der Menschen — die erste wahrhaft divinatorische Vorahnung von der Einheit und Unteilbarkeit des Menschengeschlechts — auf seine Fahne geschrieben, hat es den unglaublich rohen Gedanken, die Menschen einzuteilen in Gläubige und Ungläubige, nimmer zu fassen vermocht. — Während die Brahmanen alle Andersgläubigen mit dem schwersten Fluche beluden, während Moses und Mohamed befahlen, alle Götzendiener auszurotten, von der katholischen Kirche gar nicht zu reden, welche „bis zum Halse im Blute der Ketzer und Heiden watet," gebot Buddha, fremde Religionsmeinungen und Kultusansichten in schlichter Herzlichkeit und unbefangenen Gemütes zu belehren und zu überzeugen. In der Geschichte des Buddhismus suchen wir vergebens nach blutigen Ketzerverfolgungen, nach Inquisitionsgerichten, Hexenprozessen und andern schauderhaften Glaubenshandlungen. Keine Bewunderung, kein Lob ist daher hoch und laut genug, um eine Religion zu preisen, die, „ohne zur Gottesidee, ohne zum Gebet, ohne zu Verheissungen oder Drohungen im Jenseits ihre Zuflucht zu nehmen,"

eine so tiefgehende Wirkung auf die Milderung der Sitten von mehr als 400 Millionen Bekennern geübt hat. —

Der Buddhismus ist hervorgegangen aus einem von dem indischen Reformator gestifteten Bettelorden, welcher dem Franziskanerorden der christlichen Zeit sehr ähnlich sieht. Buddha selbst verfuhr ziemlich streng bei der Aufnahme seiner Jünger. Nach seinem Tode trat aber in dieser Beziehung eine Änderung ein.

Die Mitglieder des Ordens hiessen Bhikshu (d. h. geistliche Bettler) und führten, wie wir gesehen, ein eheloses Einsiedler- und Bettlerleben, um von den Fesseln des Fleisches erlöst zu werden. Ihr Leben war ausschliesslich der Erforschung der höchsten Wahrheit d. i. des Nirvana gewidmet; sie allein waren die Träger und Pfleger der buddhistischen Philosophie, die den Laienbrüdern stets ein Buch mit 7 Siegeln blieb und demnach eine Art Geheimlehre darstellt.

Die Bhikshu, männliche und weibliche, lebten nach des Meisters Tode grösstenteils in klösterlicher Abgeschiedenheit unter der Leitung und Obhut eines Ältesten. Die buddhistischen Mönch- und Nonnenklöster entsprachen vollkommen den gleichartigen Einrichtungen der christlichen Zeit. Sie wurden namentlich an heiligen Reliquienstätten, meistens in anmutiger Umgebung erbaut und mit Bequemlichkeiten aller Art versehen.

Um Bhikshu oder Mitglied der Brüderschaft zu werden, musste der Kandidat sich vorher einer Reihe von Prüfungen unterziehen, seine Befähigung durch ein kurzes Noviziat oder durch die Übernahme einiger leichter Gelübde erweisen. Ausserdem wurden nicht blos physische, sondern auch moralische und bürgerliche Bedingungen erfordert. So waren Aussätzige, Krüppel und no-

torische Verbrecher von der Aufnahme in die Ordensgemeinschaft ausgeschlossen.

Der Kandidat hatte seine Aufnahme bei einem älteren Mönch nachzusuchen. Nahm dieser seine Erklärung an, so war er ihm zu Dienst und Gehorsam verpflichtet, während der Lehrer seinerseits ihm Unterricht und Fürsorge angedeihen liess. Nachdem der Novize das 20. Lebensjahr überschritten hatte, liess er durch seinen Patron dem versammelten Ordenskapitel sein Gesuch um Aufnahme vortragen.

Einer solchen Kapitelversammlung mussten mindestens 10 ordinierte Geistliche beiwohnen. Der Vorsitzende oder Sprecher des Kapitels bestimmte nun einen älteren Mönch, welcher den Kandidaten auf die Einweihung und die dabei abzugebende wahrheitsgemässe Erklärung vorzubereiten hatte. Alsdann traten beide in die Versammlung, zuerst der Mönch und dann der Kandidat. Dieser bat in feierlicher, dreimal wiederholter, Formel um Erteilung der Ordination, worauf das Verhör begann. Zunächst wurde er über alle diejenigen Punkte befragt, welche die Weihe ausschliessen. Dann musste er seinen Namen, sowie den seines Lehrers angeben und bekennen, dass er mit den nötigen Mönchskleidern und dem Almosentopf ausgerüstet sei. Fielen die Antworten befriedigend aus, so beantragte der Sprecher die Ordination, indem er dreimal die Formel wiederholte: „Wenn die Gemeinde bereit ist, so möge sie dem Kandidaten die Ordensweihe erteilen." Wurde kein Einspruch laut, so erklärte der Sprecher, dass die Gemeinde für die Aufnahme sei.

Der neue Ordensbruder wurde jetzt mit den Statuten der Gesellschaft und den vier grossen Geboten und Verboten bekannt gemacht, deren Unterlassung oder Übertre-

tung seinen Ausschluss aus der Gemeinde bewirkte. Die Ordination, ein an sich wenig weihevoller Akt, war damit förmlich vollzogen.

Für die ersten fünf Jahre hatte der junge Ordensbruder sich zwei älteren Mönchen anzuschliessen, die mindestens zehn Jahre ordiniert waren. Sie waren ihm Lehrer und Meister, er selbst ihr Diener und ständiger Begleiter. Nach dem Verhältnis seiner Tugend und Erkenntnis fand dann ein stufenweises Aufsteigen zu dem Range der Sakridagamin, Anagamin und Arkat statt. Sie sind es, welche frei sind von den Fesseln und Bedingungen des Daseins, frei von Sünde und Unwissenheit. —

V. Hellas.

1. Land und Volk.*)

Aus dem alten Orient, „wo so vieles unser Staunen, unsere Bewunderung erregte,“ führt uns die „Geschichte der geheimen Gesellschaften“ in ein Land, „bei dessen Namen schon, nach dem treffenden Ausdrucke eines grossen

---

*) K. Ritter: Europa. Ein geographisch-historisch-statistisches Gemälde. 2 Bde. Frankfurt a. M.; 1804—7. — F. A. Uckert: Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus. 6 Bde. Weimar 1816—46. — H. Bobrik: Griechenland in altgeographischer Beziehung. Leipzig; 1842. — A. Forbriger: Handbuch der alten Geographie, aus den Quellen bearbeitet. 3 Bde. Leipzig; 1842—48. — F. Fiedler: Geographie und Geschichte Altgriechenlands und seiner Kolonien. Leipzig; 1843. — B. G. Niebuhr: Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde, herausgegeben von M. Isler. Berlin; 1851. — C. Bursian: Geographie von Griechenland. 2 Bde. Leipzig; 1862—72. — Kiepert a. a. O., Daniel a. a. O. Bd. II.

deutschen Denkers, es dem gebildeten Menschen, vorab dem Deutschen, heimatlich zu Mute wird. Denn Hellas war das Land der Freiheit, des Humanismus, der Schönheit. Hier erreichte die Menschheit den höchsten Blütegrad, welchen die Lebensbedingungen des Altertums überhaupt zuliessen; hier war es dem menschlichen Organismus vergönnt, harmonisch sich zu entwickeln und den glücklichen Versuch zu machen, gleichsam das ganze Leben künstlerisch zu gestalten."

Hellas, der südlichste Teil der zwischen dem adriatischen, dem schwarzen und ägäischen Meer sich gen Süden erstreckenden Halbinsel, ist ein schmales und zerrissenes Bergland, welches überall in seiner „plastischen Gestaltung die gebirgige Voralpennatur Helvetiens mit der zerteilten Fjordenbildung Skandinaviens vereinigt, aber unter dem milden, heitern Himmel des Orients."

In mannigfaltigster Verzweigung durchziehen mächtige Gebirgsketten, ehedem zum Teil von stattlichen Laubwäldern bedeckt, das meerumschlungene Land, umgrenzen zahlreiche landschaftliche Gebiete, von denen „jedes anders, neu, oft wunderbar gestaltet war," setzen sich ostwärts auf den Inselgruppen des ägäischen Meeres fort und bilden eine natürliche Brücke zum nahen kleinasiatischen Gestade. Von den Bergen strömen zahlreiche Flüsse nach verschiedenen Richtungen, doch versiegen sie häufig zur regenlosen Sommerzeit unter den glühenden Strahlen der südlichen Sonne. Daher der empfindliche Mangel brauchbaren Ackerbodens in dem wasserarmen Lande, der beim Anwachsen der Bevölkerung eine stets sich steigernde Zufuhr aus den getreidereichen Pontusländern, aus dem ergiebigen Thracien und Sicilien, aus den unerschöpflichen Speichern Ägyptens nötig machte. Dagegen boten die

niederen Bergabhänge gutes Weideland für die im Altertum sorgsam gepflegte Viehzucht. Schaf- und Ziegenherden bildeten zu allen Zeiten den Hauptreichtum des Landes.

Im Norden erhebt in der fruchtbaren, weidereichen Landschaft Thessalien der alte Grenzwächter von Hellas, der gewaltige Olympos, sein, mit ewigem Schnee bedecktes, heiliges Haupt, „unter welchem sich düstere Tannenwälder hinziehen und weiter hinab reiche Laubwaldungen, hier und da durch schroffe Felsspitzen und jähe Abgründe unterbrochen.“ Zwischen dem unnahbaren Göttersitz und den südlich davon sich ausdehnenden grotesken Felsmassen des Ossa durchströmt unter dichtverschlungenem Lorbeer- und Platanengezweig in langen Windungen der schöne Peneios fruchtbare Auen und bildet das vielbesungene Tempethal, die Urheimat städtebewohnender, hellenischer Völkerschaften und ihrer berühmtesten Helden. In seltener Weise vereinigt diese Gegend den Charakter der Anmut und Lieblichkeit eines Flussthales mit dem der Wildheit und Grossartigkeit einer tiefen und engen Schlucht.

An der Südgrenze Thessaliens zieht sich der berühmte Engpass von Thermopylae hin, der einzige Zugang nach dem mittleren Griechenland. Noch sprudeln an dieser Stelle, wo das beste Griechenblut geflossen ist, in unerschöpflicher Fülle die heissen Schwefelquellen, von denen der Ort den Namen trug.

Westlich von Thessalien erstreckt sich bis zum adriatischen Meer das wilde Küstenland Epeiros, das, rauh und unzugänglich, den Hellenen als ein Barbarenland galt. Trotzdem rühmte sich Epeiros die Urheimat des griechischen Volkes zu sein. Befand sich doch gerade hier in einem geschlossenen Thalkessel, inmitten dichtbelaubter

Eichenwälder, das uralte Heiligtum von Dodona mit seiner berühmten Orakelstätte.

Durch das epeirische Gebiet trägt der sagenreiche Acheloos, der ansehnlichste Fluss Griechenlands, seine reissenden Fluten dem ionischen Meere zu. Er scheidet das fruchtbare Hügelland Arkananien von den rauhen Bergen Ätoliens.

Die geschichtslosen, halbbarbarischen Bewohner dieser abgeschlossenen, unwirtlichen Gegenden kommen für das griechische Geschichts- und Kulturleben nicht in Betracht. Eine ungleich bedeutsamere Rolle war den östlichen, um den korinthischen Meerbusen herumgelagerten, Landschaften: Lokris, Doris, Phokis und Böotien zugeteilt.

In der kleinen Landschaft Phokis lag am südlichen Abhange des heiligen Berges Parnassos, des eigentlichen Mittelpunktes des griechischen Landes und Lebens, in wilder Naturschönheit, in feierlich-ernster Ruhe Delphi, die reichste und prächtigste, aber auch, wie die Wallfahrtsorte aller Religionen, verderbteste Stadt des kleinen Kantons. Der herrliche Orakeltempel Apollos war auf einer halbkreisförmigen Berglehne unterhalb zweier jäh abstürzender Felswände aus parischem Marmor erbaut. In zahlloser Menge prangten hier unter dem Schutze des Gottes die Meisterwerke der Kunst, die unschätzbaren Kostbarkeiten und frommen Weihgeschenke der Völker, der Könige und der Städte, die Rat, Aufklärung und Verhaltungsmassregeln begehrend, sich an das delphische Heiligtum wandten.*)

---

*) Vergl. Hüllmann: Würdigung des delphischen Orakels. Bonn; 1837. — Götte: Das delphische Orakel in seinem politisch-religiösen und sittlichen Einfluss auf die alte Welt. Leipzig; 1839.— Döhler: Die Orakel. Berlin; 1862. — A. Mommsen: Delphika. Leipzig; 1878.

Der Tempel bestand aus drei Teilen, dem Vorhause, an dessen Wänden die tiefsinnigen Sprüche der sieben Weisen zu lesen waren, der Cella und dem Allerheiligsten, von welchem eine Treppe in das unterirdische Adyton führte, die geheimnisvolle Orakelhöhle, wo aus tiefem Erdschlund betäubende Dämpfe hervordrangen. Über dem Spalte war ein eherner Dreifuss angebracht, mit Lorbeerzweigen geschmückt, der Sitz der weissagenden Priesterin Pythia.

Oberhalb des Tempels entsprang der kastalische Quell, dessen kaltes, silberhelles Wasser den heiligen Lorbeerhain tränkte, in welchem der Gott selbst sich einst den Siegeslorbeer gebrochen haben soll, nachdem er den Drachen Python, d. h. die finsteren Dünste, mit seinen Pfeilen erlegt und dadurch den Anbau ermöglicht hatte.

Vom Parnassos gelangte man in südöstlicher Richtung durch den dreifach „gespaltenen“ Thalweg Schiste nach dem fruchtbaren, städtereichen Böotien, der „Orchestra des Kriegsgottes“, in welcher manche blutige Schlacht geschlagen worden ist. Als Vorort der gutbevölkerten böotischen Städte galt das siebenthorige Theben, der Mittelpunkt der tieftragischen Ödipus-Sage und die Vaterstadt des Pindar, des „Fürsten der Lyriker, in dessen Gesängen die lyrische Kunst der Hellenen ihren höchsten Triumph feierte.“

In der Mitte der böotischen Ebene liegt der fischreiche Kopaissee, an dessen Dasein dunkle Sagen von furchtbaren Wasserfluten und von versunkenen Städten sich knüpfen, und an dessen Ufern in den Tagen grauer Vorzeit die kunstfertigen Minyer hausten, ein kühnes, pelasgisches Schiffervolk.*)

---

*) Vergl. K. O. Müller: Orchomenos und die Minyer. Breslau 1844. (1. Bd. von dessen: Geschichten hellenischer Stämme und Städte.)

Durch die Pässe des wilden Kithärongebirges stieg man hinab nach Attika, der südöstlichen Halbinsel Griechenlands.

Das kleine Land, wasserarm zwar, aber mild und gesund durch seine reine, stärkende Luft und von erhabener Schönheit durch die unübertroffene Klarheit seines Himmels, durch die scharfgezeichneten Formen seiner Berge und den wunderbaren Farbenschmelz, in welchem sie den blauen Horizont umrahmen, dieses Attika, „in der Entwicklungsgeschichte des menschlichen Geistes eine hochberühmte Erdstelle," das die Dichter alter und neuer Zeit nicht müde werden zu preisen, ist durch Zweiggebirge des Kithäron in zwei Teile gespalten. Auf der westlichen Seite breitet sich die eleusinische Ebene aus, wegen ihrer Fruchtbarkeit der Getreidegöttin Demeter geweiht. Auf der östlichen liegt die Ebene von Marathon, das athenische Sieges- und Ehrenfeld.

Zwischen den beiden Bächen Kephisos und Ilissos war die Hauptstadt der Landschaft erbaut, das reiche, tempelgeschmückte Athen mit seiner hehren Akropolis, welche, auf steilem Felsen ruhend, nur auf der Westseite zu ersteigen war. Hier liess Perikles die prächtigen Propyläen mit der herrlichen Marmortreppe errichten, auf welcher man den Gipfel der Burg erstieg. Diesen nahm der Parthenon ein, der Tempel der jungfräulichen Schutzgöttin Athene, mit den schönsten Bildwerken des Pheidias geschmückt.*) „Die Grösse der Umrisse, der Glanz des Marmors, die tadellose Übereinstimmung der Verhältnisse er-

*) Zahlreiche Statuen und Reliefs des Parthenons sind, „durch die wohlgemeinte aber doch ganz thörichte und vandalisch wirkende Sammelwut" der Engländer nach dem britischen Nationalmuseum in London gebracht worden.

füllten die Seele des Beschauers mit Klarheit und Ruhe. Der Parthenon ist der Triumph der Vollendung." —

Nördlich vom Parthenon stand der älteste und heiligste Tempel der Burg, das Erechtheion, mit dem alten hölzernen Kultbilde der Athene, dem durch Poseidons gewaltigen Dreizack ausgehöhlten Brunnen mit Salzwasser und dem heiligen, von der Göttin selbst gepflanzten Ölbaum.

Der ganze Raum der Akropolis, die freien Plätze und die schattigen Säulenhallen waren mit Statuen von Göttern und Menschen erfüllt. Alles strahlte hier von dem blendenden Glanze des Marmors, des Erzes und Goldes. In der Nähe der Propyläen erhob sich auf künstlichem Piedestal die Kolossalstatue der stadtschützenden Athene. Ihre im Sonnenstrahl blitzende Lanzenspitze, ein untrügliches Wahrzeichen, verkündete dem heimkehrenden Schiffer draussen auf hoher See die Nähe der attischen Heimat.

Der Stolz des Landes war der Ölbaum; er galt als das edelste Erzeugnis des attischen Bodens. Nördlich von Athen rauschte auf dem Hügel von Kolonos der heilige Olivenhain der Burggöttin, wohin einst der von unheilvollem Geschick heimgesuchte greise Thebanerkönig zur Sühne unbewussten Frevels pilgerte und wo er endlich die lang ersehnte Ruhestätte fand. Wohl durfte Sophokles den Chor der attischen Greise den Flecken Kolonos rühmen lassen:

„Und hier sprosst ein Gewächs, wie ich noch nie hörte in Asiens Landen,
Noch im dorischen weiträumigen Eiland ein gleiches gediehen,
Und wächst so frei ohne Gärtner-Hand auf,
Für Feindesheere heilige Scheu, in stolzer Pracht blühend diesem Lande die
Kinder segnende, blaugrünliche Ölfrucht."

Von Attika gelangen wir in nordwestlicher Richtung durch die kleine Landschaft Megaris und über den Isthmos von Korinth nach dem Peloponnes, dem jetzigen Morea.*)

Auf der schmalsten Stelle der Landenge befand sich in einem Fichtenhain das Heiligtum des Poseidon, in dessen Nähe die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Unweit davon war auch das reiche Korinth gelegen und seine auf hohem Felsgipfel erbaute, grossartige Feste Akrokorinth. Eine Reihe schimmernder Prachtbauten zierte die vielbesuchte Stadt, in der die grösste Sittenverderbnis zu Hause war. Namentlich war der Tempel der Aphrodite mit seinen 1000 Hierodulen den „vielgastlichen Mägdlein, den Dienerinnen der Überredung," wie sie Pindar schalkhaft nennt, dem Fremden gefährlich, so dass ein hellenisches Sprichwort warnend sagte: „Nicht jedem Mann rat' ich die Seefahrt nach Korinth."

Den eigentlichen Kern des Peloponnes bildet das mächtige Gebirgsland Arkadien, die griechische Schweiz, abgeschlossen in sich und nach aussen hin, deren Bewohner, arme und genügsame Hirten, lange Zeit in völliger Ungebundenheit dahin lebten und, von dem hellenischen Kulturleben fast gänzlich unberührt, die alte unverdorbene Sitte noch bewahrten, als das übrige Hellas bereits moralisch untergegangen war. So kam es, dass die Dichter Arkadien als das gelobte Land der Unschuld und des Friedens priesen. Aber wenn eine moderne sentimentale Poesie von „arkadischen Schäfern" berichtet, die, von

*) E. Curtius: Peloponnesos, Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. 2 Bde. Gotha; 1851—52. — W. G. Clark: Peloponnesus. Notes of study and travel. London; 1858. — W. Vischer: Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland. Basel; 1857. — H. Schliemann: Ithaka, der Peloponnes und Troja. Leipzig; 1869.

sanften Zephyren umsäuselt, unter süssem Liebesgeflüster im kühlen Waldesschatten dem munteren Treiben ihrer Herden zuschauen und zum lieblichen Klange der Schalmei fröhliche Reigen aufführen, so entspricht diese Anschauung nur in geringem Masse dem rauhen Wesen des Volkes, der tapferen, zügellosen Landsknechte des Altertums.

Arkadien wurde auf allen Seiten von reich entwickelten Küstenländern eingeschlossen, die für die Entwicklung des griechischen Volkes von hoher Bedeutung waren.

Am Nordrande blühte der alte Bundesstaat Achaia mit seinen 12 Städten und dem gespenstigen Styx, der, in schauerlicher Wildnis über eine schwarze Felsenwand in die Tiefe rauschend, den Alten ein Typus des Flusses der Unterwelt war.

Im Westen breiteten sich die fruchtbaren, in herrlichem Blumenflor prangenden Fluren von Elis aus, durchströmt von den trüben Wogen des Alpheios, der, wie alle Hauptflüsse des Peloponnes, aus den arkadischen Schluchten hervorstürzt. Unfern seiner Mündung, in der geweihten Thalebene von Olympia, wurden am Feste des Zeus von den, selbst aus den fernsten Gegenden, herzuströmenden Griechenvölkern die olympischen Spiele gefeiert und zugleich ein lebhafter Tauschhandel getrieben. Gegen Krieg und Verheerung durch einen Gottesfrieden geschützt, verlieh Olympia der ganzen Landschaft den Charakter der Heiligkeit.

An Elis grenzte im Süden Messenien, das anmutigste, in politischer Beziehung aber unglücklichste der peloponnesischen Länder. Von zahlreichen Flüssen reichlich bewässert, von waldreichen Bergen und grasigen Anhöhen durchschnitten, durch das arkadische Hochland gegen die rauhen Nordwinde geschützt und im Süden der milden

Seeluft geöffnet, war Messenien ein immer grünender, blühender Garten mit der üppigen Pracht einer südlichen Flora. Dichtbelaubtes Lorbeergesträuch, tausendblumige Oleander- und Orangenbäume beschatteten, lieblich duftend, die sonnigen Flussränder; stattliche Olivenwälder und ausgedehnte Maulbeerhaine umkränzten die wohlbebestellten Felder.

Die Grenze zwischen Messenien und dem ostwärts sich erstreckenden alten Lakonien, dem Lande der Spartiaten, bildete der Taygetos, das höchste Gebirge des Peloponnes. Hoch und rauh, war er in seinen unteren Regionen wohl bewässert und mit reichen Triften und herrlichen Jagdgründen ausgestattet. Ihm parallel erhebt sich der breitrückige Parnon und endigt bei dem berüchtigten Vorgebirge Malea. Den Raum zwischen beiden Gebirgen nahm das reichgesegnete Thal des Eurotas ein, der seine reissenden Fluten ehedem an der mauerlosen Hauptstadt Sparta vorbeiwälzte.

Im Norden wurde Lakonien von der Landschaft Argolis begrenzt. Durch einen Meeresarm wird es in eine östliche, reichgesegnete, „rossenährende", und in eine westliche, wasserarme, „vieldurstige", steinige Hälfte geteilt.

In diesem Ländchen hatte bereits in grauer Vorzeit das hellenische Leben eine reiche Gestaltung gewonnen. Hier liegen in einsamer Wildnis, von dichtem Moose und wuchernden Flechten überzogen, die kolossalen Trümmer der „weitstrassigen, goldreichen Mykenae." Einer der Hauptmittelpunkte des homerischen Griechenlands, war Mykenae einst der glänzende Herrschersitz des mächtigen, aber fluchbeladenen Pelopidengeschlechts. —

Ganz Hellas ist von einem Kranze blühender Inseln eingeschlossen. Im ägeischen Meere liegen, um das hoch-

gefeierte Sonneneiland Delos herumgelagert, die Kykladen und die Sporaden, welche wahrscheinlich die letzten Reste eines Festlandes sind, das bis nach Asien hinüberreichte, dann aber infolge gewaltiger Erderschütterungen von den anstürmenden Meereswogen verschlungen wurde. Durch üppige Fruchtbarkeit und durch ein herrliches Klima ausgezeichnet, haben die meisten dieser Inseln in dem hellenischen Kulturleben eine bedeutsame Stelle eingenommen. Auf ihren sonnigen Geländen gedieh der Weinstock, blühten Lorbeer-, Cypressen- und Olivenbäume; in ihren Bergen wurden wertvolle Erze gegraben und der kostbare Marmor für die zahlreichen Tempelbauten gebrochen.

Auch vor der griechischen Westküste finden sich mehrere Inseln, deren grösste und fruchtbarste, Korkyra, als das glückliche, von Homer gepriesene, Eiland des gastlichen, behaglichem Lebensgenusse sich hingebenden Phäakenvolkes galt. In der Nähe liegt auch das steinige Ithaka, die berühmte Heimat des vielgewandten Odysseus. —

So war, in flüchtigen Umrissen gezeichnet, das Land beschaffen, auf welchem das begabteste Volk der Erde sein reiches, vielgestaltiges Kulturleben zu herrlicher Entfaltung gebracht hat.*) Die natürliche Lage, die eigentüm-

*) Von der hellenischen Kultur entwirft Sebastian Münster in seiner Cosmographia (Basel; 1544), einem s. Z. hochberühmten Werke, folgende interessante Schilderung:

... „Es war gleich alss ein Hohe Schul der gantzen Welt, vnd sind auch da geboren vnd erzogen worden gar nahe alle sinnreiche Philosophen vnd natürliche Meister, die so viel vnd manchfeltige Geschriften hinder jhnen verlassen haben, von allen natürlichen Künsten vnd Menschliche weissheit, dass sie auch hoch zu verwundern sind, dass sie durch anleitung Menschlicher vernunfft also hoch kommen vnd gestigen sind, vnd so scharpffe ding schreiben von den heimlichkeiten der Natur. In diesem Landt sind anfengklichen erstanden die erfahrnen Astronomi, die sinnreichen Geometri, die berümpten

liche Beschaffenheit des Bodens und des Klimas mögen an dieser Kulturblüte hervorragenden Anteil gehabt und die verschiedenen Hauptrichtungen des sozialen Lebens vorgezeichnet haben.

Überall griff dass Meer mit „schmeichelnder Hand" in das schicksalsreiche Land herein und wies die Bewohner auf das „alles bewegende und verbindende" Element, beförderte den Verkehr mit fremden Ländern und Völkern, ermunterte zu Handel und kriegerischen Seefahrten. Mit den reichgegliederten, schöngeformten Ufern, mit zahllosen grösseren und kleineren Einbuchtungen wechselten schön oder bizarr geformte Berge, kühne Felshöhen, schattendunkle Wälder, fruchtbare Ebenen und liebliche Thäler in bunter Mannigfaltigkeit ab. Hier regte sich geselliges Leben und Kunstfleiss, dort stählte die Jagd auf wilde Tiere den Mut des Mannes.

Die hochragenden Gebirgszüge, welche die einzelnen Kantone scharf von einander abgrenzten, bildeten die individuellen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Volksstämme nach allen Richtungen aus und förderten naturgemäss die Gründung zahlreicher kleiner, selbständiger Gemeinwesen und damit zugleich den leidenschaftlichen Hang zu einem rücksichtslosen partikularistischen Sonderleben, wie man es nicht einmal in Deutschland während seiner schlimmsten Zeiten erfahren hat. Mehrere Jahrhunderte lang bestand die griechische Welt im Wesentlichen aus einer endlosen Reihe selbständig neben einan-

---

ärtzet, die Kunstreichen Arithmetici, die wolredende Rhetores, die woltönnende Musici, die klugen Weissheit vnd gutes Regiments dichter vnd auffrichter. Von diesem Landt haben alle andere Länder, vnd Völcker vnderrichtung vnd anweisung empfangen, Burgerlich, Menschlich, vnd Sitlich bey einander zu leben, vnd mit einander zu handeln."

der stehender Städte. Von dem Ideal einer politischen panhellenischen Einheit war hier gar keine Rede. Und doch war es gerade das politische Sonderleben, das die Griechen vor geistiger Verflachung und Trägheit bewahrt, das von ihnen das einförmige, konventionelle Gepräge der sozialen Lebensgestaltungen, wie es unsern modernen Grossstaaten anzuhaften pflegt, fern gehalten hat, obwohl andererseits auch nicht geleugnet werden kann, dass jener Umstand die ohnehin gewaltige Leidenschaftlichkeit des Volkes zu wütendem Parteigeist, zu hinterlistiger Tücke, hartem Eigennutz, schnödester Gewinnsucht entflammt hat.

Das kräftigende Klima, mit dem ganzen Reichtum und Zauber des Südens gesegnet, eine glänzende Sonne, vom tiefblauen Himmel durch die wunderbar klare Luft herniederlachend und die ganze Landschaft in die sattesten und prächtigsten Farbentinten tauchend, der stärkende Hauch reiner Bergluft und frischer Seewinde, die das Land von drei Seiten durchwehen, schwellte und weitete die Seele des Griechen und bewahrte Geist und Körper vor Erschlaffung.

So, von Gegensätzen voll, aber vor den Nachteilen der nordischen und tropischen Länder in gleichem Masse bewahrt, fruchtbar, aber die Mühe des Ackerbaues heischend und an die Arbeitskraft und den Erfindungsgeist des Menschen zuweilen harte Anforderungen stellend, von der Natur mit edlen Formen und Vorbildern für die Kunst reich ausgestattet, Bergland zugleich und Meerland — so war Hellas die geeignetste Heimat für ein Volk von rascher geistiger Beweglichkeit, glühender Phantasie, glänzender Intelligenz, scharfem Verstande, von höchster sittlicher Empfänglichkeit für das Gute und Edle und Schöne. Im Hellenentum kam die Menschheit erst zu klarem Bewusst-

sein, erfasste sich selbst, ihr Wesen, ihre Würde. Hier kam, bei den besten Geistern, das rechte harmonische Mass und Ziel in ihrem Wollen und infolgedessen Schönheit in ihrem Vollbringen zum Durchbruch. Es gelang ihnen eine „künstlerische Harmonie zwischen Geist und Materie herzustellen, jene Einheit von Sinnlichkeit und Geistigkeit, Wirklichkeit und Ideal, jene künstlerische Fassung und Führung des Lebens, wie sie nachmals die Menschheit nie wieder zu erringen vermochte. Den Hellenen glückte die Aufhebung des Dualismus von Geist und Materie in der Idee des Reinmenschlichen, welche ihre Religion, ihre Kunst und Wissenschaft, ihr Staatswesen, ihr ganzes Dasein bestimmte und durchdrang und ihrem grossen Tragiker jenes herrliche Triumphlied des Menschentums auf die geweihten Lippen gelegt hat."*) —

In einer vor aller Erinnerung und geschichtlichen Kunde liegenden Zeit sassen auf der griechischen Halbinsel und zum Teil auch auf den ihr benachbarten Inseln zahlreiche kleine und grössere Stämme einer wesentlich gleichartigen Völkergruppe, die man später gewöhnlich Pelasger nannte.**)

---

*) Siehe Sophokles' Antigone, wo der Chor der Thebanischen Greise (Vers 332—362) singt:

„Vieles Gewaltige lebt, doch Nichts
ist gewaltiger als der Mensch" u. s. w.

**) F. Ch. Schlosser: Universalhistor. Übersicht der Gesch. der alten Welt und ihrer Kultur. 3 Bde. Frankfurt; 1826—34. — Zinkeisen: Gesch. Griechenlands. Bd. I. Leipzig; 1832. — J. C. Thirwall: History of Greece. Deutsch von Hagemann u. Schmitz. 8 Bde. Bonn; 1839—41. — G. R. Sievers: Gesch. Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges bis zur Schlacht bei Mantinea. Kiel; 1840. — Fr. Jacobs: Hellas. Vorträge über Heimat, Geschichte, Literatur und Kunst der Hellenen. (Herausgegeben von C. F. Wüstemann). Berlin; 1852. — S. Fr. Kortüm: Gesch. Grie-

Diese Völkerstämme, mit den Italikern und Kelten nahe verwandt, gehörten dem südeuropäischen Zweige der grossen indogermanischen Völkerfamilie an und sind vom Norden her, vermutlich aus den waldigen Gegenden im fernen Deutschland, in die hellenische Heimat eingewandert.

Die pelasgische Zeit zeigt uns die Bewohner Griechenlands nicht mehr in eigentlich barbarischen Zuständen. Einzelne Stämme sind bereits zu entwickelten Lebensformen gelangt. Ihre vorherrschende Beschäftigung bildete nicht mehr die Viehzucht, sondern die Feldwirtschaft. Gegen raub- und beutegierige Nachbarn schützten sie sich, ihre Habe und Heiligtümer durch gewaltige Steinburgen, deren unverwüstliche Reste teilweise noch heute sichtbar sind. Andere, welche in den wald- und weidereichen Gebirgen ihren Sitz hatten, gehörten noch überwiegend dem mühsamen und ärmlichen Jäger- und Hirtenleben an. Sie stellten das unruhige, kriegerische Element unter den Altgriechen dar.

Lange Zeit hindurch und ungestört mögen die pelasgischen Bauern und Hirten ein einfaches patriarchalisches

---

chenlands bis zum Untergang des achäischen Bundes. 3 Bde. Heidelberg; 1854.— K. H. Lachmann: Gesch. Griechenlands vom Ende des peloponnes. Krieges bis zum Regierungsantritt Alexanders d. Gr. 2 Bde. Leipzig; 1854. — Griechenland, geographisch, geschichtlich und kulturhistorisch dargestellt. (Separatausg. aus „Ersch & Gruber's Encyklopädie".) 4 Bde. Leipzig; 1870. — G. F. Hertzberg: Gesch. von Hellas und Rom. I. Bd. Berlin; 1879. — G. Grote: Gesch. Griechenlands. 2. Aufl. 6 Bde. Berlin 1880—82. — L. v. Ranke: Weltgeschichte. I. Bd. Leipzig; 1881. — E. Curtius: Griechische Geschichte. 3 Bde. Berlin; 1881—83. — M. Duncker: a. a. O. Bd. V—IX. Leipzig; 1881—86. — G. Weber: Allgem. Weltgesch. II. Bd. Gesch. des hellen. Volkes. Leipzig; 1882. — Busolt: Griech. Gesch. bis zur Schlacht bei Chäroneia. Gotha; 1885. — Holm: Griech. Gesch. 4 Bde. Berlin; 1885. — Duruy: Histoire des Grecs. 3 Bde. Paris; 1886. —

Leben geführt haben, bis zahlreiche Umstände eine vollständige Umgestaltung der alten Verhältnisse herbeiführten.

Der erste Einfluss auf das jugendfrische, bildungsfähige Volk ging von der überlegenen Civilisation der Phöniker*) aus, jener listigen und kühnen Kaufleute, Freibeuter und Abenteurer, die gewinnreiche Unternehmungen aus der palmenreichen Heimat in die weite, unbekannte Ferne trieb, die im 13. Jahrhundert v. Chr. bereits bis zum griechischen Festlande vorgedrungen waren, hier bedeutende Handelsemporien gegründet und dem rastlosen Unternehmungsgeiste folgenreiche Wege erschlossen hatten.

Durch die Vermittlung der sidonischen Männer erhielten die Altgriechen mancherlei Kenntnisse, Sitten und Religionsgebräuche. Indes haben sie in rüstiger Übung aller geistigen Kräfte und ihrer eigenartigen Natur gemäss die orientalischen Bildungszweige völlig umgestaltet und ihnen ein national-volkstümliches Gepräge verliehen.

Zu diesen Anregungen des fernen Orients gesellten sich stürmische Bewegungen im Binnenlande, vornehmlich veranlasst durch den sozialen Gegensatz der Bewohner der Ebenen und der Hochlandschaften. Alsbald begann der Krieg, der ewige Begleiter des Menschengeschlechts und sein schrecklichster Feind, seine vernichtende Thätigkeit zu entfalten. Feindlichen Zusammenstössen zwischen den rauhen Bergvölkern selbst folgten verheerende Raubzüge der beutegierigen Hirten gegen die bereits zu einem gewissen Wohlstande gelangten Gemeinden des Niederlandes. Bald wurden auch gegen die lästigen Phöniker die Waffen erhoben. „Die Sonne Homers leuchtete mehrere Menschen-

*) Vergl Karl Movers: Die Phönicier. 3 Bde. Berlin; 1840—56.

alter hindurch über einer Scenerie, deren Grundfarben Blut und Flammen waren."

Die wildbewegte, an grausigen Scenen überreiche Epoche, das Heroenzeitalter, bildete aus den patriarchalischen Häuptlingen reisige Kriegsfürsten, um die sich ein ritterlicher, aus den pelasgischen Bauern hervorgegangener, Herrenstand scharte. Die Mythen und Sagen von Danaos, Perseus, Pelops, Kadmos, Herakles, Theseus sind Zeugnisse der lebendigen Erinnerung an diese denkwürdige Zeit. Glänzend durch eine wunderbare Fülle idealer Gestalten, reich an herrlichen Thaten, ergreifenden Begebenheiten, lebte das heroische Zeitalter als eine schöne Traumwelt in den empfänglichen Herzen der phantasievollen Nation fort, als die „Wirklichkeit längst den poetischen Farbenton verloren hatte".

Die sagenbildende Art des rüstig schaffenden hellenischen Geistes häufte die Thaten und Erlebnisse ganzer Stämme und Zeitperioden auf einzelne heroische Persönlichkeiten. Die kolossalste Gestalt dieser Art ist bekanntlich Herakles, der Sohn des Zeus und der Alkmene. Er ist das Vorbild unverwüstlicher Körperkraft und unerschütterlichen Mutes, ein Muster alles Heldentums, aber auch das Bild der durch mühselige Arbeit, durch aufreibenden Kampf, durch demutsvolle Entsagung und Selbstüberwindung zum Himmel aufsteigenden Heldenkraft, „ein Vorbild der Sittlichkeit auf irdischem Boden, in menschlichen Verhältnissen", ein Ideal, wie es dem spartanischen Adel in seiner glanzvollsten Zeit stets vor Augen schwebte.

Das specifisch athenische Gegenbild des Herakles ist Theseus, sein Freund und Nacheiferer, der eigentliche Gründer und Ordner des athenischen Staatswesens.

Wie die Heldensage anderer indoeuropäischer Völker,

liebt es auch die griechische, ihre gefeiertsten Helden zu grossen gemeinschaftlichen Abenteuern, zu gefahrvollen Kriegsunternehmungen und Seezügen zu vereinigen. Hochgefeiert vor allen gemeinsamen Ritterthaten war der glänzende Heldenzug der Argonauten, der grimme Kampf der „Sieben gegen Theben“, das „inhaltvollste Bild aus der Übergangszeit von pelasgischen Zuständen in die hellenische Geschichte, die anschaulichste Darstellung phönikischer Ansiedlung und ihrer Folgen.“ In prachtvollster dichterischer Beleuchtung aber erglänzt die angeblich grösste That der Griechen, der zehnjährige Krieg gegen Troja,*) der nahezu alle Helden der vorhistorischen Zeit vereinigte.

Unter den Stamm- und Staatsbildungen dieses ritterlich-romantischen Zeitalters, die teilweise auch in die hellenische Zeit hinübergenommen wurden, nahmen die Dorier im nördlichen Thessalien eine bedeutende Stelle ein, während die Böoter am Peneios, die Mynier am Kopaissee und die Jonier in Megaris und Attika, und, neben achäischen Stämmen, auch im nördlichen Peloponnes ausgebreitet waren.

Aber schon damals wurden bereits auf Grund des Kultus die feindlichen Gegensätze zwischen den einzelnen Kantonen zeitweise durch friedliche Verhältnisse beseitigt, durch einen schirmenden Gottesfrieden neue, sichere Lebensrichtungen angebahnt. Es waren dies die Amphiktyonien, jene Gottesfriedensbündnisse mehrerer Stämme zu gemeinsamer Feier gewisser Opferfeste. Die älteste vertrags-

*) Vergl. E. Rückert: Trojas Ursprung, Blüte, Untergang. — Gotha; 1846. — Der trojanische Krieg ist wahrscheinlich, seinem historischen Kern nach, ein Spiegelbild der Kämpfe, welche hellenische Stämme bei der Kolonisation der kleinasiatischen Küste mit den stammverwandten Danaern zu bestehen hatten.

mässige Verbindung dieser Art, welche die ersten Rechtsgrundsätze eines praktischen Völkerrechts enthält, war die von den Doriern in ihren Sitzen am Olympos gegründete, deren Mittelpunkt mit ihnen an den Parnassos zum Apollinischen Orakel von Delphi*) wanderte. —

So war das griechische Leben bereits zu aussergewöhnlicher Blüte herangereift, als abermals eine stürmische Völkerbewegung eine allgemeine Erschütterung der Halbinsel hervorrief.

Etwa 60—100 Jahre nach der Eroberung Trojas zogen, von den Illyriern gedrängt, die Thessalier aus Epirus in das liebliche Thalgebiet des Peneios und verjagten die Dorier aus ihren Sitzen. Ein Teil von ihnen liess sich in Mittelgriechenland nieder, der grössere aber setzte unter einem Häuptlingsgeschlecht, das seinen Ursprung von Herakles ableitete, über den korinthischen Meerbusen und eroberte in langwierigen, hartnäckigen Kämpfen die meisten Länder des Peloponnes. Die Dorier waren im Begriff, ganz Hellas zu unterwerfen, als der Heldenmut Athens ihrem unaufhaltsamen Vordringen ein Ziel setzte.

Wie einst die Eroberung der phönikischen Seestaaten durch die Kinder Israels in Kanaan eine lebhafte Auswanderung nach den Inseln und Küsten im westlichen Mittelmeer zur Folge gehabt, so gab die als „dorische Wanderung" bezeichnete Völkerbewegung den Anlass zu grossartigen Wanderzügen nach dem Orient, welche das hellenische Leben nach allen Seiten bereicherte und für die künftigen Geschicke der Nation von gewaltiger, welthistorischer Nachwirkung war. Jonier und Achäer, denen später dorische Emigrantenscharen aus dem Peloponnes

*) Vergl. Bürgel: Die pyläisch-delphische Amphiktyonie. — München; 1876. —

nachfolgten, besetzten die Inselwelt zwischen Attika und der Lydischen Küste und gründeten hier zahlreiche blühende Gemeinwesen, die an üppigem Wohlstand und verfeinerten Lebensformen bald das Mutterland übertrafen.

Mit der Verbreitung der kraft- und lebensvollsten hellenischen Stämme über die Inseln des ägäischen Meeres und die Westküste der Levante hatte die frische kühne Wanderlust des Griechentums einen mächtigen Aufschwung genommen. Die „nassen Pfade“ der länderverbindenden Salzflut lockten griechische Seeleute zu wagemutigen, gewinnverheissenden Entdeckungsfahrten nach den entfernten Gestaden des ehedem ängstlich gemiedenen, unbekannten Westmeeres. Sie bahnten anderen Auswanderern den Weg, die allmählig in grösseren Scharen sich auf den „barbarischen“ Küsten ansiedelten und mit bewunderungswürdigem Geschick, praktischem Sinn für Ordnung und edle Lebensformen und vermöge eines reichen Schatzes von vielseitigen Lebenserfahrungen ein vielseitiges Verkehrs- und Kulturleben schufen. „Wo griechische Sprache und Schöpfungskraft hindrang, wo der Kunstfleiss und die ordnende Thätigkeit hellenischer Männer ihre verständige Welt bauten, da verschwand die Barbarei, da wurden die rohen Naturtriebe gemildert, da herrschte Gesetz und menschliche Ordnung“.

In Afrika, Sicilien und Italien, dem südlichen Gallien und Spanien, darauf auch an den fruchtbaren Gestaden des schwarzen Meeres fand das hellenische Wesen Eingang. Und Städte, wie Byzanz, Kyrene, Tarent, Kroton, Sybaris, Syrakus, Massalia, waren Jahrhunderte hindurch würdige Repräsentanten hellenischer Sitte, Intelligenz und Thatkraft.

In der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. war die

grossartige Kolonialbewegung in dem Insel- und Küstengebiete des Mittelmeeres zum vorläufigen Abschluss gelangt.

In Hellas selbst beherrschte der gewaltige partikularistische Zug des griechischen Wesens alle politischen und bürgerlichen Verhältnisse. Nur wenige Kantone, wie das dorische Lakonien und das ionische Attika, haben sich zu wirklichen Einheitsstaaten ausgestaltet. Erst aus den blutigen Zusammenstössen des Hellenentums mit den orientalischen Grossmächten erwuchs eine, wenn auch kurzlebige, panhellenische Einheit.

Diese Kämpfe machen die Glanzseite der hellenischen Geschichte aus. Sobald sie aber vorüber waren und die von Asien drohende Gefahr glücklich abgewendet schien, traten die alten Zustände wieder ein und zeitigten zwischen den rivalisierenden Staaten Athen und Sparta, von denen jeder die Führerrolle in Hellas beanspruchte, eine unheilvolle Zwietracht. Die vielumstrittene Machtfrage konnte ihre endgiltige Lösung schliesslich nur durch das Schwert finden. So entbrannte denn der Bürgerkrieg, der mit beispielloser Erbitterung 27 Jahre hindurch bis zur völligen Erschöpfung beider Mächte geführt wurde.

Nun erlangte Theben unter Führung seiner grossen Staatsmänner Epaminondas und Pelopidas für einige Zeit die unbestrittene Vorherrschaft über Griechenland.

Inzwischen hatte der Macedonierkönig Philipp sein Reich immer mehr vergrössert. Die griechische Nation musste für ihre, bis dahin bewahrte, Unabhängigkeit und Freiheit fürchten. Als sie sich endlich zu energischem Handeln aufraffte, war es zu spät. Sie unterlag der macedonischen Kriegskunst.

Philipps grosser Sohn Alexander brachte Hellas vollständig unter seine Gewalt. „Ein König voll hoher

Gedanken, jede Ader ein Held", seinem Vorbilde Achilleus nicht unähnlich, stellte er sich an die Spitze der griechischen Nation, um gegen die verhassten Perser, die einst in frevelhaftem Übermut die griechischen Tempel und Altäre geschändet und zerstört hatten, die alten Rachepläne zur Ausführung zu bringen, das Wunderland zu erobern, von dessen unermesslichen Schätzen und Herrlichkeiten Dichtung und Sage so erstaunliche Dinge zu berichten wussten, und „den Kampf auszufechten, der zwischen Europa und Asien von jeher vorgewaltet hat". So ist das griechische Leben, wie Hegel sagt, von einem Jünglinge eröffnet, von einem Jünglinge geschlossen, und ist selbst dem Jünglingsalter der Geschichte zu vergleichen.

Die spätere Zeit ist nur ein schwacher Nachklang früherer Grösse. Nach Alexanders Tode blieben die meisten Kantone Griechenlands teils macedonische Provinz, teils traten sie zu den macedonischen Königen in das Verhältnis abhängiger Bundesgenossen. Die vollständige Unterwerfung unter die Herrschaft jener verhinderte der ätolische und achäische Städtebund, „der letzte kräftige Trieb, der an der Wurzel des verdorrten hellenischen Freiheitsbaumes ausschlug".

Da aber die achäische Eidgenossenschaft zu bedeutender Macht gelangte, erregte sie die Eifersucht der übrigen Staaten. Um ihre Hegemonie zu brechen, vereinigten sich die Ätoler mit Sparta, das damals, durch eine innere Wiedergeburt neu gekräftigt, aus langem Todesschlummer erwacht war. In schicksalsschwerem Kampfe schwanden die letzten Kräfte Griechenlands auf immer dahin, zugleich mit der Vertilgung aller Vaterlandsliebe, aller Religiosität, alles Nationalsinnes. Schliesslich mischte sich das herrschsüchtige Rom in die inneren Angelegenheiten

der hadernden Staaten — und Hellas sank als Provinz „Achaia“ in den weiten Schoss des Weltreiches. —

2. Die Religion und der Kultus der Hellenen.*)

Mit dem Staate stand im alten Hellas die Religion im engsten Zusammenhang.

---

*) J. L. Hug: Untersuchungen über den Mythos der berühmteren Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen. Freiburg; 1812. — F. Chr. Baur: Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Altertums. 1824—25. — O. Müller: Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie. Göttingen; 1825. — G. B. Jäsche: Der Pantheismus nach seinen verschiedenen Hauptformen. 3 Bde. Berlin; 1826—32. — Buttmann: Mythologus oder ges. Abh. über die Sagen des Altertums. 2 Bde. Berlin; 1828. — C. J. Nitzsch: Ueber den Religionsbegriff der Alten. Hamburg; 1832. — P. v. Limburg-Brouwer: Histoire de la civilisation morale et religieuse des Grecs. 8 Bde. Groningue; 1832—42. — L. Preller: Demeter und Persephone, ein Cyclus mythologischer Untersuchungen. Hamburg; 1837. — P. F. Stuhr: Die Religionssysteme der Hellenen in ihrer geschichtl. Entwicklung. Berlin; 1838. — F. Creuzer: A. a. O. Bd. 3 u. 4. — M. W. Heffter: Die Geschichte der Religion der Griechen und Römer. Brandenburg; 1845. — K. Eckermann: Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzügl. Völker des Altertums. 4 Bde. Halle; 1845—49. — J. F. Lauer: System der griech. Mythologie. Berlin; 1853. — W. Fr. Rinck: Die Religion der Hellenen aus den Mythen, den Lehren der Philosophen und dem Cultus entwickelt und dargestellt. 2 Bde. Zürich; 1853—54. — Mundt: Die Götterwelt der alten Völker. Berlin; 1854. — E. Gerhard: Griech. Mythologie. 2 Bde. Berlin 1854—55. — G. Grote: Griech. Mythologie und Antiquitäten. Leipzig; 1856. — Nägelsbach: Die nachhomer. Theologie des griech. Volksglaubens. Nürnberg: 1857. — C. Bötticher: Der Baumcultus der Hellenen. Berlin; 1857. — A. Maury: Histoire des religions de la Grèce antique. 3 Bde. Paris; 1857—59. — G. F. Welcker: Griech. Götterlehre. 3 Bde. Göttingen; 1857—62. — E. v. Schmidt: Die zwölf Götter der Griechen, geschichtsphilosophisch beleuchtet. Jena; 1859. — Hartung: Die Religion und Mythologie der Griechen. Leipzig; 1865. — M. Müller: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. II. Bd. Leipzig; 1866. — Chr. Petersen: Das Zwölfgöttersystem

Wie die Arier in Iran und am Indus, dienten auch die Pelasger den hehren Himmelsmächten, die dem dürstenden Lande erquickenden Regen senden, die das belebende Sonnenlicht über den Erdball ausgiessen, die sich in mächtigen Naturerscheinungen, im Blitz und Donner offenbaren, und in dem Feuer, das leuchtend und wärmend das irdische Dasein veredelt. Zu diesen Mächten trat schon frühzeitig die Gottheit des flüssigen Elements in ebenbürtiger Würde hinzu. Hatte doch das Meer, zu welchem, infolge der eigenartigen Natur des Landes, sich die Bewohner allerorten hingezogen fühlten, in dem hellenischen Kulturleben von jeher eine ausserordentliche Bedeutung gehabt. Auch eine im dunklen Schosse der Erde waltende geheimnisvolle Gottheit, die das Saatkorn in sich aufnimmt, damit es tausendfältige Frucht trage, genoss die gläubige Verehrung des frommen Pelasgervolkes.

Diese göttlichen Wesen, welche die sinnvolle Mythe als Zeus, Demeter, Hermes, Hestia, Poseidon, Hades bezeichnete, sind persönlich gedachte Naturmächte, aber mit einer unendlich tieferen sittlichen und geistigen Auffassung als die indischen Naturgötter. So erklärt es sich denn auch, dass sie bei fortschreitender Entwicklung der Natur und Bildung nicht, wie es dort geschah, wesenlosen geistigen Gedankenschöpfungen weichen mussten, sondern zu allen Zeiten in dem griechischen Glaubenskreise die erste Stelle behaupteten und den Kern und Mittelpunkt des

---

der Griechen und Römer. Hamburg 1853—54. — M. Müller: Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Strassburg; 1874. E. Burnouf: La science des religions. Paris; 1877. — L. Preller: Griech. Mythologie. 2 Bde. Berlin; 1882. — H. Preiss: Wilhelm Vatke's Religionsphilosophie. Bonn; 1888. — Derselbe: Religionsgeschichte. Gesch. der Entwicklung des religiösen Bewusstseins etc. Leipzig; 1888. —

reichgestalteten Kultus sowohl, als der heiteren lebensfrohen Kunst bildeten.

Die erheblichste Umbildung erfuhren die pelasgischen Gottheiten durch die homerischen Gesänge. Diese Dichtung, die erste prachtvolle Blüte der emporstrebenden griechischen Kultur, die, einem lebendigen Borne gleich durch die ihr innewohnende Kraft aus tiefster Seele dringend, jedes poetische Herz entzückt und ergreift, in der kindliche Einfalt und hoher Gedankenflug, vollendete Kunst und schlichte Natur in schönster Harmonie vereinigt sind, in der eine menschlich-schöne Lebensanschauung, verbunden mit heiterem Frohsinn und fröhlicher Lust, mit frischem Mut, sittlichem Ernst und tiefer Wehmut über die mannigfachen Wechselfälle alles Erdenlebens und Menschendaseins, ihren erhabensten Ausdruck findet, — war zu allen Zeiten das Lieblingsbuch des griechischen Volkes, sein Schulbuch und seine Bibel. Mit Homer aufgewachsen, haben die Hellenen auch in fernen Ländern zu allen Zeiten ihre Nationalität bewahrt.

Die Göttergestalten dieser Heldendichtung haben aufgehört, ausschliesslich als Naturmächte zu gelten.

Zeus ist jetzt der König des Himmels, der gewaltige Herrscher der Welt, der Vater der Götter und Menschen. Sein eigentlicher Sitz ist der Himmel. Alle Erscheinungen desselben, Donner und Blitz, Regen und Sturm, gehen von ihm aus. Allein er besänftigt auch wieder die Elemente und sendet dem bedrängten Schiffer günstigen Fahrwind. Der gesetzmässige Wechsel der Jahreszeiten, die Ordnung der Natur ist sein Werk. Väterlich-mild waltet er in ihr und im Menschenleben. Die Geschicke der Menschen ruhen in seiner Hand. Unter seiner gnädigen Obhut gedeihen Geschlecht und Familie, Volk und König, Staat

und Freiheit, Recht und Gesetz. Der allmächtige Herrscher, der Gegenwart und Zukunft kennt, ist auch der Gott der Weissagung. Seinen Willen und das dunkle Verhängnis des allgewaltigen Schicksals verkündet er durch Träume, durch Blitz und Donner, Vogelflug und Orakel. Sein ebenfalls weissagender Sohn Apollon stellt nur das Organ dar, durch welches der Vater spricht.

Seine ernste, Ehrfurcht gebietende Gattin Hera vertritt das sanftere Element des Himmels, seine erhabene Ruhe, seine lichte Heiterkeit. Sie ist die sorgliche Beherrscherin des Braut- und Ehestandes, die strenge Wächterin der ehelichen Treue.

In besonders inniger Verbindung mit Zeus erscheint Pallas Athene.*) Die auf mystische Weise aus dem Haupte des Göttervaters in kiegerischem Schmuck hervorgegangene, strahlenäugige Jungfrau voll erhabener Schönheit und Würde ist die Göttin der siegreichen Thatkraft in allen Kämpfen des Lebens, die mächtige und kluge Lenkerin und Schirmerin der Städte und Staaten. Als solche begünstigt sie alles, was zum Wohle der Bürger beiträgt: Ackerbau, Handel, Gewerbe und Schiffahrt. Mit ätherischer Reinheit und Klarheit alles durchdringend, ist sie die Göttin der Weisheit, des besonnenen Rates, der Künste und Wissenschaften. Ihr verdanken die Menschen eine Fülle von Erfindungen verschiedenster Art. Sie ist die treue Helferin aller klugen und tapferen Männer, aller ver-

---

*) Vergl. E. Rückert: Der Dienst der Athena. Hildburghausen; 1829. — G. Hermann: De graeca Minerva. Leipzig; 1837. — Forchhammer: Die Geburt der Athene. Kiel; 1841. — O. Müller: Kleine Schriften. II. Bd. Breslau; 1847. — Schneider: Die Geburt der Athene. Wien; 1880. — Voigt: Beiträge zur Mythologie des Ares und der Athene. (Leipziger Studien für klassische Philologie. IV. Bd. 1881.)

ständigen und kunstfertigen Frauen. Im Kriege ist sie die Göttin einer klugen, geordneten Kampfesweise.

Mit dieser ihrer Schutzgöttin brachten die Athener alles in Verbindung, was ihren Stolz ausmachte: das liebliche Blau ihres heiteren Himmels und ihre herrlichen Olivenwälder, ihren besonnenen Kriegsmut, ihr geistvolles Wesen und ihren ausgeprägten Kunstsinn. —

Pallas Athene steht in engem Bunde mit Hephaestos, dem Gott des himmlischen und irdischen Feuers, dessen gewaltige Kraft sich kund giebt in den vulkanischen Bergen, dann aber auch in seiner Anwendung im Menschenleben. Er erscheint demnach, wie Athene, als ein mächtiger Förderer der Kultur und Kunstfertigkeit. Insbesondere gilt er als der Begründer der Schmiedekunst, als ein emsiger Metallarbeiter und schöpferischer Werkmeister. Als Gott des Herdfeuers war er auch der Stifter des Familienlebens.

Die symbolische Beziehung des Herdfeuers zur menschlichen Kultur, zur bürgerlichen Eintracht, zum häuslichen Frieden und Segen deutete ausserdem die jungfräuliche Hestia*) an, um deren Hand Apollon und Poseidon einst vergeblich geworben, die, ernst und streng, das religiöse Sinnbild der festen Ansiedlung war und des geordneten Hausstandes, als deren Mittelpunkt die heilige Flamme des Herdes gedacht wurde. Wer ihm hülfesuchend nahte und sich in der Asche niederliess, galt als Schutzbefohlener des Hauses.

Eine der erhabensten Gestalten der Mythologie, der erkorene Liebling der hellenischen Mythe und der wich-

---

*) Vergl. Preuner: Hestia-Vesta. Tübingen; 1864.

tigste Himmelsgottnächst Zeus ist Apollon*), die strahlende, Licht und Leben spendende Himmelsmacht.

Mit dem Menschenleben tritt Apollon in vielseitigste Beziehung. Den Hirten ist er der gesangliebende, heilbringende Hüter der Herden; den Landleuten der freundliche Schirmer der lachenden Saaten; den Schiffern der hilfreiche Retter, der die dunkle Nacht vertreibt und die gefahrbringenden Stürme besiegt; den Stadtbewohnern der allgegenwärtige Strassenschirmer; den Soldaten der unwiderstehliche Siegesheld. Mit den schönsten Gaben, die das menschliche Gemüt erheben und begeistern, das irdische Leben verschönen und zieren, ausgestattet, dem Gesang und dem Saitenspiel, ist Apollon auch der fröhliche Führer der Musen, deren empfindungsvolle Kunst die Feste der olympischen Götter verherrlicht. Er verkündet den Menschen den Willen des Zeus, des Weltordners, und wacht über dessen Erfüllung. Wer sich den göttlichen Geboten widersetzt, den ereilt der Grimm und Zorn des Gewaltigen. Rastlos verfolgt er alle übermütigen Frevler und Verbrecher und vernichtet sie erbarmungslos mit seinen niefehlenden Pfeilen. Den Reuigen und Schutzflehenden aber befreit er von der ewigen Rache der schrecklichen Erinnyen, gewährt ihm die ersehnte Reinigung. Unter dem sicheren Schutz des Lichtgottes, dessen klares Seherauge das Verborgene schaut, das Dunkel durchdringt, der den Willen des Göttervaters offenbart, standen die meisten Orakel Griechenlands.

Seine schöne Schwester Artemis,**) ursprünglich die

*) Vergl. Schwartz: De antiquissima Apollinis natura. Berlin; 1843. — K. O. Müller: Die Dorier. Bd. I. Breslau; 1844. — Schönborn: Über das Wesen Apollons und die Verbreitung seines Dienstes. Berlin; 1854.

**) Vergl. Claus: De Dianae antiquissima apud Graecos natura.

keusche Mondgöttin, ist das weibliche Gegenbild des Bruders. Wie er, so vermag auch sie mit ihren Pfeilen, besonders den Mädchen und Frauen, plötzlichen Tod zu senden. Sie ist aber auch eine schützende, heilbringende Gottheit und mit dem natürlichen Leben in enger Verbindung geblieben, während ihr Bruder seine Thätigkeit vornehmlich dem geistigen Gebiet zugewendet hat. Sie ist eine rüstige Jägerin, die, von den lieblichen Waldnymphen begleitet, kühn durch Wald und Gebirge streift, eine liebevolle Pflegerin und Hüterin des Wildes und der Herden. Feindin alles zuchtlosen Wesens und selbst der Männerliebe abhold, wurde die jungfräuliche Göttin in weiterer Entwicklung die Beschützerin weiblicher Zucht und Ehre.

Ares,*) der streitsüchtige Sohn des Zeus und der Hera, ursprünglich das Bild des durch Sturm und Ungewitter aufgeregten Himmels, wurde unter den Händen der Dichter der wilde Kriegsgott, dem nichts lieber ist als tosendes Schlachtgetümmel und verderblicher Streit und Männermord. Daher ist Pallas Athene ihm eine erbitterte Gegnerin, während sein Vater Zeus ihn wütend hasst. In Athen wurde er als Stifter des heiligen Blutgerichts verehrt. —

Seine Geliebte war die goldene Aphrodite,**) die holdlächelnde Liebesgöttin. Ihr liegt die Gestalt der asiatischen Aschera-Astarte zu Grunde. Aus der Göttin des

---

Breslau; 1881. — Schreiber: Artemis. Leipzig; 1884. (In Roscher's „Lexikon der Mythologie").

*) Vergl. H. D. Müller: Ares. Ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte der griechischen Religion. Braunschweig; 1848. — Stoll: Über die ursprüngliche Bedeutung des Ares. Weilburg; 1855.

**) Vergl. F. Lajard: Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monuments figurés de Venus en Orient et en Occident. Paris; 1837. — Tümpel: Ares und Aphrodite. Leipzig; 1880.

entstehenden und wachsenden Naturlebens, die sich erfreut an blühenden Gärten und duftenden Blumen — vorzüglich an Myrten und Rosen — und schattigen Hainen, an heiterer Frühlingslust und sinnlicher Liebe, schuf der hellenische Geist ein wunderbares Götterbild voll liebreizender Anmut, voll körperlicher Schönheit und bezaubernder Grazie, „das als Ausdruck der Liebe in ihrer ganzen Bedeutung das Auge entzückte, den inneren Sinn mit edlen Gebilden und Formen füllte und in der Brust ein namenloses Sehnen weckte“. —

Jener segenbringende Naturgott Hermes,*) den die alten Pelasger als die befruchtende Himmelskraft ihrer Fluren und Triften verehrten, wurde der gewandte ausrichtende Bote der Götter, der durch kluge List und Geschicklichkeit alles zu gutem Ende führt. Als solcher ist er auch der freundliche Schlafspender, der mit seinem goldenen Stabe die müden Augen der Sterblichen schliesst und sie wieder zum Leben erweckt, der Führer der von Zeus gesandten Träume und der abgeschiedenen Seelen, die er in den schauerlichen Hades geleitet. Strassen, Plätze und Grenzmarken schützt er vor jeder Beschädigung; sicher geleitet er den einsamen Wanderer, dass er den rechten Weg nicht verfehle und ohne Unfall seine Reise vollende, und gewährt ihm das zufällige Glück des Fundes. —

Die uralte Vorstellung, dass er sich durch kluge Ausreden und Lügen aus allen Verlegenheiten zu helfen weiss, machte ihn zum mächtigen Beschützer jener Ge-

*) Vergl. Wehrmann: Das Wesen und Wirken des Hermes. Magdeburg; 1849 u. 52. — Mehlis: Die Grundidee des Hermes vom Standpunkt der vergleichenden Mythologie. Erlangen; 1875. — Roscher: Hermes, der Windgott. Leipzig; 1878.

schäfte, bei denen anstellige List und Verschlagenheit, schlaue Überredung und Täuschung, anmutige Gewandtheit im Handeln und Sprechen wie im geheimnisvollen Schweigen zu vorteilhaftem Gewinn verhelfen.

Der ursprüngliche Charakter personifizierter Naturkräfte, den die himmlischen Götter allmählig abgestreift, wurde von den geheimnisvollen, im dunklen Erdenschosse und im flüssigen Elemente wirkenden Mächten sorgfältiger bewahrt.

Zeus' Bruder Poseidon*) führt die Herrschaft über das Meer und alles Gewässer. Ein ungestümer Gebieter, wühlt er mit dem furchtbaren Dreizack die unendliche Salzflut auf, dass die empörten Wogen brandend an die Küsten anschlagen, Länder überschwemmen und Städte in ihren Schoss begraben, und stösst ihn dröhnend in die Erde, dass sie zitternd erbebt. Er entlockt aber mit dieser Waffe auch dem harten Gestein murmelnde Quellen und rieselnde Bäche, auf dass sie die herrlichen Thalgründe befruchten. Das rasche Pferd — die schäumenden Wogen — rief er ins Dasein und bändigte dessen ungestüme Kraft. Alle kühnen Unternehmungen zu Ross und zu Wagen stehen unter seinem mächtigen Schutz. Vernichtende Stürme und günstige Fahrwinde rühren von ihm her. Auf seinen Wink versinken die Schiffe auf dem wogenden Meere oder gelangen unversehrt in den schützenden Hafen. Darum ist er der gütige Förderer und mächtige Schirmherr jeglichen Seeverkehrs, der friedlichen Schiffahrt, wie des grausigen Seekampfes.

Ihm unterthan sind der ewig wandelbare Proteus, der

---

*) Vergl. Gerhard: Über Ursprung, Wesen und Geltung des Poseidon. Berlin; 1851. — Eschweiler: De nomine mythologico Poseidonis. Rostock; 1869. —

weissagende Meergreis, das zahllose Geschlecht der muschelblasenden Tritonen, die Sirenen, die schönen Seejungfrauen, die, auf einsamen Klippen hausend, vorüberfahrende Schiffer durch verführerischen Gesang ins Verderben locken, tückisch, wie der glatte Spiegel der See, unter welchem das Korallenriff verderbensinnend lauert. Es waren „lebendige Bilder der rauschenden, tönenden Meeresflut mit den geheimnisvollen dämonischen Kräften und Gestalten ihres Innern und ihrer Tiefe". —

Unter den Erdgöttern tritt jene alte Gottheit Gäa, die Mutter alles Lebendigen, die Spenderin der Fruchtbarkeit und zugleich die Göttin des Todes, im Kultus wenig hervor. Um so mehr aber das reiche Leben, das auf und in ihr zur Entwicklung und Erscheinung kommt. Schon in der pelasgischen Urzeit wurde es dem Dionysos und der Demeter zugewiesen.

Dionysos,*) der grosse Freudenspender, ist der Inbegriff der mächtigen Triebkraft und Naturfülle, die dem Obste die liebliche Süsse und der Traube die berauschende Kraft verleiht.

Als Urheber des Wein- und Gartenbaues ist Dionysos, gleich der Demeter, ein freundlicher Förderer der Kultur und des gesitteten Lebens. Mit seinen heiteren Gaben erfreut er des Menschen Herz; führt die Menschen zu heiterer Geselligkeit, zu freudigem Genusse des Lebens zusammen, fördert überhaupt gesellige Bildung und bändigt die rohen Naturkräfte. Panter und Löwen spannt er vor seinen Siegeswagen und zwingt die losen Walddämonen, die Satyre, und die zauberkundigen, verführe-

*) Ribbeck: Anfänge und Entwicklung des Dionysoskultus in Attika. Kiel; 1869. — Brown: The great Dionysiak Myth. 2 Bde. London; 1877—78. —

rischen Nymphen zum Gehorsam. Wie Apollo, so flösst auch er Lust zum Gesang und zur Dichtung ein, aber die Poesie, die von ihm ausgeht, ist lebhafter, leidenschaftlicher, die Musik lauter, lärmender.

Demeter ist die persönlich gedachte Naturkraft, welche das Getreide und alle Feldfrüchte zur Reife bringt. Als Göttin des Ackerbaues ist sie auch die Schutzherrin der Gesittung.

Das ewige Werden und Vergehen in dem grossen Haushalt der Natur steht mit dem menschlichen Leben in so unmittelbarer Wechselbeziehung, dass der hellenische Kultus und Volksglaube, die hellenische Kunst und Religionswissenschaft an das geheimnisvolle Walten der Natur- und Erdgötter ihre tiefsten Ideen anknüpften.

Der sinnige Hellene beobachtete das Grünen und Blühen der Pflanzen im rosigen Sonnenlicht; er sah, wie sie zur Zeit des Herbstes wieder hinabsanken in den mütterlichen Schoss, aus dem sie im Frühling emporgestiegen, und unwillkürlich lenkte er den prüfenden Blick auf das menschliche Leben. Auch hier bemerkte er die innige Berührung von Geburt und Tod. Die erdbewohnenden Geschlechter wandeln nur kurze Zeit auf der sonnigen Oberwelt, um alsdann einzugehen in das dunkle Reich der Tiefe.

Diese Wechselbeziehung des Lebens und Todes findet in der schönen Mythe von der gewaltsamen Entführung der Tochter der Demeter, der jungfräulichen Persephone,*) durch den finsteren Gebieter der Unterwelt ihren symbolischen Ausdruck.

---

*) Vergl. Förster: Der Raub und die Rückkehr der Persephone. Stuttgart: 1874. —

Persephone war das verbindende Mittelglied zwischen Ober- und Unterwelt, denen sie gemeinschaftlich angehört, während ihr grausamer Gemahl Hades über die Orte herrscht, wo alle Schrecknisse des Todes hausen und die dunklen Schicksalsmächte wohnen.

Die finsteren, trübseligen, lebensfeindlichen Vorstellungen von der Unterwelt und ihren Schrecken hatten unmittelbar das ängstliche Gefühl grösserer Abhängigkeit von den Erdgöttern, als von den Himmels- und Wassermächten, zur Folge und verliehen ihrem Kultus anfangs den Charakter düsterer Trauer, melancholischer Klage, schwärmerischen Mysticismus. Als aber später, namentlich durch den Einfluss der Mysterien, den dunklen Mächten der finsteren Tiefe auch wohlthätige, lebengebende Kräfte beigelegt wurden, gestaltete sich ihre Verehrung teilweise zu einem Kultus lauter Freude und glühender Begeisterung. —

Im alten Hellas gab es keine gemeinsame Religionsgenossenschaft, keine Kirche, sondern nur Lokalkulte. Diese aber waren Staatseinrichtungen.

Die eigentlichen Organe des Kultus waren in Hellas, wie bei allen andern Völkern, die Priester. Doch fehlte ihnen der einheitliche Charakter, die zunftmässige Gemeinsamkeit. Sie waren keineswegs die alleinigen Vermittler zwischen den einzelnen Menschen und den Göttern. Jede anerkannte Kultgemeinschaft war berechtigt, die Kultgebräuche, Gebete, Opfer, Darbringung von Weihgeschenken u. s. w., auch von anderen Personen, von dem Familienvater für die Familien, von den ersten Staatsbeamten für den Staat vollziehen zu lassen.

Während der Dienst der Götter von Priestern versehen wurde, war der der Göttinnen in der Regel Prieste-

rinnen vorbehalten.*) In der Zeit ihrer Amtsführung war ihnen meistens Ehelosigkeit und Keuschheit zur Pflicht gemacht.

Die priesterlichen Ämter waren teils in bestimmten Familien erblich, teils wurden sie von Seiten des Staates oder der berechtigten Geschlechtsgenossen durch Wahlbeamte besetzt, nicht selten auch an den Meistbietenden verkauft. Ohne Beziehung und Verbindung unter einander, haben die Priester verschiedener Tempel und Orte auch keinen Versuch gewagt, zu einer einflussreichen Machtstellung im Staate zu gelangen oder gar einen ihrer Mitbürger seines Glaubens wegen zu verfolgen.

Die griechischen Kultbeamten hatten bestimmte örtliche Wirkungskreise, welche man zugleich als die Aufenthaltsorte der Gottheiten ansah, deren Dienste sie sich geweiht.

Es waren dies anfangs Wälder und Berge, Höhlen und Quellen, zuweilen auch Bäume. Später wurden hier Götterbilder**) aufgestellt und schliesslich, namentlich in

---

*) Vergl. Adrian: Die Priesterinnen der Griechen. Frankfurt a/M; 1822. — Schon bei Homer (Ilias VI) findet sich eine Priesterin der Athene namens Theano. Eine Priesterin Theano war es auch, welche nach der Verurteilung und der priesterlichen Verfluchung des Alkibiades wegen Entweihung der eleusinischen Mysterien sich weigerte, nun auch ihrerseits den Verurteilten mit einem Fluche zu belegen, indem sie die herrlichen Worte sprach: Ich bin eine Priesterin, berufen, Segen zu spenden, nicht Flüche auszusprechen. (S. Plutarch: Alkibiades)

*) Als Götterbilder dienten ursprünglich, wie in Ägypten, Tiere, besonders Schlangen, auch Pflanzen und Steine, in der Eigenschaft von Sinnbildern. An ihre Stelle traten später, als man die Götter unter Menschengestalt zu verehren begann, jene wunderbaren Mischgestalten, wie sie sich in den Kentauren, Satyrn u. s. w. darstellen. Die kunstreichen, bisher unerreichten Erz- und Marmorbilder entstanden erst in der Zeit völliger Menschengestaltung der Götter. —

den Städten, kunstvolle Tempel und prunkende Heiligtümer errichtet.

Das wesentlichste Erfordernis eines Tempels war der Altar. Ein bestimmter Teil im Innern, das Allerheiligste, war bisweilen geheimen Gottesdiensten geweiht.

„Nicht nach Art des gotischen Tempels in schwindelnder Andacht himmelan strebend, sondern in behaglicher Breite lagerte sich der hellenische auf die geliebte Mutter Erde hin. Wie das Griechentum überhaupt durchaus keine Neigung fühlte, das Diesseits ins Jenseits zu verflüchtigen, so auch die griechische Architektur. Es atmet in ihr, im ganzen und einzelnen, ein klarer, massvoller, menschlicher Geist. Sie hat nicht die geringste Lust, in riesenhaften Auftürmungen mit dem Orient zu wetteifern: sie will nicht Ungeheures schaffen, sondern Schönes. Mit weiser Selbstbeschränkung führte sie daher das Mass ihrer Gotteshäuser auf Dimensionen zurück, welche eine allseitige Entfaltung der architektonischen Idee gestatteten. Da kam dann so Vollendetes zu stande, wie das Parthenon und Theseion in Athen oder die Tempel zu Agrigent und Pästum.

In und bei solchen Tempeln bewegte sich der daseinsfrohe Kult und das künstlerisch organisierte Festleben der hellenischen Religion".

Mit den Götterbildern, welche das gemeine Volk für die Gottheiten selbst hielt, wurde mancherlei Aberglaube getrieben, der vielfach an den bunten Heiligenbilderkult der katholischen Kirche erinnert.

Wie vorherrschend der Glaube war, dass die Götter am Orte ihrer Verehrung ihren Wohnsitz hätten, das zeigen am deutlichsten die Handlungen, durch welche ihnen Verehrung gezollt wurde.

Der einfachste religiöse Act war die Darbringung von Weihgeschenken. Wer den Göttern Dank schuldete oder ihre Gunst erwerben wollte, legte im Tempel nieder, was ihm lieb und teuer war: der Handwerker seine Werkzeuge, der Landmann die Erstlinge seines Feldes, die Frauen ihren Schmuck, der Soldat seine Waffen, der Sieger einen Teil seiner Beute; ja, man weihte dem heiligen Dienste auch Menschen, gewöhnlich Sklaven.

Zu den Weihgeschenken gehörten auch die Opfer. Geopfert wurden Pflanzen, Früchte, Wein, Honig, Milch und Tiere, meist Haustiere.

Ursprünglich brachte der alte hellenische Kult Menschenopfer dar, wie u. a. die Fabel von dem Minotauros auf Kreta beweist. Berühmt und gefeiert in Sage und Dichtung ist das Opfer des Heerkönigs Agamemnon, welches er in Aulis der Artemis in der Person seiner eigenen Tochter Iphigenie brachte.*) Bei Homer findet sich der menschenmordende Kannibalismus noch in der Form des Totenopfers vor. Achilleus schlachtete seinem toten Freunde Patroklos zwölf gefangene junge Troer. Zu Athen wurden noch in späteren Zeiten, da die Stadt durch Hunger oder Pest heimgesucht ward, den sühnenden Todesgöttern Jünglinge oder Männer geopfert. Doch scheint im allgemeinen der schreckliche Menschenopferdienst schon früh erloschen zu sein.

---

*) Als die Zeiten humaner, die Ansichten milder geworden, liess Euripides in seiner geistvollen Tragödie „Iphigenie in Aulis“ die Göttin sich statt der Jungfrau, welche sie als ihre Priesterin nach Tauris entrückte, mit einer Hirschkuh zufrieden stellen. Ein ähnlicher Vorgang spielte sich in der hebräischen Sage ab, welche in einer späteren Bearbeitung der Erzählung von der Opferung Isaaks an dessen Stelle einen Widder setzt. — Vergl. Kurtz: Das mosaische Opfer. Mitau; 1842.

Das Menschenopfer wurde durch das Tieropfer ersetzt. Opfernde und Opfertiere waren mit Kränzen geschmückt. Ehe man das Tier schlachtete, schnitt man die Stirnhaare ab, und warf sie als Erstlinge ins Feuer. Dann bestreute man den Kopf des Opfers mit Gerstenschrot und besprengte den Altar mit Blut. Auf ihm wurden die Eingeweide und die Schenkel des Tieres verbrannt. Die übrigen Teile wurden von dem Opfernden in Gemeinschaft der Priester in fröhlichem Schmause verzehrt. Zu Anfang und am Schlusse des Mahles wurden einige Tropfen Wein aus dem erhobenen Becher zur Libation auf die Erde gegossen. Es war eine naive Abfindung mit den der menschlichen Gaben nicht bedürftigen Göttern, dass man ihnen solche Teile darbrachte, die für die Opfernden ungeniessbar waren. Hier waren die Götter leichter zu befriedigen als ihre irdischen Abbilder. —

Alle wichtigen Vorgänge innerhalb der Gemeinde und der Familie, Geburt, Eheschliessung und Tod, waren von Opferhandlungen begleitet. Bei besonders feierlichen Anlässen wurden Hekatomben, Opfer von hundert und mehr Tieren, dargebracht. Ihrem Zwecke nach zerfielen sämtliche Opferhandlungen in Bittopfer, Reinigungs- und Vertragsopfer.

Nächst dem Opfer war das Gebet*) die verdienstvollste religiöse Handlung. Der Grieche schrieb ihm eine unwiderstehliche Zauberkraft zu, welche die Götter geneigt mache, die Bitten und Wünsche der Menschen zu erfüllen. Darum versenkte sich der Betende nicht in die verborgenen Quellen des Seins, erhob sich nicht über die weltlichen Dinge. Unbedeckten Hauptes und mit emporgehobenen

*) Vergl. E. v. Lasaulx: Über die Gebete der Griechen und Römer. Würzburg; 1842.

Händen schaute er zu den Himmlischen auf und erbat für sein diesseitiges Wohlergehen das Beste. Oft fügte er seinem Gebete grausige Flüche und Verwünschungen hinzu, durch welche die unterirdischen Götter zur Rache an Missethätern angerufen wurden.

Einen nicht unwichtigen Teil der hellenischen Religion bildete die Mantik,*) die priesterliche Weissagekunst.

Der den Menschen eigene Wunsch, den dichten Schleier der Zukunft zu lüften, das rohe Bestreben Einzelner, diesen Umstand möglichst auszubeuten, ihn zur Erlangung höherer Achtung und Macht oder zu schnöder Bereicherung zu benutzen, hat überall den naiven Glauben an die geheimnisvolle Kunst der Wahrsagung und Weissagung hervorgerufen. Solche Kraft aber wurde, namentlich im Altertum, einzelnen begnadeten Menschen zugeschrieben, welche man für bevorzugte Lieblinge der weltregierenden Mächte hielt, und dies um so mehr, als einerseits das Bewusstsein, nicht selbst in die dunkle Zukunft schauen zu können, allgemein war, als andererseits die Kenntnisse von der Natur und ihren Erscheinungen, die religiöse Erkenntnis, die sittliche und wissenschaftliche Bildung auf niedriger Stufe standen.

Die hellenische Mantik beruhte auf ähnlichen abergläubischen Voraussetzungen und Anschauungen und war der grossen Menge ein durchaus notwendiges Bedürfnis. Wahrscheinlich eine unmittelbare Folge der Eingeweideschau der Opfertiere, gestaltete sich das religiöse Gewerbe der Deuter und Seher allmählig zu einem vielverzweigten System der Auslegung der Träume, der Deutung des Vogelfluges, der

---

*) Boucher u. Leclercq: Histoire de la divination dans l'antiquité. 4 Bde. Paris; 1879—81.

Naturerscheinungen u. s. w. Das ganze Leben der Nation war mit dem frommen Aberglauben durchflochten.

Anstalten der Zukunftsverkündigung höchsten Stils waren die Orakel, welche zur Zeit ihrer Blüte auf das griechische Staats- und Privatleben von massgebendem, weitreichendem, nicht selten sehr heilsamem Einfluss waren.

Das berühmteste und am meisten beschäftigte Orakel war das des Apollon zu Delphi. Der Gott des Lichtes und der Weisheit verlieh der schwachen Menschenseele, namentlich den Frauen, das Vermögen, in die unabänderliche Ordnung der Dinge einzudringen, die himmlischen Offenbarungen in sich aufzunehmen und dann auf die an sie gestellten Fragen eine mystische Antwort zu geben, die von einer gewandten, erfahrenen, hochgebildeten Priesterschaft meist in metrische Form gebracht wurde.

Jahrhunderte lang wusste das Delphische Orakel mit merkwürdigem Gemeinsinn sein Ansehen zu bewahren und sich nicht nur zum religiösen und geistigen, sondern auch politischen Hauptort von Hellas zu machen. Von dem pythischen Heiligtum ging die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes und Ursprunges aus. Es bändigte die wilden Leidenschaften der hellenischen Nation durch die unwiderstehliche Macht der Humanität und suchte unter ihren Stämmen völkerrechtliche Bestimmungen zur Anerkennung zu bringen. Die zahlreichen Ansiedlungen und Niederlassungen leitete es geschickt nach ordnungsmässigem Plan, so dass der hellenische Name die reichen Mittelmeerküsten wie ein goldener Saum einfasste, den rohen Barbaren eine glänzende Stätte der Bildung und Zivilisation, dem eigenen Volke ein mächtiger Hebel der Industrie, des Handels und des Wohlstandes. —

Mit der Vervollkommnung der menschlich gebildeten Götter veredelten die Hellenen ihr eigenes Wesen, steigerten sie ihre eigenen sittlichen, geistigen und künstlerischen Ziele. Um diesen menschlich fühlenden Himmelsmächten gerecht zu werden, war es nötig, nur die eigenen Triebe und Leidenschaften zu mässigen und unter die Herrschaft der Vernunft und Einsicht zu stellen, die menschlichen Regungen und Empfindungen nach den göttlichen Vorbildern zu gestalten und zu veredeln.

Die sittliche Aufgabe des Hellenen bestand so wenig in der unbedingten Hingebung an die Natur, als in deren Ertötung. Er sollte alle Elemente seines Wesens entwickeln, aber sie durch weise Mässigung zu einem harmonischen Zusammenwirken bringen. Ausgestattet mit freier Willenskraft und regem Selbstgefühl, darf er sich doch nicht durch dieses Vermögen zur Überhebung gegen die Götter oder zur Verletzung anderer Menschen verleiten lassen.

Die segensvolle Wirkung dieser Beschränkung fühlte der Grieche in der eigenen Brust. Darum diente er seinen Göttern, die ihm ja als gleichgeartete Wesen gegenüber standen, mit freudigem Herzen, nicht unter dem qualvollen Drucke der Angst und der finsteren Asketik, sondern mit heitern Festen und poetischen Gebräuchen; nicht durch Ertötung des Fleisches, sondern durch harmonische Entwicklung der Ideen des Schönen und Guten, durch gesunde Ausbildung des ganzen Menschen nach Leib und Seele.

Aus solchem Verhältnis der Götter und Menschen entsprangen jene bürgerlichen und menschlichen Tugenden, welche die Griechen schon in der Heldenzeit vor allen andern Völkern auszeichneten: die edle Gestaltung des Familienlebens, die Pflichten der Pietät, die Heiligung des Gastrechts, die Schonung gegen Schutzflehende, Bedrängte und Bettler, die Achtung der Freundschaft, die Liebe zum

Vaterland. Ein solches Volk, ein Volk, auf dessen Boden ein Sokrates, ein Platon, ein Sophokles sich bilden konnten, muss ein tief sittliches gewesen sein, wenn auch nicht nach unsern heutigen Begriffen. —

3. Die hellenischen Mysterien.*)

In seinen Göttern malt sich der Mensch! Dieses schöne Wort eines grössten unserer deutschen Dichter charakterisiert treffend die hellenische Religion. Die griechischen Götter, idealisierte Menschen, in deren ätherischen Leibern das Menschenherz pulsiert, geschwellt von Lust und Weh, von Liebe und Hass, Mitleid und Zorn, sind ein Kunstwerk des künstlerischen Genius von Hellas, und die griechische Religion hat ebenfalls nur die Bedeutung eines Kunstwerks, sie war ein Kultus der schönen Form. In ihrer künstlerischen Gestaltung aber waren die spekulativen Ideen, welche ihr ursprünglich zu Grunde lagen, mehr und mehr verflüchtigt.

Infolge der Äusserlichkeit des öffentlichen Gottes-

---

*) Vergl. (Stark): Über die alten und die neuen Mysterien. Berlin; 1782. — P. Fr. A. Nitzsch: Beschreibung des häuslichen, gottesdienstlichen, politischen etc. Zustandes der Griechen. Erfurt; 1791. (Fortges. von Köpke und Höpfner. 4 Bde.) — C. Meiners: Allgemeine kritische Geschichte der Religionen. II. Bd. Hannover; 1807. — C. A. Lobeck: Aglaophamus sive de theologiae mysticae Graecorum causis. 2 Vols. Königsberg; 1829. — K. F. Hermann: Lehrbuch der griech. Antiquitäten. 3 Tle. Heidelberg; 1831—52. — Fr. A. Wolf: Vorlesungen über die Antiq. von Gr. (Herausgeg. von Hoffmann.) Leipzig; 1835. — Muth: Über die Mysterien der Alten. Hadamar; 1842. — W. Wachsmuth: Hellenische Altertumskunde. Halle; 1846. — K. F. Hermann: Kulturgeschichte der Griechen und Römer. 2 Bde. Göttingen; 1857—58. — A. Mommsen: Heortologie. Antiqu. Untersuchungen über die städtischen Feste der Athener. Leipzig; 1864. — G. F. Schömann: Griechische Altertümer. 2 Bde. Berlin; 1871—73. — [Heine: Die germanischen, ägyptischen und griechischen Mysterien. Hannover; 1879.]

dienstes und der sinnlichen Auffassung der plastisch-poetischen Volksreligion suchten schon frühe ernster gestimmte Gemüter Trost und Befriedigung bei den mannigfachen Wechselfällen des Erdenlebens in den Geheimdiensten der Mysterien.

Hervorgegangen aus dem Gefühl, dass der Mensch den Göttern untergeordnet, von ihnen abhängig sei, aus dem Bedürfnis einer tieferen Andacht und Heilsordnung, hervorgerufen durch den Gedanken der Vergänglichkeit, welcher häufig genug mit der ganzen Wucht seiner Schwere in das voll und ganz gelebte Leben der Griechen fiel,*) verwerfen die Mysterien die Abhängigkeit der Religion von der Schönheit und der Kunst, ordnen vielmehr das menschliche Leben und Thun dem Dienste der Götter unter, ringen nach einer Vereinigung mit ihnen, erstreben die göttliche Gnade, suchen trostreiche Beruhigung in den Vorstellungen von einer Lebenserneuerung im Tode, von einer Wechselbeziehung des Daseins über und unter der Erde und unternehmen es, diese Ideen durch dramatische Vorgänge und Zeremonien, durch blendende Einwirkung auf die Sinne zu verwirklichen.

Jenen blühenden Realismus, der das Hellenentum und seinen Kultus mit frischer Heiterkeit und fröhlicher Lebenslust umgab, welcher seine Ideale hienieden suchte, trifft man in den Geheimdiensten nicht an. Dagegen herrschten hier düstere Trauer, mystische Symbolik, krankhafte Phantastik vor.

Unzweifelhaft haben Mysterien in allen griechischen

*) Siehe Homer (Ilias V):
„Gleich wie Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst und jenes verschwindet.“ —

Staaten bestanden. Teils waren sie auf den enggeschlossenen Kreis weniger Personen beschränkt, so dass sie allein von den dazu berufenen Kultbeamten gefeiert wurden, teils wurden sie unter Beteiligung einer zahlreichen Gemeinde begangen. Ihnen beiden gemeinschaftlich aber war die strenge Vorschrift, dass von den heiligen Gebräuchen des Geheimdienstes, den ihm eigentümlichen Anrufungen der Götter, der ganzen dabei stattfindenden Liturgie bei schwerer Strafe keinem Uneingeweihten Mitteilung gemacht werden durfte.

Warum diese Kulte sich von den übrigen absonderten und sich mit einem geheimnisvollen Schleier umgaben, ist ein Rätsel, das in befriedigender Weise nicht zu lösen ist. Im Altertum selbst forschten die Gläubigen wenig oder garnicht nach den unbekannten Gründen.

a. Die eleusinischen Mysterien.*)

Es waren die ältesten der griechischen Geheimgottesdienste, wurden zu Eleusis in der Nähe von Athen gefeiert und waren der Demeter und ihrer Tochter Persephone geweiht. Später kam hiezu noch eine männliche Gottheit, Jakchos (Dionysos), der Gott der gewaltig schaffenden Naturkraft.

Den Eleusinien liegt der Mythus der Demeter zu Grunde. Als die Göttin, als mater dolorosa den Erdkreis durchwandernd und ihre von dem finsteren Hades geraubte Tochter suchend, in tiefem Schmerz am Blumenbrunnnen zu Eleusis sich niedergelassen hatte, wurde sie durch die

*) Vergl. G. Klemm: Allgemeine Kulturgeschichte. Bd. VIII. Leipzig; 1850. — O. Hene-Am Rhyn: Allgemeine Kulturgeschichte. Bd. II. Leipzig; 1877. — Haggenmacher: Die Eleusinischen Mysterien. (In: Jahn's Jahrbücher. Supplem.-Bd. 11.) — Siehe ferner: Limburg-Broawer, Oppert, Preller, Welcker etc. etc. a. a. O.

lustigen Scherze der Magd Jambe, die zum Wasserschöpfen an den Brunnen gekommen war, erheitert und zum Genuss von Speise und Trank bewogen. Sie fand in Eleusis gastliche Aufnahme und ruhte hier von ihren erfolglosen Forschungen aus. Als dann infolge des vermittelnden Einspruches des Göttervaters der Herrscher des Schattenreiches der Geraubten gestattete, die eine Hälfte des Jahres bei der Mutter, die übrige Zeit aber bei dem ungeliebten Gemahle zuzubringen, lehrte Demeter die Eleusinier als Dank für ihre Gastfreundschaft den Ackerbau und verlieh ihnen die Brodfrucht und die Mysterien.

An der Stätte des Brunnens wurden ein Tempel und eine Einweihungsstätte gegründet, prachtvolle Bauwerke, wie die noch vorhandenen stattlichen Grundmauern bezeugen. Eine mit herrlichen Monumenten und Kunstwerken geschmückte „heilige Strasse" verband den geweihten Bezirk mit der Hauptstadt Athen, wo ebenfalls ein eleusinischer Tempel, den Zwecken des Geheimkultus dienend, errichtet war.

Der mystische Kult gehörte zu derjenigen Gattung von Geheimdiensten, die von einer zahlreichen Gemeinde begangen wurden. Er galt als besonders heilig und gottgefällig, so dass er sich bald über ganz Griechenland, die Inseln und die Kolonien bis nach Kleinasien und Italien hin verbreitete.

Die Eleusinien standen unter Leitung und Aufsicht des Staates und wurden mit demselben Eifer und derselben Sorgfalt geschützt, wie die Volksreligion. Sie waren ja ein ähnliches religiöses und gläubiges Institut, das keineswegs der Staatskirche einen Abbruch that. Wer sich in ihre mystischen Geheimnisse einweihen liess, fiel darum nicht von dem rechten Glauben ab, sondern fasste ihn in anderer Weise auf, als die grosse Masse des Volkes.

Die vornehmsten Priesterämter dieses Kultus waren im Besitze der alten eleusinischen Geschlechter der Eumolpiden und Keryken.

Die hauptsächlichsten Beamten bei den Mysterien waren der Oberpriester (Hierophant), welcher die liturgischen Funktionen bei der Feier zu verrichten hatte, der Fackelträger (Daduchos), der Herold (Hierokeryx), welchem die Pflicht oblag, die versammelte Gemeinde zur Andacht aufzufordern, die Gebetsformeln vorzusprechen, bei den heiligen Opferhandlungen zu ministrieren u. s. w., und der Altar- oder Opferpriester (Epibomios).

Ausser diesen hohen Kultusbeamten stand im Dienste der Mysterien noch eine stattliche Zahl von Ministranten, Musikern, Sängern, die bei den festlichen Umzügen nicht zu entbehren waren.

Die eigentlichen Angelegenheiten des Geheimdienstes wurden von dem Priesterkollegium besorgt. Die Fabel, auf welche die Eleusinien zurückzuführen sind, ist die schon erwähnte mythische Erzählung von dem Raube der Persephone. Die Göttin stellt die Pflanzenwelt dar, welche bei dem Eintritt der rauhen Jahreszeit verwelkt und verdorrt. Der Umstand, dass die Geraubte dann im Sommer bei der Mutter, d. h. auf der Oberwelt, im Winter in der Unterwelt weilt, symbolisiert die Fruchtbarkeit des Bodens und sogleich die Idee der Auferstehung des Menschen, dessen Leib, gleich dem Samenkorn, dem Schoss der mütterlichen Erde anvertraut wird. Die Vereinigung Persephones mit Jakchos bezieht sich auf die Vereinigung der Menschheit mit der Gottheit und bezeichnet das Ziel der Mysterien. Der Hauptinhalt aber, anknüpfend an die Thatsache des Wiedererblühens der Pflanzenwelt in der goldenen Frühlingszeit, war ohne Zweifel wohl die erhabene Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit.

Wer zu den Mysterien zugelassen werden wollte, musste zu diesem Zwecke die Vermittlung eines bereits eingeweihten athenischen Bürgers in Anspruch nehmen, welcher die Anmeldung des Kandidaten den Kultbeamten zur Prüfung und Entscheidung zu übergeben hatte. Erklärte sich das Kollegium für die Aufnahme, so wurde ihm der Novize vorgestellt. Alsdann unterwies der Vermittler, der Mystagoge, diesen in allen von den Kandidaten zu beobachtenden Vorschriften und Ordensregeln.

Zugelassen zu dem Geheimdienste wurden nur Hellenen. Nur in einzelnen Fällen wurde besonders verdienten und ausgezeichneten Fremden die Aufnahme gewährt, jedoch auch dann nicht früher, als bis ihnen das athenische Bürgerrecht verliehen war.

Die Zulassung war aber unbedingt allen versagt, welche eine Blutschuld oder eine andere schwere Versündigung auf sich geladen hatten.

Die eleusinischen Mysterien bestanden aus zwei Festen, welche zwar zeitlich getrennt waren, inhaltlich jedoch in engem Zusammenhange standen.

Zu der Zeit, da in Griechenland die Natur aus ihrem winterlichen Schlafe zu neuem Leben erwacht, im Monat Februar, wurden die kleinen Mysterien festlich begangen. Ihnen folgte dann im September, nachdem die Ernte eingebracht war, die Feier der grossen Mysterien. Jene galten hauptsächlich der Persephone und dem Jakchos und fanden in Athen im Tempel der Demeter und Kore statt. Sie waren eine Vorbereitung für die grossen, zu denen keiner zugelassen wurde, der nicht in jene eingeweiht war. Die Eingeweihten hiessen Mysten; sie wurden Schauende (Epopten), wenn sie auch in die Hauptmysterien eingeführt waren.

Die Feier derselben begann um die Mitte des Sep-

tember. Am ersten Tage mussten sich alle Mysten, die an dem bevorstehenden Feste teilnehmen wollten, in Athen versammeln und anmelden. In einer herkömmlichen Formel sprachen Hierophant und Daduchos die Ausschliessung aller Uneingeweihten und Barbaren aus. Hierauf erging an die Mysten die Aufforderung, an das Gestade des brandenden Meeres zu eilen, um in der heiligen Salzflut die zur würdigen Festfeier vorbereitende Reinigung anzustellen. Die nächsten Tage nach den Reinigungen waren ohne Zweifel mit lärmenden Umzügen, fröhlichen Gelagen, feierlichen Opfern in den Tempeln der drei Mysteriengötter ausgefüllt.

So kam der 20. September heran. An diesem Tage begaben sich die Mysten, festlich geschmückt und mit blühenden Myrten bekränzt, in grosser Prozession auf der heiligen Strasse von Athen nach Eleusis, um hier die Hauptfeier zu begehen. Dem Zuge schritten Priester voran mit dem Bilde des Jakchos. Eine unabsehbare Menschenmenge begleitete die Prozession, füllte die Feststrasse an, die etwa zwei Meilen Weges betrug, und trieb allerlei lose Scherze. An den zahlreichen Heiligtümern am Wege machte der Zug der Mysten halt und vollzog gewisse Festgebräuche. Erst gegen Abend traf er in Eleusis ein, wo alsbald das Jakchosbild in den Tempel der Demeter und Kore gebracht wurde.

Die nächste Zeit war teils fröhlicher und ausgelassener Lust gewidmet, teils wurde sie mit andächtiger Sammlung und feierlichem Ernst verbracht. Nur die letzten Tage des etwa zwei Wochen währenden Festes gehörten ausschliesslich den eigentlichen Mysterien.

Zu ihnen hatten, wie gesagt, nur die Mysten Zutritt, die sich von den Uneingeweihten nicht blos durch den Myrtenkranz, sondern auch durch bunte Fäden, um den rechten Arm

und den linken Fuss geschlungen, unterschieden. Als Erkennungszeichen diente ihnen ferner die geheime Formel: „Ich fastete, ich trank den Kykeon, nahm aus der Kiste, ich kostete, ich legte in den Korb und aus dem Korbe in die Kiste". Darnach scheinen, zur Erinnerung an das herbe Leid der Demeter, welche, die geliebte Tochter suchend, nicht Trank noch Speise genoss, die Mysten sich einem strengen Fasten unterzogen zu haben. Mit Anbruch der Nacht genossen sie den heiligen Trank des Kykeon, ein Gemisch aus Mehl, gewürztem Wasser, Honig, Wein etc. Bei dem Trinken desselben wurde eine symbolische Handlung vollzogen. Aus einer Kiste wurde Speise genommen, davon gekostet und der Rest in einen Korb, aus diesem dann wieder in die Kiste zurückgelegt. Über die eigentliche Bedeutung dieses sinnbildlichen Gebrauches sind wir nicht unterrichtet.

In den abgeschlossenen Räumen des Tempels ging nun die Hauptfeier vor sich. Es öffnete sich die geheimnisvolle Welt der für die Einführung in die Mysterien und die Übung derselben bestimmten Säle und Gänge. Erwartungsvoll, klopfenden Herzens harrten die Gläubigen der kommenden Dinge. Heimliche Dämmerung, ein von wundersamen Lichtströmen durchkreuztes Halbdunkel von geheimnisvoller Wirkung umfing sie, und feierliche Stille herrschte im ganzen Heiligtum. Der Atem war beengt durch die süsse Flut des Wohlgeruchs, welcher die weiten Hallen durchwallte. Der nach dem Geheimnisvollen dürstende Sinn fühlte sich beunruhigt durch die Fülle magischer, mystischer, nie gesehener Zeichen, Figuren und Gestalten. Da senkte sich pötzlich ein gewaltiger Vorhang und stürzte in sich zusammen, der bisher das Allerheiligste verhüllt. Taghelles, blendendes Licht strahlte von ihm aus. Im Vordergrunde standen die Priester in ihrem bedeutungsvollen

Schmuck, aus dem Hintergrunde ertönten die rythmischen Chöre der Sänger und Musiker, durchzitterten und durchsausten alle Räume des Tempels. Der Hierophant trat hervor, zeigte den Andächtigen die heiligen Dinge: alte Götterbilder, teure Reliquien, und offenbarte, was über ihre Bedeutung den Eingeweihten zu wissen vergönnt war. Nachdem die Lieder zur Verherrlichung der Götter, ihrer Macht und Segengaben verklungen, folgten nachahmende Darstellungen, lebende Bilder, dramatische Aufführungen, durch welche in lebendiger Vergegenwärtigung vor die Augen trat, was in den heiligen Sagen von den Thaten und Leiden der Götter überliefert war: der Raub der Persephone und ihre Rückkehr aus dem dunklen Reiche der Schatten auf die sonnige Oberwelt.

Die Scene war von zahlreichen Wundererscheinungen begleitet: seltsame Töne, himmlische Stimmen liessen sich hören, es folgte ein rascher Wechsel von Licht und Finsterniss. — Mit stockendem Atem, von frommem Schauder ergriffen, entzückt, und dennoch stumm vor andächtiger Scheu blickten die Mysten auf die sich vor ihnen abspielenden Vorgänge, ein die Sinne fesselndes, die Seele mächtig ergreifendes Schauspiel.

Den Schluss der Mysterienfeier bildete ein Ritus von symbolischer Bedeutung. Zwei thönerne Gefässe von kreiselförmiger Gestalt wurden mit einer, uns unbekannten, Flüssigkeit angefüllt, das eine in der Richtung nach Morgen, das andere nach Westen unter Hersagen mystischer Formeln ausgegossen.

Hierauf kehrten die Mysten in festlicher Prozession nach Athen zurück, und die Feier war beendet. —

Unter den Athenern gab es wenige, die nicht eingeweiht waren. Wer es in jungen Jahren versäumt hatte, holte dies in höherem Alter nach, um der mannigfachen

Segnungen teilhaftig zu werden, auf welche die Eingeweihten auch nach dem Tode zu hoffen haben sollten, und um deren willen die Mysten nicht blos von der ungebildeten und abergläubischen Masse, sondern auch von Männern, wie Pindar, Sophokles, Isokrates, Diodor, gerühmt wurden. Lässt doch auch Plutarch den ernsten Sophokles in bezug auf die Eleusinien sagen: „O dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen geschaut haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen; für sie allein ist Leben in der Unterwelt, für die andern eitel Not und Drangsal“.

Die Mysterien scheinen demnach die Hoffnung auf ein jenseitiges Dasein gestärkt, eine Vergeltung nach dem Tode verheissen und lindernden Trost in den Leiden und Widerwärtigkeiten des Lebens gewährt zu haben. Wenn es auch fest steht, dass bei der Feier keine Lehre in dogmatischer Form vorgetragen wurde, so mochte doch „durch die vorgeschriebenen Reinigungen und Weihen wohl auch an die Bedingung sittlicher Reinigung erinnert, und durch die Gebete und Gesänge sowie durch die Darstellungen der heiligen Geschichten die Vorstellung erweckt werden, dass mit dem gegenwärtigen Dasein das Leben nicht abgeschlossen sei, und dass nach dem Tode jeden ein Loos erwarte, wie er es durch sein Verhalten verdient habe“.

Ob indess die Mysterien die offenbar erstrebte sittlich-religiöse Wirkung bei der grossen Menge der Eingeweihten erzielt haben, dürfte stark zu bezweifeln sein. Vielmehr ist anzunehmen, dass der ungebildete Haufe sie lediglich als wohlfeiles Gnadenmittel betrachtete. Durch die mechanische Erfüllung der vorgeschriebenen Äusserlichkeiten wähnte er, sich einen begründeten Anspruch auf die göttliche Gnade erworben zu haben, während er die inneren Bedingungen, die Reinheit der Sinne und des Herzens, aus dem natürlichen Mangel an tieferer Auf-

fassungsgabe verschmähte oder unbeachtet liess, — eine Erscheinung, welche auch das religiöse Leben unserer Tage nur allzu häufig offenbart.

Auf der anderen Seite konnten die Eleusinien solchen Gemütern, die ein religiöses Bedürfnis und fromme Gesinnung mitbrachten, nichts bieten, was sie nicht ohnehin schon gehabt hätten. Die Symbole, welche vorgezeigt, die Mythen, welche vorgetragen oder dargestellt wurden, waren ihrer grobsinnlichen Art wegen kaum geeignet, um „als würdige und entsprechende Einkleidung höherer religiöser Ideen“ zu dienen. Zahlreichen denkenden Köpfen mochte überdies die sinnbildliche Darstellung der religiösen Ideen weit eher eine romantisch ausgeschmückte und entstellte Geschichte vergötterter Menschen aus fabelhafter Vorzeit sein, wie namentlich eine Äusserung Ciceros in einem Gespräche mit Atticus und zahlreiche Stellen der christlichen Apologeten unzweifelhaft darthun.

Wie dem nun auch sein mochte, die eleusinischen Mysterien bewahrten ihren Ruf und ihr Ansehen lange Zeit. Selbst vornehme Römer verschmähten es nicht, wahrscheinlich von eitler Neugier getrieben, sich einweihen zu lassen. Sogar die Kaiser Octavian, Hadrian und Marc Aurel nahmen an der Feier teil. Erst das vordringende Christentum machte, wie allen geheimnisvollen Feiern des Altertums, auch den heiligen Eleusinien, diesem letzten grossen Bollwerk des antiken Heidentums, ein Ende. —

b. Die Mysterien von Samothrake.

Nach den Eleusinien nahmen die auf der Insel Samothrake im ägäischen Meere gefeierten Geheimkulte die bedeutendste Stelle im Altertum ein.

Herodot, der sie zuerst von allen antiken Schriftstellern erwähnt, nennt sie „Orgien der Kabiren“. Welche Bewandt-

nis es aber mit den „Kabiren“ hat, erfahren wir weder von ihm, noch von anderen klassischen Autoren. Nahe liegt die Annahme, dass die schweifenden Phöniker, welche sich schon im frühesten Altertum auf den griechischen Inseln niedergelassen und dorthin asiatische Kulte verpflanzt haben, auch den Kult der Kabiren auf Samothrake gestiftet haben. Der Name „Kabiren“ („Kabirim“) würde demnach, weil semitischen Ursprunges, etwa die Grossen oder die Mächtigen bedeuten.

An der Spitze des phönikischen Götterkreises der „Kabirim“ standen der Sonnengott Melkart und die Mondgöttin Aschera-Astarte. Diesen Sonnengott, in welchem die wohlthätige und die verderbliche Macht des Himmels vereinigt scheinen, welcher in der Finsternis und im Lichte weilt, welcher die entweichende Mondgöttin Astarte verfolgt, bis er sie im fernen Westen erreicht und sich mit ihr vermählt, worauf sich die verderbenbringende Göttin in die milde und lebenspendende Aschera umwandelt, — verglichen die Hellenen auf Samothrake mit ihrem Hermes, dem freundlichen Geleiter der abgeschiedenen Seelen. Das Verschwinden der Mondgöttin nun, welche sie Harmonia nannten, ihr Wiederfinden und Hinaufführen aus der Unterwelt durch Melkart-Hermes, die heilige Hochzeit beider Gottheiten, aus welcher neues Leben und Gedeihen entspringt, bildeten den Mittelpunkt der samothrakischen Mysterien.

Da aber der wandernde Sonnengott und die wandernde Mondgöttin den Phönikern besonders als mächtige Beschützer der Reisenden und Seefahrer galten, so erblickten die Griechen in den Kabiren auch die Gestalten ihrer Dioskuren, welche die stürmisch wogende Meeresflut beruhigten, dem bedrängten Schiffer hilfreich zur Seite standen.

Der Kult, ursprünglich also wahrscheinlich eine Art

Gestirndienst, soweit man nach den spärlichen Überlieferungen zu urteilen vermag, blieb bestehen, auch nachdem die Phöniker von den aus dem Thale des Peneios und aus Böotien geflüchteten Hellenen verdrängt waren, wurde von den Ankömmlingen angenommen und fortgesetzt und behielt zu allen Zeiten seine Anhänger.

Während er aber früher öffentlich gefeiert wurde, hüllte er sich in der hellenischen Zeit in undurchdringliches Dunkel und wurde zunächst nur von wenigen Gläubigen in geheimnisvoller Verborgenheit begangen. Allmählig aber erlangten die samothrakischen Mysterien aus unbekannten Ursachen den Ruf besonderer Heiligkeit und segensreicher Wirkungen, weshalb die Zahl ihrer Anhänger, namentlich im 5. Jahrhundert, im beständigen Zunehmen begriffen war. Nicht nur wagemutige Seefahrer, die sich des göttlichen Schutzes auf ihren weiten Fahrten und einer glücklichen Heimkehr versichern wollten, liessen sich einweihen, sondern auch zahlreiche andere Hellenen suchten die Aufnahme in den heiligen Mysterienbund nach. Ihnen lag daran, dort tröstliche Aussichten für das zukünftige Leben zu gewinnen, insbesondere aber die frohe Verheissung einer frühzeitigen Rückkehr aus dem unheimlichen Todesgebiete zu erlangen. — Man ersieht hieraus, dass die Priester des geheimen Kabirenkultes beflissen waren, ihre Mysterien so zu gestalten, dass sie auch den kühnsten Erwartungen der Eingeweihten zu entsprechen im stande wären.

Wie bei den Eleusinien, gingen auch der Einweihung in die samothrakischen Mysterien sorgfältige Reinigungen voraus, ein Verfahren, bei welchem Feuer und Räucherungen eine bedeutsame Rolle spielten. Auch hören wir, dass den Suchenden eine Art Beichte abgefordert wurde.

Eingeweiht wurden Männer, Weiber und Kinder; doch

blieb diesen ohne Zweifel die völlige Enthüllung der Mysterien vorenthalten. Die Eingeweihten, die sich auch hier in zwei Grade, in die Mysten und Epopten, schieden, erhielten einen Ölzweig und wurden mit einer purpurfarbenen Binde geschmückt, die sie um den Leib legten und die den Ordensbrüdern als Erkennungszeichen diente, die aber auch zugleich als untrügliches Schutzmittel in allen Gefahren, namentlich zur See, angesehen wurde. —

Geheimorden der Kabiren bestanden, ausser auf Samothrake, zu Amphissa in Lokris, auf Lemnos und Imbros, zu Pergamon und in Makedonien. —

c. Die Isismysterien.

Der lebhafte Verkehr, welchen die Hellenen mit dem alt-ehrwürdigen Pharaonenlande pflegten, blieb, wie wir oben bereits erwähnt, nicht ohne Einwirkung auf die Entwicklung der griechischen Kultur. Die Wissenschaften, ihnen voran Philosophie und Theologie, schöpften aus dem reichen Borne der am Nil seit Jahrhunderten aufgestapelten Weisheit manche Ideen, die in der Folge, fruchtbar sich entwickelnd, das geistige Leben der hellenischen Nation wesentlich gefördert haben.

Und da es in dem Wesen der griechischen Religion lag, sich gegenüber fremdländischen Kulten nicht starr ablehnend zu verhalten, vielmehr ihnen freundlich und in freimütiger Duldsamkeit zu begegnen, ihnen sogar im eigenen Lande eine Heimstätte zu gewähren, so darf es auch nicht Wunder nehmen, dass der ägyptische Isiskult in Griechenland schnellen Eingang fand, zumal die mächtige Herrin Isis, gleich der Demeter, am Nil als die liebevolle Spenderin der kostbaren Nährfrucht verehrt wurde, als die erhabene Stifterin der Ehe, als die mächtige Erhalterin des Staats.

Ihr zu Ehren wurden in Hellas nicht nur öffentliche Feiern veranstaltet, sondern auch Mysterien geweiht.

Alljährlich, im Frühling und Herbste, wurden zwei Volksfeste gefeiert. Doch durfte die Mehrzahl der Festteilnehmer nur die äusseren Tempelhallen betreten; der Zutritt in das Innere des Isisheiligtums war denen vorbehalten, welche die Göttin selbst durch eine Traumoffenbarung dazu ausersehen hatte. Selbstverständlich hatten zuvörderst die Priester darüber zu entscheiden, ob die Berufung als eine wirkliche, von der Göttin herrührende, anzuerkennen sei. Fiel die Prüfung günstig aus, so erfolgte eine feierliche Weihe der Novizen, die durch diese in den enggeschlossenen Bund der ausgewählten Isisdiener aufgenommen wurden. Diese rühmten sich ihrer göttlichen Herrin besonders ergeben zu sein und in näherer Beziehung zu ihr zu stehen, als die grosse Schar ihrer sonstigen Verehrer.

Der Aufnahme ging ein Bad voran. Alsdann wurde der Neophit zum Tempel geleitet, wo ihm eine Belehrung über sein Verhalten in der Vorbereitungszeit erteilt wurde. Diese währte zehn Tage. Der Kandidat war gehalten, dem Genusse von Fleisch, Bohnen, Zwiebeln und Wein zu entsagen. Am Abend des letzten Tages führte ihn der Weihepriester in das Allerheiligste. Aus den heiligen Büchern verkündete er ihm hier, was nur dem Eingeweihten zu sehen und zu hören vergönnt war.

Über den Weiheakt selbst erfahren wir einiges aus einer Notiz bei Apulejus, dem bekannten Rhetor und Satyriker (geb. 130 n. Chr.) und Verfasser des Romans „Amor und Psyche", des nach Herder zartesten und vielseitigsten, der je erdacht worden. Nachdem Apulejus in Athen studiert, machte er mehrere Reisen und liess sich in verschiedene Mysterienkulte, so auch in die Isisgemeinschaft

einweihen. Als Mitglied derselben berichtet er über seine Aufnahme, soweit er dazu, ohne sich eines Frevels schuldig zu machen, im stande war: „Ich betrat das Gebiet des Todes, überschritt die Schwelle der Proserpina, wurde durch alle Elemente hindurchgeführt. Um Mitternacht erblickte ich die Sonne im hellsten Glanze; ich sah die Götter des Himmels und der Unterwelt gegenwärtig und betete sie in nächster Nähe an. Am Morgen musste ich, bekleidet mit einem kostbaren Mantel, der mit fabelhaften Tiergestalten bunt verziert war, in der Rechten eine brennende Fackel haltend, eine Bühne besteigen, die vor dem Bilde der Göttin errichtet war. Alsbald fiel ein Vorhang, und ich wurde den versammelten Ordensbrüdern sichtbar. Hierauf folgte ein festliches Mahl, und am dritten Tage schloss eine ähnliche Feier sowie ein frommes Frühmahl das Ganze".

Hiernach zu urteilen, entsprach der geheimnisvolle Inhalt der Isismysterien grösstenteils dem der Eleusinien. Während dort Demeter, Proserpina und Jakchos verehrt wurden, feierte man hier Isis und Osiris. Jene war den Geweihten die auf Erden, im Himmel und in der Unterwelt herrschende, über Leben und Tod gebietende, nach Verdienst lohnende und strafende Gottheit. Wer sich ihrem Dienste geweiht hatte und zu diesem Zwecke in die engere Ordensgemeinschaft der Mysten aufgenommen war, war verpflichtet, die in der Prüfungszeit vorgeschriebene asketische Lebensweise auch für die Zukunft zu beobachten, sich ausserdem der Tonsur zu bedienen und nur leinene Kleidung zu tragen.

Für die, übrigens ziemlich kostspielige, Aufnahme wurden anscheinend hohe Gebühren erhoben, so dass nur wenige Auserwählte des Hochgrades teilhaftig werden konnten. Auch mochte es immerhin vorkommen, dass gerade

die Aufnahme in die höheren Isisweihen mit Vorliebe von den gebildeten Geistern nachgesucht wurde. „Ihr religiöses Bedürfnis fand in den, durch die anthropomorphische Poesie und Kunst der tieferen Bedeutung entleerten Kulten keine Befriedigung mehr; es sehnte sich daher nach sinnvolleren Formen und entsprechenderen Bildern, unter denen das göttliche Wesen in seiner Einheit und Vielheit vergegenwärtigt würde“.

Für die grosse Menge des Volkes bestand ein niederer Grad der Isisweihen. Modernen Predigermönchen gleich, zogen Isispriester im Lande umher und boten ihre Weihungen, Ablass und Segen für ein geringes Entgelt öffentlich feil.

Wie die Eleusinien, behaupteten sich die Isismysterien lange Zeit. Auch sie bildeten eine letzte Zufluchtsstätte der heidnischen Religion, welche sich dort gegen das siegreiche Christentum zu behaupten suchte.

In Rom war der Isisdienst zu Sullas Zeiten aufgekommen, hatte grossen Anklang gefunden und erreichte in der Kaiserzeit mit seinen geheimen, nicht selten zu sinnlicher Lust missbrauchten Weihen eine ungewöhnliche Blüte. —

d. Die Dionysien, die dionysischen Religionsvereine und die römischen Bachanalien.

Der letzte bedeutende Zweig der hellenischen Religion war der Dionysoskult, der Dienst jener Gottheit, die wir bereits als Vertreter des vegetabilischen Wachstums, des Weinbaues, des Hirtenlebens, der geselligen Fröhlichkeit und der ausgelassenen Lust kennen gelernt.

Die Hellenen empfingen den offenbar aus dem Orient*)

*) Vergl. I. Döllinger: Heidentum und Judentum. Vorhalle zur Geschichte des Christentums. Regensburg; 1857. —

stammenden Dionysos und seinen Dienst von den benachbarten Thrakern und nationalisierten ihn, indem sie ihn mit einer ihrem Genius entsprechenden Mythe und Genealogie ausstatteten.

Im Kultus dieses Gottes offenbarten sich die mannigfaltigen Gefühle, Empfindungen und Stimmungen, die der regelmässige Wechsel des Naturlebens in der empfänglichen Seele des Menschen hervorruft: heitere Freude und fröhliche Lust, wann die fruchttragende Erde in duftenden Blüten und herrlichen Früchten prangt; stille Wehmut und klagende Trauer bei dem herbstlichen Hinwelken der Pflanzenwelt, bei den düsteren Erscheinungen des Todes. Beide Gefühle, innig vereint mit dem ausschweifenden Orgiasmus und den mystischen Gebräuchen des orientalischen Naturdienstes, zeitigten dann jene schwärmerisch-ekstatische Stimmung, die sich in den wilden Mänadenfesten kund gab.

Überall, wo die Rebe gedieh und der Obstbaum blühte, fand der rauschende Dionysosdienst begeisterte Aufnahme und gab Veranlassung zur Stiftung zahlreicher bedeutsamer Feste.

Um die Mitte des Monats Februar, da die Erde von neuem sich mit frischem Grün zu bedecken anfing, begingen die Bewohner Attikas das grosse, beziehungsvolle Trinkfest der Anthesterien. Bekränzte Zecher feierten bei schallender Musik und unter fröhlichen Gesängen und symbolischen Gebräuchen Persephones Auferstehung und ihre Wiedervereinigung mit dem durch die verderbliche Macht des Winters getöteten Gotte. Am dritten und letzten Festtage wurde von den Frauen Athens eine feierliche Opferprozession nach dem Dionysostempel, dem Lenäon, veranstaltet und dabei unter geheimen Zeremonien die Gemahlin des ersten Staatsbeamten, des Archon-Basileus, dem Gotte vermählt, ein seltsamer Brauch, durch welchen

man den attischen Ölbäumen und Weinreben den gnädigen Schutz des Gottes zu sichern glaubte. Zugleich deutete man das neue Jahr durch Bekränzung dreijähriger Knaben an.

Im Monat März folgten dann die städtischen oder grossen Dionysien, jenes glänzende Frühlingsfest der athenischen Bürger, an welchem der heitere Gott der üppigen Naturfülle als Befreier von der Not des Winters gefeiert wurde.

Prunkvolle Aufzüge, mit glänzendem Aufwand in Szene gesetzt, bewegten sich durch die Strassen; der leidenschaftliche, stürmisch bewegte Festgesang des Dithyrambos erschallte, und jubelnde Chöre, mit Weinlaub und Epheukränzen geschmückt und in den seltsamsten Verkleidungen, anmutige Jungfrauen mit Körben voll Blumen und jungen Früchten, von lustigen Maskengestalten umringt, geleiteten das alte hölzerne Bild des Gottes aus dem Lenäon nach einem kleinen Tempel auf dem Kerameikos.

Die ungewöhnliche Pracht, welche bei diesem Feste entfaltet wurde, lockte die Landbewohner aus den attischen Gauen in dichten Scharen nach Athen und führte zahlreiche Fremde dorthin. Mit der zunehmenden Bildung immer reicher und kunstvoller gestaltet, verdankt ihm das köstliche Kunstwerk des hellenischen Dramas, die „vollendetste künstlerische Erscheinungsform der antiken Weltanschauung", seine Entstehung und wunderbare Entwickelung. —

Einen ganz anderen Charakter aber hatten die Trieterien oder Mänadenfeste, die nach allen zwei Mittwintern einmal stattfanden und ausschliesslich von Frauen begangen wurden. An sie knüpft sich eine tiefere, aber zugleich auch leidenschaftlichere Auffassung des Dionysosdienstes.

Unter den lärmenden Klängen einer wilden Musik

versetzten sich die Teilnehmerinnen, des süssen Weines voll, in enthusiastische Raserei und Wildheit, Zustände, welche der unmittelbaren Wirkung des Gottes zugeschrieben wurden, die im Grunde jedoch nur die vollkommen sittliche Verirrung einer religiös aufgeregten Gesellschaft kund thun.

Die Orgien wurden zur Nachtzeit auf einsamen Bergeshöhen bei düsterem Fackelschein begangen. In Rehkalbfelle gehüllt, und mit dem epheu- und weinlaubumrankten Thyrsosstabe bewaffnet, schwärmten die Mänaden umher, brachten geheime Opfer dar, tranken, tanzten, jubelten, tobten und zerrissen, wie die griechischen Mythen lehren, alles, was dem Gotte Widerstand leistete und nicht mit ihm rasen wollte: so den als mysteriöses Symbol des Gottes angesehenen und zum Opfer bestimmten Stier, dessen Fleisch roh verzehrt wurde. Diese Handlung sollte den Tod des Zagreus, d. i. des Dionysos, versinnbildlichen, welcher in der Gestalt eines Stieres auf Anstiften der eifersüchtigen Hera von den Titanen zerrissen worden war, weil Zeus, der Göttervater, ihn zu seinem Nachfolger bestimmt und auf den Himmelsthron gesetzt hatte. Dann rasten die tollen Weiber umher, um den toten und verlorenen Gott zu suchen. Da man ihn aber nicht aufzufinden vermochte, so tröstete man sich durch die frohe Hoffnung, dass der alles belebende Frühling auch den Gesuchten wieder zurückführen werde. Man gewinnt eine Vorstellung von der bestialischen Wildheit dieser Gesellschaft, wenn man die Erzählungen der griechischen Heldensage sich vergegenwärtigt, nach denen der fabelhafte Orpheus und der thebanische König Pentheus von den rasenden Mänaden zerfleischt wurden, jener, weil er nach dem Tode seiner geliebten Eurydike der Frauenliebe abhold war, dieser, weil er die nächtliche Feier unbefugterweise belauscht hatte.

In dieser rohen Form wurde die geheime Feier indess nur in wenigen griechischen Gauen begangen, wie auf dem schneebedeckten Gipfel des Parnassos bei Delphi, wo sich nicht selten auch Athenerinnen einfanden, um in heiliger Raserei umherzuschweifen. Dagegen fand vielfach, so namentlich in Attika, in der verhängnisvollen Zeit des peloponnesischen Krieges ein geheimer Dionysoskultus in der Gestalt von Religionsvereinen Eingang.

Es waren dies geschlossene Gesellschaften mit eigentümlichen Gebräuchen und Lehren. Ihre Mitglieder enthielten sich der Fleischspeisen und bedienten sich besonderer Sühngebräuche und heiliger Schriften. Auch religiöse Schwärmerei und sinnliche Ausschweifungen, so oft und so gern verbunden und in ihrer Verbindung so leicht und so masslos jede natürliche und gesetzliche Schranke durchbrechend, fehlten nicht und bildeten schliesslich den hauptsächlichsten Inhalt ihres Thuns und Sinnens.

Die dionysischen Vereine waren krankhafte Erscheinungen im Volksleben, wie sie die entsetzlichen Gräuel und Schrecken eines Bürgerkrieges nur zu leicht hervorrufen. Die Neigung zur Askese war eine natürliche Wirkung der in Hellas beginnenden sittlichen Auflösung und Zügellosigkeit. Dieselbe sittliche Schwäche, welche die Verschuldung herbeiführte, wähnte, sich durch nichtige Äusserlichkeiten von der Schuld befreien zu können oder lebte des traurigen Wahnes, durch geistige und leibliche Verirrungen und Ausschweifungen sich am leichtesten über die unerträglichen Widerwärtigkeiten eines jammervollen Daseins hinwegzuführen.

Unter solchen Umständen und nicht zuletzt wegen ihrer verführerischen Mysterienform fanden die dionysischen Verbindungen grossen Anklang in Griechenland und verbreiteten sich hauptsächlich im Zeitalter Alexanders d. Gr. —

Allmählig gelangte der bakchische Kultus mit allen seinen schlimmen Auswüchsen auch nach Italien, wo der scheinbar gänzlich in Verfall geratene Götterglaube jede fremde Form der Götterverehrung begierig ergriff, wo zahlreiche Gläubige gerade in einer wüsten Häufung der verschiedenartigsten Religionen und Kulte das Heil ihres geängstigten Gemüts suchten.

Der mystische Hang der Zeit nach inniger Vereinigung mit dem Göttlichen fand, wie im Isiskulte, so auch im Bakchosdienste die vollste Befriedigung und zeitigte in Rom die berüchtigten Bakchanalien*), ein Gemisch der wild orgiastischen und mysteriösen Bakchosfeier. Der Hain der Stimula, in der Nähe der ewigen Stadt gelegen, war der Mittelpunkt, wo sich die Teilnehmer zur nächtlichen Feier versammelten. Die Aufnahme in die Bakchosmysterien geschah nach zehntägiger Kasteiung und vorhergegangenen Waschungen und wurde nur Frauen gewährt.

Mit der zunehmenden Entartung der hauptstädtischen Bevölkerung trat das sittlich-religiöse Element des Dionysoskultus mehr und mehr in den Hintergrund, bis schliesslich die zügelloseste Ausschweifung zur Herrschaft gelangte. Die geheimen Bakchosfeste wurden jetzt zu schamlosen Orgien, bei welchen den schändlichsten Lastern gefröhnt wurde, zumal seitdem eine Priesterin, natürlich auf göttliche Weisung, erlaubt hatte, fortan auch Männer in den Bund aufzunehmen. Zwar blieben die Mysterien äusserlich noch mit dem vorgeschriebenem umständlichen, inhaltsleeren Zeremonienkram umgeben; aber der gedankenlos auferlegten und widerwillig befolgten, äusserlichen

---

*) Vergl. Th. Mommsen: Römische Geschichte. II. Bd. Berlin; 1881. L. Friedländer: Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms. III. Teil. Leipzig; 1890. —

Enthaltsamkeit folgten bald die fürchterlichsten Unmässigkeiten.

Die heiligen Schandthaten wurden bei den verkommenen Römern so beliebt, dass die Zahl der Eingeweihten eine unglaubliche Höhe erreichte. Damit mehrten sich aber auch die empörendsten Laster und die schändlichsten Verbrechen der zuchtlosen Bande in erschreckendem Masse, und ungezählt ist der unglücklichen Opfer bedauernswerte Schar, welche von dieser, bis ins innerste Mark zerfressenen, vertierten Gesellschaft kalten Blutes hingemordet worden sind, oder, was noch schlimmer ist, moralisch und physisch zu Grunde gerichtet, langsam dahinsiechten. Es kam zu förmlichen Verschwörungen gegen die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung und die öffentliche Sittlichkeit. Durch die Anzeige einer vornehmen Römerin, deren Verlobter auf den Rat seines Stiefvaters, der das Vermögen jenes verprasst und nun die gerichtliche Bestrafung fürchtete, in die Mysterien eingeweiht werden sollte, um so am sichersten und schnellsten unschädlich gemacht zu werden, erhielt die überraschte Staatsbehörde i. J. 186 v. Chr. Kenntnis von dem ungeheuren Abgrunde, an dem die damalige Kulturwelt stand und in welchen sie jeden Augenblick unrettbar versinken musste. Der lethargische Senat raffte sich zu energischem Handeln auf. Gegen 7000 Personen wurden in kriminelle Untersuchung gezogen und grösstenteils zum Tode verurteilt. Ein Senatsbeschluss hob alle Mysterien auf. Aber die Zeiten des heldischen Bürgersinnes, der rauhen „virtus" waren dahin, und bald blühte, besonders in der zügellosen Kaiserzeit, die ganze Ruchlosigkeit des Bakchoskultus ungestört wieder auf. —

e. Der Orden der Pythagoräer.*)

Die Mysterien, die wir bisher betrachtet, sind ausschliesslich aus dem hellenischen Götterdienste hervorgegangen. Ohne reale Zwecke und greifbare Ziele zu verfolgen, ohne praktisch in das Leben der Nation einzugreifen, haben sie auch nennenswerte Erfolge nicht zu erringen vermocht.

Ganz anders aber verhält es sich mit dem Orden der Pythagoräer. In ihm begegnen wir zum ersten Male einer Vereinigung, die, ohne Mitwirkung der Kirche in's Leben gerufen, sich an das Gegebene anschliesst, auf diesen Grundlagen weiterbaut und ein oberstes Gesetz für die Fülle der Erscheinungen aufzufinden sucht, die sich nicht nur um die Förderung der Wissenschaft in hohem Masse verdient gemacht, sondern auch einen ausgedehnten Kreis Gleichgesinnter auf eine hohe Stufe geläuterter Sittlichkeit geführt hat.

Der Stifter dieses ethisch-politischen und zugleich philosophisch-religiösen Bundes war Pythagoras, ein Mann

---

*) Vergl. H. Ritter: Gesch. der Pythagor. Philosophie. Hamburg; 1826. — E. Reinhold: Beiträge zur Erläuterung der Pythagor. Metaphysik. Jena; 1827. — A. Gladisch: Die alten Schinesen und die Pythagoräer. Posen; 1841. — L. Strümpell: Die Gesch. der theoret. Philosophie der Griechen. Leipzig; 1854. — F. D. Gerlach: Zaleukos. Charondas. Pythagoras. Zur Kulturgesch. von Grossgriechenland. Basel; 1858. — Röth: Gesch. der abendländ. Philosophie. II. Bd. Heidelberg; 1862. — Schaarschmidt: Die angebliche Schriftstellerei des Philolaos. Bonn; 1864. — F. Ueberweg: Grundriss der Gesch. der Philos. des Altertums. Berlin; 1865. — Rothenbücher: Das System der Pythagoräer. Berlin; 1867. — Chaignet: Pythagore et la philosophie pythagorienne. Paris; 1873. — E. Zeller: Die Philosophie der Griechen. I. Bd. Leipzig; 1876. — A. Schwegler: Gesch. der griech. Philosophie (Herausgeg. von K. Köstlin.) Freiburg i. Br. u. Tübingen; 1882. —.

von klugem, erfinderischem Geiste, tiefem Wissen, glühender Phantasie, strenger, charaktervoller Sittlichkeit.

Sein Leben ist in mythisches und mystisches Dunkel gehüllt. Allein unter den zahllosen falschen und apokryphischen Angaben, welche über den ausgezeichneten Mann im Umlauf waren, finden sich auch einige wichtige und gut bezeugte Thatsachen.

Nachdem Pythagoras, geb. um 580 v. Chr. auf der Insel Samos, schon in der Heimat sich durch Mathematik, Geometrie und Musik gebildet hatte, soll er, der damaligen Sitte gemäss, seine Kenntnisse auf längeren Reisen nach Asien, Indien und Gallien zu den dortigen Druiden*) zu bereichern gesucht haben. Fest steht indess nur, dass er längere Zeit in Ägypten geweilt. Aus dem Nillande, wo er in die ägyptische Priestergemeinschaft aufgenommen und in ihre umfassende Weisheit und geheimen Gebräuche eingeweiht worden war, kehrte er, mit wesentlich neuen Anschauungen bereichert und mit besseren, namentlich astronomischen, Kenntnissen ausgerüstet, nach Samos, damals der glänzende Mittelpunkt für die gegenseitigen internationalenBerührungen, zurück, um hier in energischem und tiefsinnigem Streben für die Verwirklichung seiner reformatorischen, eine neue Zeit anstrebenden Ideen zu arbeiten.

Allein in Samos war seines Bleibens nicht. Die Zwingherrschaft des despotischen Polykrates, schonungslos jede freie Regung des Geistes im Keime erstickend und einem Philosophen von dem Schlage des Pythagoras mit begreiflichem Misstrauen begegnend, verleidete ihm den Aufenthalt in der schönen Heimat. So siedelte denn der Heros der alten Philosophie im Alter von 50 Jahren nach

*) „Es gewährt eine weite Aussicht“, sagt Leopold von Ranke, „wenn man behauptet, dass die Lehre der Druiden in Gallien mit der pythagoräischen zusammenhänge.“

der achäischen Kolonie Kroton in Unteritalien über, einer der ersten und glücklichsten Städte des hellenischen Namens. Hier unter einer freien, für höhere geistige Güter empfänglichen Bevölkerung erwarb sich Pythagoras durch seine Lebensweisheit, welche, geheimnisvoll und grossartig, allem widersprach, was man bisher für wahr gehalten, durch die erstaunliche Vielseitigkeit seines Wissens, welche selbst Andersgesinnte widerstrebend anerkennen mussten, durch seinen ernsten, sittlichen Wandel, durch das Bedeutsame seiner äusseren priesterlichen Erscheinung bald zahlreiche Anhänger und Freunde.

Wie die ionische Philosophie, so hatte auch Pythagoras seinen Wissenstrieb auf die Erforschung der Natur und des Universums gerichtet. Aber statt in das Innere des grossen Weltgeheimnisses einzudringen, es klar zu legen, umspann er die Welt mit dem „symbolischen Netze“ einer merkwürdigen Zahlen- und Raumlehre.

In den einfachen Zahlen, die allen Figuren und Körpern zu Grunde liegen, fand er das Gesetz, welches die Verhältnisse und Formen der Dinge beherrschte, welches die Einheit in der Mannigfaltigkeit begreifen liess. Sie boten sich ihm dar als eine Art von magischem Schlüssel zu physischen wie moralischen Erscheinungen. Den Punkt setzte er der Einheit gleich, weil er unteilbar, die gerade Linie der 2, weil sie durch zwei Punkte bestimmt wird; die durch mindestens drei gerade Linien begrenzte Fläche der 3, den Körper der 4, da der einfachste regelmässige Körper durch 4 Flächen begrenzt wird.

Aber nicht nur die Figuren und Formen, sondern auch die körperlichen Dinge erschienen der mathematischen Anschauung des Pythagoras in der unvergänglichen Gestalt von Zahlen. So sollten die Bestandteile des Wassers auf die Form des Zwanzigecks, die Bestandteile des Feuers auf die der

Pyramide, die der Luft auf die Form des Achteckes zurückgehen.

Die wunderbare Macht der Zahlen beherrschte ferner die Töne; sie lag den geheimnisvollen Wirkungen der Musik zu Grunde. Pythagoras fand, dass die harmonische Intervalle auf Zahlenverhältnisse zurückginge. Er setzte das Verhältnis des Grundtons zur Oktave wie 1 zu 2, zur Quinte wie 2 zu 3, zur Quarte wie 3 zu 4 fest. Somit waren es die Zahlen, welche in den Tönen vernommen wurden; die Zahlen tönten.

Indem Pythagoras das Verhältnis der Töne nach Zahlen bestimmte, schien ihm diese Entdeckung das dunkle Geheimnis des Daseins zu erschliessen. So konstruierte er das ganze Universum nach Zahlenverhältnissen. Überall erkannte er sie als die Regel und die ordnende Seele. Und in dem Streben, überall harmonische Verhältnisse nachzuweisen, wagte sich sein kühner Geist an die schwierigsten wissenschaftlichen Probleme und stellte ein neues System des Weltgebäudes auf: die Erde sei eine Kugel, nicht eine tafelförmige Fläche oder ein walzenförmiger Körper, wie Thales und Anaximandros vor ihm gelehrt, auch bilde nicht sie den Mittelpunkt des Weltganzen, sondern das Zentralfeuer, welches von ihr und allen Planeten in ewiger Ordnung umkreist werde. — Damit war die erste Möglichkeit geboten, von unserer Erde überhaupt eine richtige Vorstellung zu gewinnen. Sein Versuch freilich, die Entfernung der Himmelskörper von einander zu bestimmen, ist als ein unfruchtbares Spiel anzusehen, seine Vorstellung von der Sphärenharmonie als ein willkürliches Phantasiebild. —

Nach pythagoräischer Auffassung war es also die Zahl, welche die Gestalt, die Ordnung und das Gesetz jedes Dinges bestimmte. Das Gesetz einer Erscheinung

aber ist ihr Wesen. Die Zahlen bedeuten somit das Wesen der Dinge. Indem sie aber das Wesen, die Seele der Dinge ausmachen, sind sie die Dinge selbst. So wurde der Satz: „Alles ist Zahl“ die Grundlehre des pythagoräischen Systems. Und wie das Universum eine grosse Harmonie, so ist die Welt und jedes einzelne Ding in ihr Harmonie. Der Satz: „Alles ist Zahl“ erweiterte sich daher dem Philosophen dahin: „Alles ist Zahl und Harmonie.“

Über die Naturbetrachtung hinaus schritt Pythagoras zur Psychologie und Ethik fort. Wie alles Bestehende allein durch Zahl und Harmonie erhalten wird, so sind auch der menschliche Geist und die sittliche Welt dem gleichen Gesetz unterworfen; auch hier ist alles Zahl und Harmonie. Daraus folgt als ethische Aufgabe der Menschen, die stürmischen Triebe und Leidenschaften durch die überlegende Vernunft und Einsicht zu beherrschen, die unversöhnten Gegensätze der Seele durch ruhige Harmonie auszugleichen. Diese Harmonie, welche zu erlangen unabweisliche Pflicht jedes Menschen ist, muss dann auch im Verkehr mit andern, in der Ehe, in der Freundschaft, im Staate hergestellt werden.

Den Schwerpunkt der pythagoräischen Ethik bildete das Schicksal der Seele nach dem Tode. Die Seele ist nach der Auffassung des Weisen zur Strafe an den Körper gebunden. Ist sie aber durch den Tod von ihm befreit, so kehrt sie in ihre Heimat, zum körperlosen Dasein der übersinnlichen Welt zurück. In diese höhere Welt der Ordnung und Harmonie kann sie indess nur eingehen, wenn sie selbst harmonisch geordnet ist. Eine unharmonische, befleckte Seele findet in dem Reiche des ewigen Einklanges, wo der Gott des reinen Lichtes, Apollon, herrscht, keine Stätte, sondern muss zu neuer Wanderung

durch Menschen- und Tierleiber auf die Erde zurückkehren, bis sie durch solchen Läuterungsprozess zu vollkommener Reinheit, zu schöner Harmonie gelangt ist, — ein Dogma, das Pythagoras unzweifelhaft von den ägyptischen Priestern entlehnt hat.

Als unentbehrliche Mittel, die Seele zur Rückkehr in den Kosmos würdig vorzubereiten, galten dem Philosophen ähnliche Enthaltungs- und Reinigungsgesetze, Kulthandlungen, religiöse Gebräuche und Zeremonien, wie den orientalischen Religionen. Er folgte aber hierbei nur dem überlieferten Volksglauben und dem religiösen Herkommen. Wie er sich denn überhaupt der herrschenden Volksreligion nicht entgegenstellte, sondern sie nur nach seinen Anschauungen umbildete und namentlich die Einheit des Göttlichen stärker hervorhob. Daher war Apollon, der Gott des reinen Lichtes, des reinen Lebens und der ewigen Harmonie, die höchste und einzige Himmelsmacht, die er mit lauterer Gesinnung verehrte. Gerade der weihevolle Dienst dieses Gottes musste dem Menschen vollendete Reinheit und seiner Seele den letzten Eingang in das unsichtbare Reich des Lichtes, der Ordnung und der Harmonie gewähren.

So kam Pythagoras dazu, die uralten Reinheitsvorschriften aus dem Apollon-Kultus zu übernehmen und dieselben zu vermehren, indem er ein System von besonderen Riten und Weihen erfand, welche wesentlich in Waschungen und Sühnungen bestanden. —

Als Verkündiger ungewöhnlicher Lehren, eines neuen Gottesdienstes und eines neuen Lebens, als ein Eingeweihter in die himmlischen Geheimnisse trat Pythagoras in Kroton auf. Als Ideal schwebte ihm vor Augen, das althellenische Volksleben in seiner einfachen, edlen Lauterkeit wiederherzustellen.

Seine Lehre machte er durch Wort und Beispiel geltend. Sein Gewand war von glänzender Wolle. Seine Nahrung waren Honig, Brot und Gemüse. Niemals soll er Wein getrunken haben, so lange die Sonne am Himmel stand. Stets sah man ihn ruhig und gelassen, ohne Lachen, ohne Weinen, ohne Klagen, ohne Heftigkeit. Allen, welche sich zu ihm bekannten, stellte er die besten Hoffnungen für das Leben nach dem Tode in Aussicht.

So verstand er es, in Kurzem die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen. Der Ruf seiner hehren Weisheit drang durch alle Lande und führte ihm viele Schüler zu. Mit ihnen bildete er in Kroton den pythagoräischen Orden, der mit seinen festgeschlossenen Formen das geeignetste Werkzeug für die Verwirklichung der weitreichenden Pläne des genialen Stifters war. Die Mitglieder des Bundes sollten durch jene religiösen Weihen, durch sittliche Vorschriften und durch gewisse symbolische Gebräuche „zur Reinheit des Lebens und zur Achtung aller sittlichen Ordnungen“ erzogen worden.

Der Orden bestand vermutlich aus zwei Graden: den Esoterikern, welche die geheimen Weihen empfangen hatten und die ganze, volle Wahrheit schauten, — ihre Zahl war auf dreihundert beschränkt — und den Exoterikern.

Diese bildeten eine äussere Klasse und hielten sich so lange zum Orden, bis sie würdig befunden wurden, durch die feierliche Weihe in die engere Genossenschaft aufgenommen zu werden.

Der Einweihung der Novizen ging eine strenge Prüfung ihres Lebens und Charakters voran. Sie waren zum schweigenden Gehorsam verpflichtet, zur unbedingten Unterwerfung unter die Autorität der gefeierten Ordenslehre, zur gänzlichen geistigen Hingebung an den Meister, zur

inneren Sammlung, zur asketischen Übung und strengen Selbstprüfung.

In der stillen, klösterlichen Abgeschiedenheit eines eigenen Lehrgebäudes, unberührt von dem wogenden Gewühle der sie umgebenden ruhelosen Welt, führten die Esoteriker eine streng geregelte Lebensweise. Gemeinschaftlich unterzogen sie sich Leibes- und Geistesübungen, gemeinschaftlich nahmen sie ihre einfachen Mahlzeiten ein, die des Fleisches und des Weines entbehrten, gemeinschaftlich verrichteten sie auch die feierlichen Kulthandlungen. Sie erkannten sich an geheimen symbolischen Sprüchen und Zeichen und an einer besonderen leinenen Kleidung. Unwürdige Mitglieder wurden auf entehrende Weise ausgestossen.

Ihren Meister verehrten die Ordensbrüder mit schwärmerischer, ehrfurchtsvoller Liebe. Die Versicherung: „Er hat es gesagt!“ galt als untrügliches Zeugnis der Wahrheit.

Von gleicher aufrichtiger Tugendliebe, wie dieser, beseelt, bildeten die Pythagoräer eine einmütige Genossenschaft, innerhalb welcher jeder Bruder „wie die Säule eines dorischen Tempels nur als Glied des Ganzen wirkungsschwere Bedeutung hatte“.

Das tiefsinnige Streben der Pythagoräer, ihr eigentliches Lebensziel war, wie gesagt, darauf gerichtet, „die Ordnung zu fördern und der Unordnung zu wehren“, das Leben des Einzelnen in Harmonie zu setzen mit dem Leben der Gesamtheit. Demgemäss pflegten sie vor allen Dingen die Mathematik und die Musik, Künste, deren anregende, erhebende, läuternde Kraft vorzugsweise geeignet schien, der menschlichen Seele jene harmonische Stimmung zu verleihen, die sie als die höchste Aufgabe der Menschen betrachteten. Und damit auch der Körper seine elastische Spannkraft bewahrte und gesund bliebe, widmeten sie

sich mit hingebendem Eifer ermüdenden gymnastischen Übungen und bildeten durch sorgfältige Beobachtung der Natur die praktische Heilkunde aus.

Dabei waren sie immerdar bedacht, der Pflichtenlehre, den Sittengeboten und Lebensregeln des Bundes nachzuleben, treu, liebevoll, ernst, wie es in den rätselhaften und symbolischen Andeutungen der „goldenen Sprüche“ des Meisters weislich vorgeschrieben war. Alle menschlichen und bürgerlichen Tugenden: staunenswerte Glaubensstärke, überzeugungsvolle Frömmigkeit gegen die Götter, ehrerbietige Dankbarkeit gegen Eltern und Wohlthäter, freudiger Gehorsam gegen die staatlichen Gesetze, wahrhaftige unerschütterliche Treue in der Ehe und in der Freundschaft, versöhnende Milde und Sanftmut, gleichwägende Gerechtigkeit und strenge Wahrhaftigkeit — wurden nicht bloss gelehrt, sondern auch thatsächlich geübt. Durch mannhafte Überwindung der Leidenschaften, durch weise Mässigung und Selbstbeschränkung haben die Pythagoräer den würdigsten Ausdruck einer ungetrübten Seelenharmonie erstrebt und in dem beseligenden Gefühl dieser Gemütsverfassung Glück und Zufriedenheit gefunden.

Dem Orden gehörten die edelsten und angesehensten Männer aller Städte Grossgriechenlands an. Es ist demnach begreiflich, dass er allmählich, vielleicht völlig unbeabsichtigt, zu einer angesehenen politischen Machtstellung gelangte und auf das öffentliche Leben einen tiefgehenden Einfluss gewann. In den Ratsversammlungen gaben die Pythagoräer durch ihre feste, geschlossene Haltung, ihre hingebende Anhänglichkeit gegen einander gewöhnlich den Ausschlag.

Der Orden, anfangs ausschliesslich ein religiös-sittliches Institut, gestaltete sich auf diese Weise zu einem

politischen Verein*) um, dessen ehrgeizige Mitglieder eine entschieden ausgesprochene Parteistellung einnahmen. Diese wurde dazu benutzt, das Staatswesen nach pythagoräischen Grundsätzen umzuformen. Die alte Geschlechterherrschaft wurde beseitigt, die kühn andringende Demokratie niedergehalten und beide Staatseinrichtungen durch das überlegene Regiment des Geistes und der Intelligenz ersetzt.

Dadurch aber zog sich der Bund von allen Seiten heftige Feindschaft und grimmigen Hass zu. Insbesondere wurde er der rührigen, von starkem Selbstbewusstsein erfüllten Volkspartei verhasst, seitdem die Brüderschaft einen prunkenden Dünkel kund zu thun begonnen hatte. Stolz auf ihre höhere Bildung, die ihnen die menschlichen und überirdischen Dinge in ganz anderem Lichte erscheinen liess, als der törichte Volksglaube sie sich dachte, pochend auf ihre Weihen, ihre Tugenden, in vornehmer Abgeschlossenheit, verschmähten sie es, „mit der befangenen Menge auf der allgemeinen Heerstrasse zu wandeln", und forderten sie zum offenen Widerspruch heraus durch ihre geheimnisvolle Zeichen- und Bildersprache.

Bei solcher Gesinnung musste früher oder später eine Katastrophe eintreten. Der lang verhaltene Grimm entlud sich zuerst in Kroton. Als dem missachteten Volke nach der Zerstörung des demokratischen Sybaris (500 v. Chr.) der wohlverdiente Lohn seiner Anstrengungen und Mühen vorenthalten wurde, brach ein furchtbarer Aufstand los. In rasender Wut fiel der städtische Pöbel über die verhassten Pytha-

---

*) Politische Klubs — Hetärien — mit geschworenen Mitgliedern, unter der einen oder der anderen Gestalt, waren eine beständige Erscheinung in den hellenischen Städten. — Vergl. Büttner: Gesch. der politischen Hetärien in Athen. Leipzig; 1840. — Rospatt: Die politischen Parteien Griechenlands. Trier; 1844. — Wachsmuth: Gesch. der politischen Parteien im Altertum. Leipzig; 1853. —

goräer her. Ihr schmuckes Ordenshaus wurde gestürmt und verbrannt, die versammelten Brüder grösstenteils niedergemacht. Ähnliche Auftritte erfolgten in den andern achäischen Gemeinden. Überall wurden die Brüder verfolgt und ermordet und die glänzenden Stätten ihrer langjährigen Wirksamkeit vom heimischen Boden vertilgt.

Unter den Wenigen, welche dem schrecklichen Gemetzel in Kroton entronnen waren, befand sich auch der gefeierte Weise. Wohlbehalten gelangte er nach Metapontum. Hier verschied er im hohen Alter um das Jahr 500 — in Wahrheit ein Heiland der Westhellenen. —

Seine Lehre lebte in seinen Schülern und Anhängern fort, und wurde, namentlich in Tarent, von ihnen weiter ausgebildet. Die bedeutsamen Ergebnisse ihrer naturwissenschaftlichen Forschungen, die, zweckmässig behandelt, dem frommen Schwindel im Altertum, bei der mangelhaften Einsicht in die physikalischen Gesetze, vortreffliche Handhaben darboten, der mystische Zug und Hang des menschlichen Herzens nach dem Geheimnisvollen, Wunderbaren, Unbegreiflichen liessen den Pythagoräismus nimmer untergehen.

Zwar wurde er im Laufe der nächsten Jahrhunderte mehr und mehr durch andere philosophische Systeme verdrängt, doch entfaltete er sich zu neuer Blüte in jener Zeit, da die überbildete, an allen Genüssen übersättigte Menschheit jedes höheren Lebenszweckes entbehrte, da „Unglaube und Aberglaube, verschiedene Farbenbrechungen desselben geschichtlichen Phänomens, Hand in Hand gingen und es nicht an Individuen fehlte, welche sie beide in sich vereinigten, mit Epikuros die Götter leugneten und doch vor jeder Kapelle beteten und opferten“, da das gequälte Herz nach Erlösung aus den schweren Banden der philosophischen Schulphrasen schmachtete und den lästigen Fesseln der

abgestorbenen Volksreligion, da inmitten der allgemeinen Erschlaffung und des Sinnentaumels sich das lebhafte Bedürfnis eines inneren Lebens fühlbar machte und schwache Naturen antrieb, in unklarer Mystik und verschrobenem Wahnglauben einen Halt zu suchen, und sie verzweiflungsvoll in die geheimen griechischen und orientalischen Mysterien und Religionsweihen stürzte, welche den schwachen Menschensinn mit trügerischen Vorstellungen von übernatürlichen Wunder- und Zauberkünsten, von magischer Wahrsagerei und Hellseherei u. s. w. umstrickten. Und als dann philosophische Schwärmer und Sektenstifter dem sehnsuchtsvollen Verlangen nach dem Wunderbaren mit dem glänzenden Namen eines Pythagoras entgegen kamen, der selbst in Roms Sagengeschichte*) verflochten und droben auf dem hochragenden Kapitol im kunstvollen Standbilde zu schauen war, da erwarb ihnen die tiefwurzelnde überlieferte Verehrung für den heiligen Mann gläubige Anhänger und Bekenner in bunter Menge.

Dem Kreise dieser magischen Gaukler und Hellseher gehörte auch der pythagoräische Weltverbesserer **Apollonius****) aus der kleinasiatischen Stadt Tyana an.

Er lebte von 3—96 n. Chr. Die romanhafte Darstellung seines Lebens und Wirkens fällt indessen erst in das dritte Jahrhundert.

---

*) Die römische Volkssage hatte den frommen König Numa, den verklärten Friedensfürsten und Religionsstifter, das hehre Musterbild aller Tugenden, trotz der augenfälligen Widersprüche in der Chronologie — er regierte angeblich von 715—673 — zum Schüler des samischen Weltweisen gemacht.

**) Vergl. Ch. Baur: Apollonius von Tyana und Christus, oder das Verhältnis des Pythagoräismus zum Christentum. Tübingen; 1832. — Newmann: Life of Apollonius. London; 1849. — C. H. Pettersch: Apollonius von Tyana, der Heiden-Heiland. Berlin; 1879.

Das junge Christentum, in seiner grandiosen Einfachheit und schlichten Erhabenheit still und unaufhaltsam vorschreitend, war im Begriff, die antike Welt zu zertrümmern. Erschütternd wirkte der kraftvolle, siegesfrohe Ton der christlichen Publizisten und Apologeten und zwang die Schriftsteller des hinwelkenden Heidentums, ihre letzten Kräfte anzustrengen, um die tiefgesunkene Staatsreligion vor dem sicheren Untergang zu retten.

Damals schrieb der Sophist Flavius Philostratus, ein vielseitig unterrichteter Mann, im Auftrage der Kaiserin Julia Domna, der schönen und feingebildeten Gemahlin des Septimius Severus, die Geschichte des phantastisch idealisierten „Heiligen der hellenischen Welt".

Apollonius erscheint hier als ein vollendeter Weise, als ein gottbegeisterter Lehrer und Wohlthäter der unglücklichen Menschheit. Die menschlichen und übersinnlichen Dinge sind seiner tiefsinnigen Erkenntnis erschlossen; infolge göttlicher Anregung verrichtet er die ungewöhnlichsten Wunderthaten, so dass er als ein höheres Wesen zu betrachten ist, eine Auffassung, die durch sein geheimnisvolles Lebensende noch bestärkt wurde.

Wandte sich auch augenscheinlich das glänzende, historisch aber wertlose Werk des Philostratus nicht direkt gegen das Christentum, sondern diente vielmehr der ruhmlosen Verherrlichung der pythagoräischen Philosophie in der Person ihres letzten grossen Lehrers und der heilsamen Läuterung der entarteten Staatskulte, der sittlichen Erhebung der Gemüter, so war doch eine Vergleichung des Apollonius mit Christus immerhin natürlich und lag so nahe, dass er schon in der furchtbaren Zeit der diokletianischen Verfolgung (303—311) dem Weisen von Nazareth*)

*) In der That erinnert die antike Idealfigur des Apollonius, wie sie Philostratus geschaffen, in zahlreichen Zügen an die ausser-

als heidnisches Ideal eines gottgesandten Messias gegenüber gestellt wurde.

In welchem Verhältnis der historische Apollonius zu dem romantischen Idealbild des Philostratus gestanden, wird kaum sicher zu entscheiden sein. Nur soviel scheint erwiesen, dass der heilige Prophet von Tyana, der die Weisheit der Brahmanen und Ägypter, der Griechen und der Römer in sich vereinigte und, den Grosskophtas des vorigen Jahrhunderts nicht unähnlich, als heilbringender Zauberer, Geister- und Totenbeschwörer, besonders in dem, im religiösen Synkretismus schwärmenden Orient grosses Ansehen erlangt und durch seine würdevolle äussere Erscheinung, seinen unsträflichen Wandel, wie durch seine umfassenden Kenntnisse zahlreiche Schüler gewonnen hat.

Durch die Stiftung eines Geheimbundes nach pythagoräischem Vorbilde suchte er die Menschenwelt ihrer tiefen sittlichen Verkommenheit zu entreissen, indem er wie Pythagoras, „dieser Altmeister idealer und praktischer Religionsphilosophie," ehrliche Selbsterkenntnis, Gerechtig-

---

ordentliche Gestalt des Stifters der christlichen Religion: Er ist eines Gottes Sohn; er besitzt die übernatürliche Kraft, Zeichen und Wunder zu thun und in der Zukunft verborgenes Reich zu schauen; er heilt Kranke und Besessene und erweckt in Rom die verstorbene Tochter eines Konsularen. Von Jüngern umgeben, zieht er umher und wird auf Grund der verräterischen Beschuldigung eines seiner Schüler angeklagt. Und wie Christus seine Mission dahin auffasste, dass er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen, so galt Apollonius nicht als Religionsstifter, sondern als religiös-sittlicher Reformator des Heidentums, ohne dass er freilich im stande gewesen wäre, den vielfach erweiterten und entstellten Glaubenskreis der Pythagoräer in ähnlicher Weise zu verklären, wie Jesus von Nazareth die Jahvereligion. — Vergl. A. Chassang: Le merveilleux dans l'antiquité Apollonius de Tyane, sa vie, ses voyages, ses prodiges etc. Paris; 1864.

keit und Menschenliebe lehrte und übte. Dabei war er ein mutiger Verfechter der Freiheit und der natürlichen Menschenrechte gegenüber dem grausamen Despotismus der Cäsaren.

Aber trotz der Bedeutsamkeit seiner persönlichen Erscheinung hat Apollonius keinen so überwältigenden Eindruck auf die damalige Generation hervorgebracht, wie ehedem sein grosser Vorgänger. Das Heidentum, bereits in den letzten Zügen liegend, besass nicht mehr die Kraft, sich zu einer wahrhaften Wiedergeburt emporzuarbeiten.

f) Die Orphiker und die Orpheotelesten.*)

Nach der Auflösung des Pythagoräischen Bundes in Unteritalien fanden die vertriebenen Pythagoräer einen Zufluchtsort im eigentlichen Hellas, wo sie sich dem geheimen Bunde der Orphiker anschlossen, der, wie angeblich auch die eleusinischen Mysterien, seinen Ursprung auf den fabelhaften Orpheus zurückführte.

Orpheus war ursprünglich die symbolische Bezeichnung für das blühende Naturleben, dessen rascher Hingang in religiösen Hymnengesängen betrauert ward. Der in den Gesängen Beklagte ward dann selbst in der Vorstellung der Menschen ein vielgefeierter Sänger. Was er gesungen, erfahren wir freilich nicht; aber die Macht seiner wunderbaren Weisen war so gross, dass sie selbst die starre Natur belebte und zum Entzücken hinriss und die unerbittlichen Totengötter versöhnte.

In späterer Zeit erscheint Orpheus wesentlich als der

---

*) Vergl. G. H. Bode: De Orpheo. Göttingen; 1824. — Fr. Schoell: Gesch. der griechischen Litteratur. I. Bd. Berlin; 1828. — G. H. Bode: Gesch. der epischen Dichtkunst der Hellenen. I. Bd. Leipzig; 1838. — E. Gerhard: Über Orpheus und die Orphiker. (In: Abhandl. der Berliner Akademie; 1861.) — R. Nicolai: Griech-

erste Verkünder der religiösen Geheimlehre, als ein Sühn- und Weihepriester. Er galt als der uralte Stifter und das Haupt einer um das Jahr 600 v. Chr. entstandenen mystischen Sekte, der Orphiker.

Diese Sekte schrieb dem Orpheus eine Menge von Sühngebräuchen und Weihungen, allerlei mystische Schriften, Orakel und dergleichen zu. Sie fand auf Anweisung des delphischen Orakels in Athen zur Zeit des Peisistratos (560—527) Eingang, als schwere Seuchen und Missgeschick aller Art Land und Volk heimsuchten und die homerische Götterwelt den Weisen zur Thorheit, der frommen Andacht aber ungenügend geworden war.

An der Spitze der Orphiker stand damals der athenische Dichter Onomakritos. Er gehörte zu den Gelehrten, welche im Auftrage des Peisistratos die homerischen Gesänge ordneten. Er sammelte und fälschte neben den oft mutwilligen Göttersagen des Epos auch altertümliche Orakel, Geheimlehren, Weihen und Hymnen, welche unter Orpheus' und Musäos' Namen im Umlauf waren, und ist demnach wahrscheinlich als der eigentliche Schöpfer der orphischen Poesie, Theologie und Mystik anzusehen.*)

Auf den Geheimkult der Demeter und des Dionysos-

Litteraturgesch. 3 Bde. Magdeburg; 1873—78. — G. Bernhardy: Grundriss der griech. Litteratur. I. Tl. Halle; 1876.

Nach K. Sittl (Gesch. der Griech. Litteratur. I. Tl. München; 1884) ist Orpheus „ein indogermanischer Sängerheros, das Ideal eines Sängers, wie es der halb kindlichen Phantasie eines schlichten Volkes vorschwebt.“ Er vergleicht ihn mit dem sangesfrohen Horant im Gudrunliede und dem zauberkundigen Wäinämoinen, dem Repräsentanten der finnischen Volkspoesie.

*) Vergl. Eichhof: De Onomacrito. Elberfeld; 1840. — Als O. bei Fälschung eines Orakels und Interpolationen des Homer und Musäos ertappt worden war, wurde er aus Athen vertrieben und begab sich im Verein mit den Peisistratiden an den Hof des Perserkönigs Xerxes, den er durch Mitteilung von alten verheissungsvollen Prophezeiungen zum Feldzuge gegen Hellas ansporute.

Zagreus gestützt, lehrte der kluge, reflektierende, den Fragen der Spekulation eifrig zugewandte Geist den sündhaften Ursprung der menschlichen Natur und erklärte das mystische Band zwischen der Seele und dem Leibe. Nach ihm befindet sich die menschliche Seele zur Strafe in dem Körper wie in einem Kerker, in welchem sie die alte Schuld ihres Ursprunges abzubüssen habe. Aus diesem leidensvollen Zustande könne sie nur durch die Weihen und Sühnungen des orphischen Geheimbundes wieder zur ewigen Seligkeit gelangen. — „So war an die Stelle der heitern Freude am sinnlichen Leben ein tiefes Gefühl von dem Elend des menschlichen Daseins und seine schwärmerische Sehnsucht nach einem seligen Zustande getreten."

Die orphischen Mysterien haben mit den Eleusinien manches gemein gehabt. Den Eingeweihten war das Studium der orphischen Schriften, eine strenge Askese und die fleissige Beobachtung mystischer Ordensregeln nach dem Vorbilde der ägyptischen Priesterschaft und des pythagoräischen Bundes vorgeschrieben. Sie bildeten eine enggeschlossene Korporation und sicherten sich dadurch zeitweise eine angesehene Machtstellung im Staatsleben. Bald aber traten krankhafte Auswüchse des orphischen Wesens in den Vordergrund.

Manche Orphiker benutzten ihre Kenntnis der Weihen und der Sagen von Orpheus als Verfasser von Beschwörungsformeln für Krankheit und Zauberei zu offenkundigen Gaukeleien und Schwindeleien.

Mit dem geheiligten Zauber des Mythos und der Vorzeit umgeben, zogen sie als Bettelpriester, Orpheotelesten genannt, im Lande umher und zeigten orphische Weihvorschriften vor, nach deren Anweisung sie Opfer verrichteten und der gläubigen Dummheit vorschwatzten, sie seien im stande, durch diese Opfer und durch kindische

Lustbarkeiten zeitliche und ewige Reinigungen von Sünden zu gewähren und durch die Mitteilung ihrer Weihen dem Menschen ewiges Heil zu verschaffen. Auch legten sie sich die Macht bei, mittels ihrer mysteriösen Bannformeln die Götter ihrem Willen geneigt zu machen und erforderlichenfalls allen Feinden grossen Schaden zuzufügen. — Es bestätigte sich auch damals, wie zu allen Zeiten, der traurige Erfahrungssatz, dass die gedankenlosen Massen gerade der Lüge und dem Wahn mit lautem Jubelschall huldigen, wofern diese nur mit berechnender Frechheit zu Werke gehen.

Der Glaube an die neue Natur, welche die Orpheotelesten verleihen zu können vorgaben, die düstere Zauberkraft ihrer Gebräuche, sowie die sichere Aussicht auf Belohnungen nach dem Tode zogen zahlreiche Weihlustige an. Umsomehr griff der schändliche Missbrauch um sich und der pfäffische Unfug der orpheotelestischen Entsündigungsanstalt fand so sehr den Beifall der lüsternen Gemüter, dass selbst das delphische Orakel der überhandnehmenden Reinigungssucht nicht mehr zu steuern vermochte.

Allein ihr Schicksal war erfüllt. Alle Denkenden und Bessergesinnten, wie z. B. Demosthenes, der als junger Mann eingeweiht worden war, sagten sich los von dem wüsten Gaukelspiel und enthüllten rücksichtslos den ganzen heiligen Unsinn der beliebten Weihen und das schamlose Treiben des räuberischen orpheotelestischen Pfaffengesindels und Gaunertums. —

VI. Die Kelten.

1. Land und Volk.*)

Die grosse keltische Nation, ein Zweig des indogermanischen Sprachstammes, hatte sich als selbständiges Volk im Dunkel der Urzeit von den verwandten Germanen und Slaven losgelöst und, von diesen verdrängt, sich vornehmlich über die reichen Flussthäler und das anmutige Hügelland des heutigen Frankreichs mit Einschluss der westlichen Striche Deutschlands und der Schweiz ergossen, um 2000 v. Chr. das Gestade des westlichen Weltmeeres erreicht und vielleicht schon damals das meerumflossene Britannien und Irland besetzt.

Gallien mit seiner milden und üppigen Natur war das Hauptland ihrer Macht. Von hier gingen, infolge Übervölkerung, kriegerische Wanderzüge aus, der Schrecken der zivilisierten Nationen des Altertums, drangen bis zum Po, in die Berge Kastiliens und Kärntens und überfluteten Griechenland und das Innere Kleinasiens, wo sie unter fremdartiger Umgebung dauernde

---

*) Wir folgen hier hauptsächlich der klassischen Schilderung der keltischen Eigenart bei Mommsen (Röm. Gesch. Bd. III) und verweisen im übrigen auf: Zeuss: Die Deutschen und ihre Nachbarstämme. München; 1837. — Diefenbach: Celtica. Stuttgart; 1839–41. — B. G. Niebuhr: Vorträge über alte Länder und Völkerkunde. (Herausgegeb. von M. Isler). Berlin; 1853. — A. Thierry: Histoire des Gaulois. 2 Bde. Paris; 1857. — Napoléon: Histoire de Jules César. Paris; 1865 66. — Saint-Brieuc: Études sur les Celtes et les Gaulois. Paris; 1875. — Bertrand: Archéologie celtique et gauloise. Paris; 1876. — Cuno: Vorgesch. Roms. Bd. 1: Die Kelten. Leipzig; 1878. — De Valroger: Les Celtes, la Gaule celtique. Paris; 1879. — A. v. Göler: Cäsars gallischer Krieg. 2. Aufl. Heidelberg; 1880. — F. Dahn: Urgeschichte der germanischen und romanischen Völker. I. u. III. Bd. Berlin; 1881—83.

Wohnsitze fanden und der Landschaft „Galatien“ den Namen gaben.

Ein enger gegenseitiger Verkehr, ein geistiges Gefühl der Gemeinschaft hat die Völkerschaften, wenigstens von der Rhone, dem Rhein und der Themse, zusammengeknüpft.

Das 4. Jahrhundert v. Chr. bezeichnet den Höhepunkt der Entwickelung der keltischen Nation. Gallien war damals wohl bevölkert. Die Getreidekultur war ziemlich verbreitet, worauf schon die uralte keltische Sitte, aus Gerstensaft Bier zu bereiten, deutlich hinweist. Doch fand am Ackerbau der freie Kelte kein Gefallen; vielmehr sagte ihm das unstete Hirtenleben zu. Die Viehzucht stand darum in hoher Blüte, namentlich in den nördlichen keltischen Landschaften. Zahlreiche Herden halbwilder und starker Schweine hausten in den fruchtbaren Fluren des heutigen Flanderns und Lothringens und in den undurchdringlichen Eichenwaldungen, welche im Nordosten von der Nordsee bis zum Rhein sich erstreckten.

Von Haus aus dem Zusammensiedeln geneigt, bewohnten die Kelten zahllose offene Dörfer und eine stattliche Menge geschickt und zweckmässig ummauerter Städte, in der Zeit der Gefahr eine sichere Zufluchtsstätte für Menschen und Vieh. Überall gab es Strassen und Brücken. Fluss- und Seeschiffahrt waren bedeutend. Auf ihren starken Fahrzeugen aus Eichenholz und mit Segel und eisernen Ankerketten wohl versehen, holten die Bewohner der Westküste aus dem stammverwandten Britannien Zinn und andere Erzeugnisse und verfrachteten sie auf den schiffbaren Flüssen nach den Handelsstädten der sonnigen Mittelmeerküste. Die Kelten haben zuerst das Westmeer mit Segelschiffen regelmässig befahren und die Schiffsbau- und Steuermannskunst bemerkenswert ausgebildet — „ein Fort-

schritt, den freilich die sinkende Regsamkeit der alten Welt nicht zu nutzen verstanden hat".

Nicht unwichtig war auch die keltische Industrie, wenngleich sie in den meisten Zweigen sich nicht über das Mass des Gewöhnlichen erhoben hat. Die Kelten waren Meister in geschickter Bearbeitung des Kupfers und der Edelmetalle, von denen die gallischen Bergwerke und die Goldwäschereien an den Alpen- und Pyrenäenströmen bei dem damaligen geringen Wert der Arbeitskraft beträchtliche Schätze zu Tage förderten. Die Verzinnung des Kupfers ist keltische Erfindung. „Technisch vorzügliches Kupfergerät, das in den Gräbern des Keltenlandes zum Vorschein kommt, die sorgfältig justierten arvernischen Goldmünzen sind heute noch lebendige Zeugen der Geschicklichkeit der keltischen Kupfer- und Goldarbeiter."

Dagegen ist in Gallien von bildender Kunst kaum die Rede, während die Poesie, eng verwachsen mit den religiösen und politischen Instituten der Nation, hoch geschätzt war. Auch Naturwissenschaft und Philosophie fanden eine gewisse Pflege und der hellenische Humanismus freudige Anhänger.

Nicht minder bemerkenswerte Erscheinungen bietet die politische Entwicklung der keltischen Nation. „Von der gemeinsamen Mutter mit einer andern Ausstattung versehen, als die italische, hellenische und germanische Schwester, fehlte ihr bei manchen tüchtigen und noch mehr glänzenden Eigenschaften, die tiefe sittliche und staatliche Anlage, auf welche alles Gute und Grosse in der menschlichen Entwickelung sich gründet." Es mangelte den Kelten an ernstem Bürgersinn, festem Regiment, an Eintracht und folgerechtem Streben.

Die staatliche Verfassung ruhte bei ihnen, wie überall, auf dem Geschlechtsgau, welcher, dem kriegerischen Geiste der Nation entsprechend, einen militä-

rischen Charakter hatte. An der Spitze der Gaugenossenschaft stand der erbliche Fürst. Er galt als oberster Heerführer und Richter und besorgte unter Zuziehung des Rates der Ältesten und der Gemeinde der freien, waffenfähigen Männer die öffentlichen Angelegenheiten. Die Stadt hatte, wie im Orient, nur merkantile und strategische, nicht politische Bedeutung.

Nicht lange vor der Invasion Cäsars erlagen die erblichen Fürsten einer ritterlichen Feudalherrschaft. Hervorgegangen zum Teil aus den ehemals fürstlichen Familien, eng zusammengeschlossen durch gemeinsame Interessen, durch Verwandtschaft und Verträge, vereinigten die bevorzugten Geschlechter in ihrer Hand die ökonomische, kriegerische und politische Übermacht. Die alte Landgemeindeordnung blieb zwar bestehen, doch verlor sie ihre politische Bedeutung und sank zu einer leeren Form herab. Nun war der gemeinfreie Mann jeglicher Gewaltthat schutzlos preisgegeben. Um sich die nötige Sicherheit seiner Person und seines Lebens zu verschaffen, sah er keinen anderen Ausweg, als sich unter den Schutz eines der mächtigen Familienhäupter zu begeben und so seine Freiheit zu opfern. Fortan gab es keine selbständigen Bürger und Bauern mehr, welche, ähnlich den gemeinfreien germanischen Bauern, den Staat als normaler Stand trugen. Den Staat bildete die erbliche und reiche Familienaristokratie, die das Land in ungemessenen Latifundien inne hatte und die, gestützt auf ihre reisigen Knechte, in brutalster Weise das gesetzlose Faustrecht handhabten.

Solche Verhältnisse hatten die vollständige politische Zersplitterung der keltischen Nation zur Folge. Trotzdem aber regte sich mächtig in ihr das Gefühl der Einheit. Dahin wirkten, abgesehen von dem religiös-nationalen Bande, mit welchem das Druidentum

ganz Gallien und die britischen Inseln umfasste, namentlich die von Süden und Osten her gegen das Land gerichteten Angriffe. Die minder mächtigen Gaue schlossen sich einem stärkeren an, und nicht selten traten sämtliche Staaten zu gemeinsamer Beratung zusammen und verbanden sich zu gegenseitigem Schutz und Trutz. Allein die Rivalität der mächtigeren Gaue um die Führerschaft liess es nie zu einem festen Haltepunkt politischer Zentralisation kommen, durchbrach vielmehr stets die ohnehin lockere Verbindung und führte schliesslich die gänzliche Vernichtung des Keltenvolkes herbei.

„In dem gewaltigen Wirbel der Weltgeschichte, der alle nicht gleich dem Stahl harten und gleich dem Stahl geschmeidigen Völker unerbittlich zermalmt, konnte eine solche, politisch durch und durch unbrauchbare Nation auf die Länge sich nicht behaupten; billig erlitten die Kelten des Festlandes dasselbe Schicksal von den Römern, das ihre Stammgenossen auf der irischen Insel bis in unsere Tage hinein von den Sachsen erleiden: das Schicksal, als Gährungsstoff künftiger Entwickelung aufzugehen in eine staatlich überlegene Nationalität!"

2) Religion und Kultus der Kelten.*)

Die Religion der Kelten, die, wie die nordischen Völker und die Letten sich nicht, gleich ihren im südlichen Europa ansässigen Bruderstämmen, über die Natur zur geistigen Individualität zu erheben vermochten, war ur-

*) Vergl. Klemm a. a. O. Bd. VIII. — J. Scherr a. a. O. — Henne-Am Rhyn a. a. O. Bd. III. — J. Lippert: Allgem. Gesch. des Priestertums. II. Bd. Berlin; 1884. — H. Preiss: Religionsgeschichte. Gesch. der Entwicklung des religiösen Bewusstseins etc. Leipzig; 1888. —

sprünglich ein roher Naturdienst, in welchem sichtbare Naturdinge, kosmische und atmosphärische Erscheinungen verehrt wurden. Allmählich traten dann Götterwesen als persönlich gedachte Naturkräfte und Urheber dieser Naturerscheinungen in den Kreis der religiösen Andacht ein.

So galt Taran als Gott des Himmels, als Herr des Feuers, als Beherrscher des Blitzes, des Donners, und in dieser Eigenschaft, wie der nordische Thor, als verderblicher, totbringender Kriegsgott. Belen war der wohlthätige Sonnengott. Indem er die Pflanzenwelt erschafft und den Kräutern die heilende Kraft verleiht, ist er zugleich der Repräsentant der Heilkunst. Teutates war der Schutzgeist der Industrie und der Kunstfertigkeit, der Beschützer der Handels- und Verkehrsstrassen, weshalb ihn die Römer mit ihrem Merkur verglichen. Verwandt mit ihm war Ogmios, der freundliche Spender der Beredtsamkeit, der Schrift und der Wissenschaften.

Gegenüber den mehr oder weniger geläuterten Anschauungen der Priesterschaft über den wahren Inhalt der keltischen Religion bestand unter den rohen Massen der bunteste Geister- und Dämonenglaube. Männliche und weibliche Erd-, Wasser- und Waldgeister, Tag- und Nachtgespenster gütigen und boshaften Charakters, Zwerge, Elfen und Feen, „mütterliche Jungfrauen“, welche den Lebens- und Schicksalsfaden der Sterblichen spinnen, — sie alle herrschen über die Länder und Städte, wie über einzelne Menschen.

Der keltische Götterdienst wurde teils im dichten Schatten undurchdringlicher Eichenhaine, teils auf erhabenen Punkten der Landschaft verrichtet, auf runden, offenen Plätzen mit einfachen Steinumschliessungen von roher Massenhaftigkeit, mit aufgerichteten Säulen und Grabhügeln.

Ein berühmter, heiliger Hain, durch keine Axt je verletzt, befand sich unweit Massilia. „Dichtverschlungene Äste sperrten das Sonnenlicht ab, und im kalten Schatten fiel das Wasser aus den Quellen. Da standen blutige Altäre, von Menschenopfern blutbespritzte Bäume bei ungestalteten Baumstrünken, rohen Sinnbildern der Gottheit. Aber nicht diese Bilder erregten das Grausen, sondern die Ahnung der Nähe des Unbekannten. Kein Lüftchen bewegte das Laub, kein Blitz berührte die Bäume, oft aber dröhnte es dumpf aus den Höhlen der erschütterten Erde, liegende Eichenbäume erhoben sich wieder, der Wald leuchtete, ohne zu brennen, und greuliche Drachen wanden sich um die uralten Stämme der Eichen. Die Vögel scheuten sich, auf den Baumzweigen zu sitzen, und das Wild fürchtete sich, in den Höhlen zu ruhen. Das Volk, von heiligem Schauer ergriffen, betrat nur selten diesen Hain und am Hochmittag und um Mitternacht zitterte selbst der Priester hineinzugehen, aus Furcht, den Herrn zu treffen. — Wir sehen in dieser Beschreibung zugleich ein Beispiel, wie die Druiden die Phantasie aufzuregen und den Glauben auf die Angst des Gemüts zu gründen wussten.“ —

Aber auch Quellen, Seen, Felsen und besonders Inseln galten für heilige, den Göttern geweihte, und von ihnen bewohnte Stätten und waren darum Lieblingsplätze keltischer Götterverehrung. So die keltischen Inseln Sena (Sain), Jersey, die britischen Wight, Man, Anglesea mit dem Grabmal des mächtigsten Gottes, der eigentliche Mittelpunkt des Druidentums.

Den wichtigsten Teil des keltischen Religionswesens bildeten der wunderlichste Zauberglaube und die blutige Rohheit eines entarteten Opferdienstes, der Menschenblut als das wirksamste Versöhnungsmittel der Götter forderte.

Gewöhnlich wurden dem Schlachtengott die unglück-

lichen Kriegsgefangenen dargebracht, die massenhaft in riesige Weidengeflechte, denen man Menschengestalt verlieh, gesteckt und verbrannt wurden. Zu Zeiten höchster Bedrängnis und Not erfolgten aussergewöhnliche Opfer. Häufig bestanden sie auch in feierlichen Hinrichtungen der zum Tode verurteilten Verbrecher. Solchen Handlungen wurde eine sühnende Kraft beigemessen, da durch den Tod der Schuldigen der durch ihr Vergehen auf die Gemeinde gebrachte Zorn der Götter besänftigt wurde, und mit ihnen verknüpften die Kelten besondere Gebräuche. Weiss gekleidet und mit Eichenlaub bekränzt, stand der Priester am Altar, in allen seinen Bewegungen dem Laufe der Sonne folgend, deren Genius ihn erfüllte. Der Unglückliche, welchen das schwarze Todeslos getroffen, empfing den tödlichen Streich mit dem Schwerte von hinten. Aus seinem Niederstürzen, seinen Zuckungen, aus dem Fliessen des Blutes erkannte und weissagte der Priester den Willen der Gottheit.

Aber auch aus dem Flug und dem Geschrei der Vögel, aus unerwartet eintretenden, in die Augen fallenden Naturerscheinungen und selbst aus Träumen vermochte die phantasiebegabte Priesterschaft nach Gefallen vieldeutige Zukunftsbilder aufzustellen, und durch drohende oder erfreuliche Verheissungen der Götter die gläubige Gemeinde ihrem autokratischen Willen unterzuordnen.

Ebenso scheint die Beobachtung der Gestirne von ihnen zu abergläubischen Zwecken benutzt worden zu sein. Aus besonderen Anlässen zitierten sie sogar die Geister der grossen Nationalhelden, um deren Rat für sich oder andere einzuholen. —

Schon der römische Kaiser Octavian hatte die Menschenopfer in Gallien und die damit verbundenen barbarischen Schändlichkeiten verboten. Und den späteren Cäsaren muss

man es nachrühmen, dass sie ihrerseits sich kräftig bemüht haben, dem schmählichen Treiben des keltischen Druidentums durch energische Edikte ein Ziel zu setzen. Aber sei es, dass es ihnen an Macht gebrach, um ihren Befehlen den erforderlichen Nachdruck zu verleihen, sei es auch, dass sie es nicht verstanden, das unheimliche Übel an der Wurzel zu treffen — weder sie noch das vordringende Christentum vermochten eine durchgreifende Änderung herbeizuführen.

Und so hat denn der keltische Geisterglaube*), mit seinen grotesken und schauerlichen Gestalten in das Volksleben ausgeströmt, sein zähes Leben behauptet und teilweise in der Bretagne, wo sich die keltische Nation unvermischter erhielt, als anderswo, und in den innern Provinzen Frankreichs und Englands noch das ganze Mittelalter hindurch bis auf unsere Tage sich vererbt. —

---

*) Unverwüstlich ist namentlich der Glaube an die gütigen Feen. Seitdem die Feenwelt in der Sage vom „Lancelot vom See" ihre poetische Beglaubigung erhalten hat, gehören ihre ätherischen Gestalten der romantischen Poesie des christlichen Rittertums an. Wir begegnen hier den berühmten, schönen, ewig jungen Feen Esterelle, Maliure, Melusine, Morgana u. a. — Neuerdings hat die französische Dichterin George Sand (1804—1876) in ihren anmutigen Novellen „Jeanne" und „la petite Fadette" interessante Nachweisungen über das Fortleben des keltischen Geisterglaubens in Frankreich gegeben. „In England erfuhr das Elfenwesen zur fröhlichen Zeit der Königin Bess die reizendste dichterische Ausbildung. Man denke nur an den Elfenspuk in Shakespeare's Sommernachtstraum. In „Romeo und Julia" hat der grosse Dichter auch jenes anmutige Bild der Fee Mab gezeichnet, in welchem das unendlich Niedliche und zugleich neckisch Koboldische dieser luftigen Geschöpfe der Phantasie so hübsch charakterisiert ist." —

Vergl. Walckenaer: Lettres sur les contes des fées. Paris; 1826. — Keightley: Mythologie der Feen und Elfen. Weimar; 1828 (deutsch von Wolff.) — Schreiber: Die Feen in Europa. Freiburg; 1842. — Maury: Les fées du moyen-âge. Paris; 1843.

3. Die Druiden.*)

„Die Religion der Kelten war nicht nur Naturreligion, sondern auch Priesterreligion, sofern sie von einem besonderen Stand, den Druiden, ergriffen, zum Gegenstand priesterlicher Speckulation gemacht und zu einem theologischen System erhoben wurde.“

Die Korporation der Druiden**), welche ganz Gallien und die britischen Inseln mit einem gemeinsamen, religiös-nationalen Bande umfasste, bildete einen festgeschlossenen Orden, aber keine erbliche Priesterkaste. Seine Mitglieder, von allen öffentlichen Lasten, von Steuer und Kriegsdienst befreit, waren nicht nur die Pfleger und Verkünder der heiligen Glaubenslehre, die Kenner der den Göttern wohlgefälligen Kultgebräuche und Ritualhandlungen, sie waren auch Gesetzeskundige, Richter und Ärzte, sowie überhaupt die Vertreter der gesamten geistigen Bildung der Nation und genossen das höchste Ansehen.

Aus diesen Gründen suchten zahlreiche junge Männer, auch die Söhne der mächtigen Adelschaft, die Aufnahme in den Orden nach, der sich so in der Weise der katholischen Hierarchie ergänzte. Die Novizen

---

*) Vergl. Davies: Mythology and rites of the British Druids. London; 1809. — Toland: History of the Druids. Montrose; 1814. — K. Barth: Über die Druiden der Kelten. Erlangen; 1826. (Enthält erschöpfende Angaben über die einschlägige Litteratur.) — Barghou Fort-Rion: Le druidisme au moyen-âge. Paris; 1874.

Nach diesem alten keltischen Priesterorden benennt sich eine im Jahre 1781 in London gegründete, jetzt in Amerika, Australien und Deutschland ziemlich verbreitete geheime Gesellschaft. Wir handeln von ihr ausführlicher an anderer Stelle. —

**) Ob der Name „Druiden“ zurückzuführen ist auf das griechische δρῦς (Eiche), weil der Eichbaum eine hervorragende Bedeutung in der Druidenreligion hatte, oder auf das keltische Dru (Glaube), oder ob er den angeblich altbritischen und noch heute in Wales üblichen Worten Dryw, Derwydd, Dryod (weiser Mann) entspricht, lässt sich nicht mit Sicherheit entscheiden.

mussten die strengste Verschwiegenheit geloben und lebten in stiller Zurückgezogenheit unter den Brüdern. Sie vertauschten ihre weltliche Kleidung mit der Ordenstracht, einem kurzen Unterkleid mit eng zugehenden Ärmeln und einem Mantel, und wurden an einsamen Plätzen in der druidischen Weisheit unterrichtet.

Der Unterricht währte lange Zeit. Oft brachten weniger begabte Schüler zwanzig Jahre dabei zu. Er erstreckte sich auf die priesterliche Schreibkunst, auf Arznei- und Rechtskunde, auf Mathematik, Astronomie, Natur- und positive Religionslehre. Der gnomische Vortrag war ganz für das Gedächtnis und ein esoterisches Wissen berechnet und erfolgte in einer, nur den Eingeweihten verständlichen, mystischen Sprache. Im Interesse der Geheimhaltung durfte nichts niedergeschrieben und veröffentlicht werden.

Der Orden stand unter einem eigenen Oberpriester, den die Mitglieder aus ihrer Mitte auf Lebenszeit wählten. Als Zeichen seiner Würde führte er ein Scepter und trug er eine Eichenlaubkrone.

Man unterschied in der Vereinigung drei Grade: den der Eubutes oder Vaten, der Barden und der Senani oder Drysiden. Hierzu kam noch ein Grad für weibliche Mitglieder, die Druidinnen mit eigenen Vorsteherinnen.

Ausserlich erkannten sich die Druiden der verschiedenen Grade an einer besonderen Tracht. Die Kleidung der Drysiden war reich mit Gold durchwirkt; sie trugen ausserdem goldene Armspangen, Halsketten und Fingerringe.

Als vieldeutige Symbole dienten den niederen Graden die Mondsichel und das Füllhorn mit darüber schwebendem Mond, dem höchsten das mystische Schlangenei, in den orientalischen Mythen das uralte Sinnbild des Lebens, und die heilige Mistel. Die immergrüne Pflanze, in der sechsten Nacht des Vollmondes

unter feierlichen Zeremonien von einem weissgekleideten Druiden mit goldenem Messer von dem Wipfel der Eiche geschnitten, wurde als ein Talisman höchster, wirkungsvollster Art betrachtet und hiess in der geheimnisvollen Sprache der Priester „der Heiland aller Schmerzen“.

Die Drysiden waren die eigentlichen Priester, die Pfleger der überlieferten metaphysischen und ethischen Weisheit, die Leiter der Rechts- und Staatsgeschäfte. Sie waren verheiratet, führten aber in der Regel ein zurückgezogenes und beschauliches Leben in den heiligen Eichenhainen.

Die Vaten standen den Kulthandlungen vor und handhabten das ganze weitläufige Zeremoniel des Zauber-, Weissagungs- und Beschwörungswesens. —

Ausserdem lag ihnen ob, die Novizen in der praktischen Theologie zu unterweisen, sich mit astronomischen Beobachtungen zu beschäftigen und kalendarische Berechnungen*) aufzustellen. In ihrer Hand lag auch die Ausübung der Heilkunst. Wenn sie auch heilkräftige Kräuter und Pflanzen anwendeten, so legten sie doch geringeren Wert auf die natürlichen Kräfte, als auf die mysteriösen Gebräuche beim Einsammeln jener und das sympathetische Verfahren.

Die Barden endlich nahmen bei den Kelten eine ähnliche Stellung ein, wie die Propheten im Hebräertum. Sie begleiteten das Heer in die Schlacht, entflammten die Krieger durch ihre Lieder zu stürmischer Tapferkeit, stimmten bei religiösen Feierlichkeiten die Lobgesänge an zum Preise der Götter und sangen bei festlichen Gelagen die Ruhmesthaten der Vorzeit. Der

*) Ihre Zeitrechnung scheint, nach den Berichten der Alten zu schliessen, einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht zu haben. Zur Beobachtung der Himmelskörper sollen sie sich sogar schon der Vergrösserungsgläser, der sogenannten Druidenköpfe, bedient haben.

verwegene Mut, der hartnäckige Widerstand, die zähe Ausdauer, welche die keltischen Stämme in den jahrhundertelangen, verzweifelten Kämpfen gegen ihre Überwinder, in Gallien gegen die Römer und Goten, dann in England und Irland gegen die Sachsen und Normannen, an den Tag legten, ist zum nicht geringen Teil auf die Begeisterung zurückzuführen, welche die bardischen Lieder anfachten.

Darob standen die Barden in heiliger Hut und ihre Worte waren von der grössten Wirkung auf die unbefangenen Gemüter der freien Naturkinder. Sie waren die hervorragendsten Stimmführer der öffentlichen Meinung und teilten mit den Drysiden das Ansehen in den wichtigsten Staatsangelegenheiten.

Über das Verhältnis der Druidinnen zu den Druiden sind uns nur unvollkommene Nachrichten überliefert. Wahrscheinlich waren sie Priesterinnen weiblicher Gottheiten und leiteten die Opfer, die nur von Frauen dargebracht werden durften. Hauptsächlich aber betrieben sie zauberische Künste und Wahrsagerei. Wie die nordischen Völker, schrieben nämlich auch die Kelten dem Weibe einen vorahnenden, prophetischen Blick zu.

Einige Druidinnen waren als emsige Hausmütter in druidischen Familien thätig, andere brachten ihr Dasein in nonnenhafter Abgeschlossenheit zu. Eine derartige Genossenschaft hauste auf der Insel Sena, weithin bekannt in keltischen Landen durch ein berühmtes Orakel. Die Vorsteherinnen desselben hatten das Gelübde ewiger Keuschheit abgelegt. Mit andächtiger Scheu blickte das Volk zu ihnen auf und flüsterte sich geheimnisvoll zu, die Priesterinnen seien imstande, sich in Tiere zu verwandeln, durch geheime Zaubersprüche das Meer aufzuwühlen, die Sturmwinde anzufachen und zu beschwichtigen und die Zukunft vorherzusagen.*)

*) Vergl. des römischen Geographen Pomponius Mela Kompendium: „De chorographia“ III.

So geschah es denn, dass die Druidinnen überall als göttliche, heil- und segenbringende Wesen galten, in der alten Welt neben den hehren weiblichen Gestalten des germanischen Götterhimmels wohl die edelste Würdigung, die höchste Auffassung des Weibes. Um so auffallender ist daher die Thatsache, dass sie in der Vorstellung der späteren Zeiten zu bösen Hexen herabsanken, „wie sie uns als solche Shakespeare im Macbeth vorgeführt hat". —

Das druidische Dogma, nur den Eingeweihten bekannt, und darum nur in unvollkommenen Fragmenten erhalten, beschäftigte sich vornehmlich mit den Gottheiten, ihrer Gewalt und Macht und ihren sonstigen Eigenschaften, mit der Entstehung und dem Schicksale der Welt und mit der Zukunft der menschlichen Seele.

Die theologische Spekulation über die naturreligiöse Göttervielheit, wie sie im keltischen Volksglauben bestand, führte das entwickelte Religionsbewusstsein der Druiden bald auf eine Stufe, auf welcher es ihm vergönnt war, zum Monotheismus sich zu erheben. Und zwar war es der Gott Taran, in welchem sie die segnende Himmelsmacht schauten, die unter ihren zahlreichen Namen und Attributen alle Gottheiten der keltischen Mythologie in sich begriff; er war die Gotteinheit, welche im Volksglauben polytheistisch auseinanderging. Ob bei diesem Resultat christliche Vorstellungen mitgewirkt haben, ist, wenn auch nicht gerade zu beweisen, immerhin nicht ausgeschlossen.

Die Entstehung der Welt, welche dereinst wieder durch Wasser und Feuer würde vernichtet werden, schrieb die phantastische Naturphilosophie der keltischen Weisen, merkwürdig genug, dem bösen Prinzip zu. Ihre Lehre sah in der Welt ein schreckliches Ungetüm, aufgestiegen aus dem schauerlichen Abgrund der Tiefe.

Demnach sind auch die Menschen, welche ja von diesem Wesen abstammen, von Natur böse und sündhaft, und es erwächst ihnen nunmehr die unabweisliche Pflicht, durch fleissige Übung aller Tugenden solche angeborene Schlechtigkeit abzustreifen, — eine Ansicht, die, weil dem christlichen Dogma von der Erbsünde auffallend ähnlich, schwerwiegende Bedenken erregen würde, wenn sie nicht durch das unanfechtbare Zeugnis Julius Cäsars*) beglaubigt wäre.

Von ungleich grösserer Bedeutung, als die grillenhaften Anschauungen von der Entstehung des Universums und des Menschen und seiner sündhaften Beschaffenheit ist das, was uns über die druidische Geheimlehre von dem Schicksale der Menschenseele nach dem Tode berichtet wird.

Die Druiden glaubten an die persönliche Unsterblichkeit und an die Seelenwanderung. Bevor die von ihrem Leibe getrennte Seele würdig befunden wurde, zur ewigen Ruhe einzugehen, musste sie sich einer vorbereitenden Läuterung unterziehen, welche nur durch eine langwierige Wanderung durch menschliche, tierische, ja pflanzliche Körper zu erlangen war. Die keltische Dichtung weiss grausige Bilder zu entwerfen von den schrecklichen, von unheimlichen Totenscharen bevölkerten „Seen der Angst“, von den furchtbaren Thälern des Blutes, die die wandernde Seele zu durchschreiten habe. Und aus der Weissagung eines bretonischen Barden aus dem 5. Jahrhundert n. Chr. erfahren wir, dass alle Menschen dreimal die finstere Todesnacht durchschreiten müssen, ehe die Pforten des himmlischen Paradieses sich ihnen öffnen. Hat endlich die Seele den vorgeschriebenen Grad der Läuterung erreicht, so wird sie von den Totenfergen nach der Insel der

*) Vergl. De bello gallico VI. 13 ss.

Seligen hinübergeführt, um dort auf immergrünen Gefilden, unter lieblichen Apfelbäumen immerdar eines frohen, genussreichen Daseins zu geniessen. Denn nachdem sie von dem klaren Quellwasser getrunken, das unten auf blumigen Auen rieselt, gelangt sie zu neuem, ewigem Leben, erkennt ihre vorangegangenen Lieben — der Gatte die Gattin, die Eltern die Kinder, der Held die Helden — und feiert bei fröhlicher Lustbarkeit, bei Gesang und Tanz das Wiedersehen.*)

Also war der keltische Druidenorden und seine Lehre beschaffen. Überblicken wir den Gesamtzustand und Inhalt des Druidentums, so ist es begreiflich, dass eine solche Priesterschaft nicht nur in kirchlichen Dingen bei einer gläubigen Gemeinde peinlichste Frömmigkeit und blinden Gehorsam fand, sondern auch nach der weltlichen Seite hin alle Staatsangelegenheiten entscheidend beeinflusste.

Schon die Lehre von der Zeichendeutung und die Ausübung dieser Kunst sicherte den Druiden eine bevorzugte Stellung. Pflegte doch der Kelte nichts Wichtiges zu unternehmen, ohne vorher seinen Gott gefragt zu haben. Dessen Willen aber verstand nur der Priester.

Hierzu kamen dann die Opfer, welche die Gottheit den menschlichen Zwecken geneigt zu machen bestimmt waren, und die allein von einem Druiden vollzogen werden durften.

Als alleinige Inhaber und Pfleger der Rechtstraditionen wussten die Druiden die wichtigsten bürgerlichen und peinlichen Rechtsgeschäfte an sich zu reissen und vor allem eine ausgedehnte Kriminalgerichtsbarkeit zu entwickeln. Mit Erfolg nahmen sie das Recht in Anspruch, über Krieg und Frieden zu entscheiden, ja,

*) Die keltische Sage von den Totenschiffern hat Gustav Schwab (1792—1850) in seiner Romanze „Die Insel der Seelen" anziehend geschildert.

sogar einzelne Widerspenstige und ganze Gemeinden aus der Kultgemeinschaft auszuschliessen. Wer dem Kirchenbanne verfallen war, war auch bürgerlich rechtlos und ging aller öffentlichen Ehren verlustig. „Man war nicht fern von einem Kirchenstaat mit Papst und Konzilien, mit Immunitäten, Interdikten und geistlichen Gerichten."

Die politische Gewalt der Druiden, schon zu Cäsars Zeit durch den allgemeinen Zwiespalt der Adelschaft erschüttert und darum die Eroberungen des grossen Römers wesentlich begünstigend, wurde in der Folge unter dem Römerjoch vollends gebrochen.

Dagegen behaupteten sie sich als Träger des religiösen und geistigen Nationallebens nnd widerstanden lange Zeit der siegreichen Macht des Christentums, zumal die Barden durch ihre Lieder die Erinnerungen an die Vergangenheit, an die alten nationalen Überlieferungen im Volke wach erhielten. Bruchstücke dieser alten Bardenlieder haben sich bis heute erhalten. „Die Klage um die vergangene Zeit der Stärke und des Ruhms umzieht sie mit dem Schimmer eines melancholischen Abendrots, worin sich alles, was noch unser Gemüt beleidigen könnte, mit zauberhaftem Glanze rändert und verklärt und uns mit dem Bilde eines fernen, langsam im roten Nebel untersinkenden Heldentums berauscht." Auch nachdem endlich die letzten keltischen Stämme in Wales, Irland und Schottland der christlichen Lehre zugeführt waren, dauerte die Opposition des druidischen Geistes fort und fand in dem reformierten Bardenorden ihren Mittelpunkt.

Als den Stifter desselben nennt die Sage den mythischen Merlin, eine Art keltischen Messias, welcher, mit wunderbaren Zauberkräften ausgestattet, am Ende des 5. Jahrhunderts gelebt haben und der Vorkämpfer der keltischen Nationalität gewesen sein soll. Neuere

Forscher*) sind dagegen geneigt, in Merlin, dieser hervorragendsten Gestalt in dem altbritischen Sagenkreis, „weit mehr einen blossen Begriff als eine Person zu sehen, einen Begriff, an welchen sich die in den verzweifelungsvollen Kämpfen der Briten gegen die Sachsen und Normanen laut werdenden Triumph- und Klagelaute, Zorngeschreie und Prophezeihungen angeheftet hätten".

Auch dieser Orden, eine erbliche Zunft, wies drei Grade auf. Den ersten nahmen die Lehrlinge (Arwennyddions) ein; den zweiten bildeten die Aufseher (Bardd Faleithiawg), während der höchste dem Barden-Meister oder Präsidenten (Bardd ynys Pryadain) vorbehalten war. Ein himmelblaues Kleid bezeichnete äusserlich seinen Rang.

Die dichterische Thätigkeit der alten Barden hatte durch die Einführung des Christentums einen neuen Aufschwung genommen, indem sie altnationale Traditionen mit Vorstellungen des neuen Glaubens vermischte.

Die herrlichste Schöpfung dieser keltisch-christlichen Dichtung ist der glänzende Sagenkreis von König Artus und seiner Tafelrunde und in Verbindung damit der Mythus vom heiligen Gral, von Merlin, von Tristan und Isolde.**)

---

*) Vergl. San Marte: Die Sagen von Merlin. Halle; 1853. — Grässe: Die grossen Sagenkreise des Mittelalters. Dresden; 1842. — Th. de la Villemarqué: Myrdhinn ou l'enchanteur Merlin. Paris; 1861.

**) Die diesen Sagen „zu Grunde liegenden Ideen in ihrer ganzen Fülle und Schönheit zu entwickeln und zu gestalten, war drei deutschen Dichtern vorbehalten": Wolfram von Eschenbach im „Parzival" und „Titurel", Gottfried von Strassburg im „Tristan" und Karl Immermann im „Merlin" und „Tristan und Isolde". — Vergl. San Marte: Die Artussage und die Märchen des roten Buches von Hergest. Quedlinburg; 1840. — Birch-Hirschfeld: Die Sage vom Gral. Leipzig; 1877. — Martin: Die Gralsage. Strassburg; 1880. — Domanig: Parzivalstudien. II. Heft. Paderborn; 1880. — Herz: Die Sage vom Parzival und dem Gral. Breslau; 1882.

„In dem Getöse der letzen verzweifelten Kämpfe der Briten gegen die Engländer erhob sich das welsche Bardenlied noch einmal zur vollen Höhe seiner Kraft und mit erschütternden Klängen begleitete Gruffud ab yr Inad Coch den Tod Llewellins, des letzten Fürsten von Wales, welcher 1282 mit seinem Fall in der Schlacht bei Buellt den Untergang des nationalen Daseins seines Volkes besiegelte“!*)

Nachdem die Statuten und Privilegien des Ordens um das Jahr 940 aufgezeichnet waren, wurde er 1078 reformiert, und gewann, mit reichen Privilegien ausgestattet, neues Ansehen und nicht selten ein lästiges, vom Volke drückend empfundenes Übergewicht.

Unter den Kymren in Wales war das Institut der Barden, seitdem das Land von Eduard I. (1272—1307) erobert worden, harten Verfolgungen ausgesetzt; doch wusste es, „bis auf die Tage der Königin Elisabeth herab seine politische und soziale Geltung zu bewahren.“ —

In Irland zerfiel die Zunft der Barden nach ihrem Berufe in drei Hauptklassen: die Filedha, die Sprecher und Herolde im Rate der Fürsten, die Schlachten- und Kirchensänger; die Breitheamhaim, die in gewissen Fällen Recht sprachen, und die Seanachaidhe, die Geschichtskundigen und Genealogen der vornehmen Geschlechter.

Nach der Eroberung Irlands durch Heinrich II. (1154—1189) begann das gefeierte Bardentum zu sinken

---

*) „Dieser ‚Grabgesang der Freiheit des kymrischen Volkes‘ ist ein echt keltisch-wilder Verzweiflungsschrei:

Erhöre uns Gott, warum nicht verschlingt uns das Meer?
Was bleiben wir länger, in Angst erbebend, zurück?
Kein Ort, wohin wir uns wenden in Elend und Not,
Kein Ort, wo wir bergen das trostlos herbe Geschick,
Kein Ort, wo nicht sicher das finstere Verderben uns droht,
Kein Rat, kein Ausweg ist da, als der rettende Tod!“

wurde endlich durch die Schlacht am Boynefluss (1690) vollständig vernichtet.

In ähnlicher Weise wie in Irland gestaltete sich das Bardentum in Schottland. Auch hier waren die Barden erbliche Diener der Fürsten und Edelleute, bis mit der Aufhebung der Erbgerichtsbarkeit (1748) die alte Sängerzunft*) ihr Dasein für immer beschloss. —

Wir wechseln den Schauplatz unserer Darstellung und wenden uns, der chronologischen Anordnung unseres Stoffes gemäss, wiederum nach Osten einem Flecken Erde zu, der in der Geschichte der Menschheit die hervorragendste Stellung einzunehmen berufen war.

VII. Palästina.

1. Land und Volk.**)

Westlich vom Stromgebiet des Euphrat und Tigris zieht sich an der Küste des Mittelmeeres von Norden nach Süden ein Gebirgsland hin, in welchem bereits in grauer Vorzeit ein welthistorisches Kulturleben blühte.

*) Vergl. Walker: Historical memoirs of the Irish bards. London; 1780. — Ellissen: Polyglotte der europäischen Poesie. Bd. I. Leipzig; 1846. — La Villemarqué: Einleitung zu „Barzaz-Breiz". (Sammlung altbretonischer Bardengesänge.) Paris; 1846. — Walter: Das alte Wales. Bonn; 1859. — Stephens: Gesch. der welschen Litter. vom 12. bis 15. Jahrhundert. (Aus dem Engl. von San Marte.) Halle; 1864.

**) Vergl. Forbiger, Kiepert, Daniel, Duncker, Ritter (15. und 16. Teil) a. a. O. — K. v. Raumer: Palästina. Leipzig; 1850. — Fraas: Aus dem Orient. Stuttgart; 1867. — Sepp: Jerusalem und das heilige Land. Pilgerfahrten. Schaffhausen; 1872—74. — Tristam: The land of Moab. London; 1873. — O. Strauss: Die Länder und Stätten der heiligen Schrift. Leipzig; 1877. — V. Guérin: La Terre Sainte, son histoire, ses souvenirs etc. Paris; 1881—83. — G. Ebers u. Guthe: Palästina in Bild und Wort. Stuttgart; 1881 bis 1883. — Charmes: Voyage en Palestine. Paris; 1885. — (Siehe auch: Tobler: Bibliographia geographica Palaestinae. Leipzig; 1867.)

Insbesondere war das Hügelland im Süden des waldreichen Libanon, des schneeigen Hermon und Antilibanon, Palästina oder Kanaan, eine gepriesene Stätte.

Es ist dem Umfange nach ein kleines Reich, dessen Natur ihr eigentümliches Gepräge durch den Jordan, die „belebende und gestaltende Ader des Landes", erhält.

Aus mehreren Bächen, die ihre Quellen am Südabhang des mit ewigem Schnee bedeckten heiligen Hermon*) haben, fliesst er zusammen, stürzt eilenden Laufes zwischen steilen Bergwänden hinab, durchströmt den kleinen, mit Schilf- und Sumpfgewächsen überwucherten Meromsee und das grössere Wasserbecken von Tiberias, das „Auge Galiläas". In den Zeiten des Neuen Testaments zeigten die Ufer, fleissig angebaut, eine fast tropische Vegetation und Fauna. „Rotblühende Oleanderbüsche, deren rosenfarbiger Schimmer wie ein Morgenrot der Tiefe über Thal und Hügel sich hinwegzog, Feigen und Weingelände und saftige Rasenplätze umgaben das Ufer, und während stolze Nussbäume und Olivenwälder die Höhen deckten, wiegten am Gestade schlanke Palmen ihre Fächer." Zahlreiche Städte und Dörfer lagen rings umher, und der fischreiche See selbst war mit zahlreichen Fahrzeugen besät. Jetzt belebt nur selten eine armselige gebrechliche Barke den glänzenden Wasserspiegel, und menschenleer sind seine kahlen Uferterrassen.

Vom See Tiberias strömt der Jordan zwischen lachenden, tamariskengeschmückten, weiden- und schilfbekränzten Gestaden in starkem Gefälle, die ganze Thalgegend mit befruchtender Feuchtigkeit erfüllend, in die reizende Ebene von Jericho, der palmenreichen

*) „Mit Recht", sagt Karl Ritter, „blickt ganz Palästina hinauf zu den reizenden, schneeigen Höhen des Hermon, weil von daher dem Lande seine Befruchtung, sein Segen kommt; der Landmann wie der Hirt, der Sänger wie der Prophet, die Lehre und Poesie nimmt von da ihre schönsten Gleichnisse und Symbole."

Residenzstadt der jüdischen Könige. Fast zehn Monate hindurch reiften in diesem Paradiese Trauben, Feigen, Datteln und Citronen in erstaunlicher Fülle. Auf weiten Plantagen ward auch die kostbare Balsamstaude gepflanzt, deren Saft wegen seiner medizinischen Eigenschaften im Morgen- und Abendlande gleich gesucht und geschätzt war.

Auf die Rosengärten und Palmenhaine von Jericho folgt die schauerliche Einöde des toten Meeres, dessen grimmig herbes Wasser kein lebendes Wesen birgt. In seine unermessliche Tiefe begräbt der Jordan seine kühlen Wogen. Die Vegetation hört in der Nähe des Salzsees gänzlich auf. Der Boden ist weit in der Runde mit Salz durchsetzt, und zahlreiche Schwefel- und Asphaltquellen zeugen von früherer vulkanischer Thätigkeit. Durch eine Eruption in geschichtlicher Zeit sind bekanntlich auch die berüchtigten Ortschaften Sodom und Gomorrha vernichtet worden.

Vom toten Meer zieht sich eine öde Felsregion, die Wüste Juda, bis nach Jerusalem hinauf. In ihren einsamen aber anmutigen Thälern lagen die Herbergen und Höhlen von Einsiedlern und Anachoreten und die Kolonien der Essäer.

Südwärts vom Antilibanon bis zum toten Meere erstreckt sich das Hochland Gilead, einst das Gebiet der Stämme Ruben, Gad und halb Manasse, mit herrlichen Eichenwäldern und Viehweiden und mit Thälern voll Korn und Oliven, und durchschnitten von den rauschenden Wogen des Jabok.

Das westliche Bergland ist ein schmaler Küstenstreif, seiner ganzen Länge nach von dem steilen Gebirge durchzogen und begrenzt, das im Libanon*) bis zu einer Höhe von 8—9000 Fuss sich erhebt.

*) Libanon bedeutet das „weisse Gebirge". Von seinen ewigen Schneefeldern erzählt schon Jeremias, und sagt heute der Araber: auf seinem Haupte ruhe der Winter, auf seinen Schultern spiele der Herbst und zu seinen Füssen schlummere der Sommer.

Den nördlichen Teil nimmt die Hügellandschaft Galiläa ein, grösstenteils geschmückt mit frischen Bergmatten, lieblichen Thälern, lachenden Fruchtgefilden und rauschenden Wäldern, bedeckt mit wohlbevölkerten Städten und Dörfern. Hier liegt, „rings von grünenden Höhen umfangen, in lieblicher Abgeschiedenheit, wie die schönste Zelle der Welt, welche den Verkehr mit irdischem Getümmel absperrt", Nazareth, jetzt Nasra geheissen.

Südlich von Galiläa dehnt sich die vom Bache Kison durchströmte Ebene Jesreel, auf deren kleinem Raume die Natur alle Reize der Jahreszeiten entfaltet, und an dessen westlichem Ausgange der rauhe Karmel seine steilen Felsenriffe weit ins Meer hinausstreckt.

An die Ebene Jesreel schliesst sich südwärts das Gebiet von Samaria, reich bewässert und trefflich angebaut. Berühmt waren von alters her die waldgekrönten Berge des Landes mit ihren fetten Weidegründen, ihrem gemässigten und gesunden Klima.

Nähert man sich den Grenzen Judäas, der „festen Hochburg des Judentums", so schwinden allmählich Anger und Rasenplätze, versiegen die lustig springenden Quellen. Die ganze Natur weist einen ernsteren und wilderen Charakter auf. Die unwegsamen Kalkberge sind meist kahl und unwirtlich und zum Anbau wenig geeignet. Selten tränkt reichlicher Regen das dürstende Land, über welches die trockenen Südwinde der nahen arabischen Wüste verdorrend dahinfahren. Nur der emsige Fleiss eines einfachen, armen Volkes vermochte dem kargen Boden einige Früchte zu entlocken.

In dieser Landschaft liegt die Hauptstadt Jerusalem. „Die Geschichte, welche Athen auf einer unfruchtbaren Klippe, Rom zwischen Sümpfen und Wüsten gebaut hat, hat Jerusalem auf eine kahle Steinzunge gestellt", die heilige Stadt, einst mit dem Jahvetempel der Schauplatz

des hochbewegten Festlebens bei den grossen Religionsfesten des Judentums, dann „das Ziel, nach dessen erstem Erscheinen sich Kreuzfahrer und Pilger drängen, das sie mit Gebet und frohem Zuruf begrüssen; die Stadt, auf die das zerstreute Volk Israel noch ebenso mit Stolz, wie mit Schmerz und Sehnsucht blickt; die Stadt, die selbst der Muselmann El-Kuds, d. i. die Heilige, nennt“.

Palästina, von den gebildetsten Völkern der alten Welt eingeschlossen, in alle grossen Katastrophen der antiken Geschichte hineingezogen, musste seine Bewohner unausgesetzt in dem Gefühle geistiger Spannung erhalten. Gar häufig kam das schwache Volk in die Lage, seinen Glauben, den Monotheismus, seine tiefe Innerlichkeit gegen die fremdartigen Einflüsse der babylonisch-assyrischen Weltmacht, des phönikischen Weltglanzes, der ägyptischen Weisheit und der griechischen Schönheit verteidigen zu müssen. In diesem Kampfe um die edelsten Güter konnte es sein eigentümliches Wesen, seine natürlichen Anlagen zur vollen Entfaltung und Reife bringen. Es entwickelte sich jene individuelle Energie, jene unbeugsame Zähigkeit und Festigkeit des Nationalcharakters, die in der ganzen Menschengeschichte kaum ihresgleichen hat und von deren ungestümer Kraft die jüdische Historie an mehr als einer Stelle zu erzählen weiss.

Die Hauptdaten derselben als bekannt vorausgesetzt, dürften für unsere Zwecke die folgenden Hinweise genügen.

Auf die jahrhundertelange Schmerzensgeschichte babylonischer, assyrisch-persischer Knechtschaft folgte in raschem Wechsel die Herrschaft Alexanders d. Gr., der Ptolemäer und endlich die der Seleuciden von Syrien, von welcher das unglückliche Volk in fast vierzigjährigem Kampfe durch das Heldengeschlecht der Mak-

kabäer (167—130 v. Chr.) befreit wurde. Ein Angehöriger desselben, Aristobulus, nahm (105) den Königstitel an.

Die tiefen Leiden und die unerschöpflichen Mühen und siegreichen Kämpfe hatten im langsamen Fortschritte der Zeit endlich wieder ein Volk geschaffen, welches unter den übrigen Völkern der Erde in freier Selbständigkeit und geachteter Macht dazustehen schien.

Die glänzenden Tage der makkabäischen Dynastie löste die düstere Zeit der herodischen Königsherrschaft ab. Über die Leichen eines ruhmvollen Fürstengeschlechtes und tapferer Patrioten hinweg hatten die schlauen, tapferen Herodäer durch die Gunst der römischen Kaiser sich den Pfad zum Throne von Zion gebahnt. Devote Höflinge, nicht ohne edle Eigenschaften und hochherzige Gesinnung, dem grimmig gehassten Landesfeinde treu ergeben, verfolgten sie mit rücksichtsloser und herausfordernder Energie, unter brutaler Verachtung der idealen Richtungen des Volkslebens und mit der ganzen ungebrochenen Wildheit morgenländischen Despotismus, nur ein Ziel: die Befestigung ihres fluchbeladenen Königtums.

Dass sie unter solchen Umständen nicht imstande waren, das Volk an sich zu fesseln, welches „das ganze Leben bis ins Einzelne unter transcendentale Gesichtspunkte zu stellen gewohnt war“, liegt auf der Hand. Dieses wandte vielmehr seine Verehrung um so glühender und fanatischer dem Tempel zu, dem Nationalheiligtum, in welchem es seinen Mittelpunkt hatte, das seine Freude und sein Stolz zu allen Zeiten gewesen war, und dem Repräsentanten desselben, dem Hohenpriester.

Da aber alle Träger des hohen Amtes mehr oder weniger von der Gnade der Herodäer oder der römischen Prokuratoren abhingen, geschah es, dass trotz ihres dämonischen Einflusses auf die Gemüter der eigent-

liche jüdische Geist, die theokratische Idee, in dem niederdrückenden Gefühl des Verlustes staatlicher Existenz, allmählich von ihnen sich lossagte und in die Rabbinenschulen als letztes Asyl sich flüchtete.

Jede mässige Stadt Palästinas hatte ihre Schule oder Synagoge. Der Gottesdienst daselbst sollte die Teilnahme an dem Tempeldienst zu Jerusalem ersetzen. Hunderte lernbegieriger Jünglinge und begeisterter Männer waren zu diesem Zweck täglich vom frühen Morgen bis in den Abend hinein in der Synagoge versammelt und lauschten andächtig der Erklärung der Schrift und der feierlichen und schulmässigen Behandlung schwieriger Gesetzesfragen.

So verbreitete die Schule eine genaue Gesetzeskenntnis in allen Schichten des Volkes und erzog ganz von selbst zahlreiche Schüler, die sich berufsmässig dem Studium der Schrift widmeten.

Neben den Leviten, den berufenen Lehrern des Volkes, bildete sich ein besonderer Stand von Schriftgelehrten, Rabbinen, die, eine eigene Gilde bildend, dem grossen Gedanken lebten, das Gesetz zu erforschen, zu erfüllen, die mosaische Religion rein zu erhalten und das Volk darin zu unterweisen.

Dieser Aufgabe lag das Rabbinentum mit bewunderungswürdiger Energie ob.

Um von vornherein jeden Abfall von der Väter Lehre zu verhüten, stellten sie „die bunte Mannigfaltigkeit des Lebens“ unter das Gesetz. Nach ihrer Doktrin war das Recht, nach eigenem freien Ermessen zu handeln, ausgeschlossen, fiel vielmehr jede einzelne Beschäftigung und Handlung „unter die Kategorien des Verbotenen und Erlaubten“. Die an sich schon strengen Speisegesetze wurden noch verschärft, die Reinigungsgebote vermehrt und jede Übertretung hart bestraft. An Aberwitz erinnern jene spitzfindigen, eifrig erörterten Fragen,

„in welchen Fällen man die Hände eintauchen, aufwärts oder abwärts halten, bis an die Knöchel oder nur die Fingerspitzen waschen sollte“.

Kein Wunder, dass diese unzähligen, komplizierten Vorschriften die Gemüter vollkommen verwirrten und die Grundformen eines wahrhaft religiösen und sittlichen Lebens vernichteten. —

2. Sadducäer und Pharisäer.*)

Das ungeheure Mass der Forderungen, welche die Schule an das Volk stellte, hatte sich als unerfüllbar erwiesen. Der glühende Gesetzeseifer der Menge war erkaltet, und nur eine Minderzahl war bemüht, die Idee der Theokratie im Leben zum gewissenhaften Ausdruck zu bringen.

Hauptsächlich waren es drei grosse Parteien, in welchen die religiöse Bewegung jener Zeit sich kund that: die Sadducäer, Pharisäer und Essäer.

Die Sadducäer**) repräsentierten den Konservatis-

*) Vergl. A. F. Gfrörer: Gesch. des Urchristentums. I. Bd. Stuttgart; 1838. — Chr. F. v. Ammon: Gesch. des Lebens Jesu. 3 Bde. Leipzig; 1842—47. — J. P. Lange: Das Leben Jesu nach den Evangelien. II, 1. Heidelberg; 1844. — C. v. Lengerke: Kenaan, Volks- u. Religionsgesch. Israels. II. Bd. Königsberg; 1844. — Jost: Gesch. des Judentums und seiner Sekten. I. Bd. Leipzig; 1857. — Chr. Joh. Riggenbach: Vorlesungen über das Leben des Herrn Jesu. Basel; 1858. — A. Neander: Das Leben Jesu Christi. Gotha; 1862. — A. Geiger: Sadducäer und Pharisäer. Breslau; 1863. — Holtzmann: Judentum und Christentum. Leipzig; 1867. — Weber u. Holtzmann: Gesch. des Volkes Israel. II. Bd. Leipzig; 1867. — E. Renan: Vie de Jésu. Paris; 1868. — Wellhausen: Die Pharisäer und die Sadducäer. Greifswald; 1874. — D. Strauss: Das Leben Jesu. Bonn; 1877. — B. Weiss: Das Leben Jesu. I. Bd. Berlin; 1884. — W. Beyschlag: Das Leben Jesu. II. Bd. Halle; 1886. — B. Stade: Gesch. des Volkes Israel. II. Bd. Berlin; 1888. — Schürer: Gesch. des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi. 2 Bde. Leipzig; 1886—92.

**) Sadducäer bedeutet die „Gerechten“, d. h. die Strengen nach dem Buchstaben des Gesetzes. Ihr angeblicher Stifter „Zadok“ ist „vermutlich eine aus dem Namen ‚Sadducäer‘ durch etymologischen Schluss fingierte Person“.

mus, den Besitz und die Herrschaft, den Bestand und das Gesetz. Zu ihnen gehörten die judäische Aristokratie, die tapferen Offiziere, welche in den Kämpfen mit den Nachbarvölkern unsterblichen Ruhm geerntet und grosse Reichtümer sich erworben, die geschickten Diplomaten und gewandten Unterhändler, welche durch ihren Verkehr an den asiatischen Fürstenhöfen und durch nähere Berührung mit der Aussenwelt freiere Lebensanschauungen sich angeeignet hatten. Ihnen war auch die Anwartschaft auf die höchsten Tempelämter zugefallen. Und bis zur Zerstörung Jerusalems (70) haben sie zumeist den Hohenpriesterstuhl mit Anhängern ihrer Richtung besetzt.

Trotzdem bekundete die Tempelhierarchie nicht gerade den hervorragendsten Eifer für das Heiligtum. Gering an Zahl, ohne gewichtigen Einfluss im Volke, ging ihnen das Interesse am jüdischen Gemeinwesen über die Frömmigkeit, die in ihren Herzen erst die zweite Stelle einnahm. Sie verkündeten zwar die Notwendigkeit gesetzlichen Lebens, verhielten sich aber gleichgültig gegen die herbe Strenge des Fastens und der Reinigungen. Richtschnur ihres Glaubens und Lebens war allein das geschriebene Gesetz, die Thora. Die mündlichen Überlieferungen dagegen verwarfen sie.

Ihrem bevorzugten Kreise trat auf dem Boden des Volkslebens eine Richtung strengster Observanz entgegen, die fanatischen Volksführer der Synagoge. Um die Schulen geschart, fochten sie gegen die bösen Ketzer mit der ganzen rücksichtslosen Unversöhnlichkeit, welche dieser Menschenklasse eigen zu sein pflegt. Sie strebten darnach, die heiligen Satzungen und Sitten, das väterliche Gesetz zur vollsten Geltung zu bringen, im vollsten Sinne des Wortes das Reich Gottes zu sein und das Volk Israel der verheissenen Herrlichkeit entgegenzuführen.

Sie galten als die gründlichsten Kenner und die geschultesten Ausleger des Gesetzes. „Weisheit im Gesetz, Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Heiligkeit nach dem Gesetz war ihr Losungswort.“ Für diese gesetzestreuen Frommen kam der Name Pharisäer auf, d. h. die Abgesonderten, die Heiligen, die Reinen.

Ein Gegenstand heftigen Streites zwischen ihnen und den Sadducäern war namentlich das Tempelritual. Sie forderten unbedingte Korrektheit der einzelnen Kultushandlungen, die peinlichsten Lustrationen vor dem Gottesdienste, vor dem Lesen des Gesetzes u. s. w. Die Sadducäer dagegen, auf das persönliche Element den Nachdruck legend, hielten mehr auf innerliche Gesinnung, als auf nichtige Äusserlichkeiten.

Noch mehr aber trat der tiefe Gegensatz der beiden feindlichen Richtungen in ihrer Weltanschauung hervor.

Den Pharisäern schwebte als ideales Ziel ihres Wirkens das von den Propheten verheissene Gottesreich vor. Um diesen göttlichen Lohn drehte sich ihr ganzer Gesetzeseifer „mit all der Unruhe, der Übertreibung und der sittlichen Unlauterkeit, die dem Lohndienste eigentümlich ist“. Ihren Zuhörern, jedem, der nach Tugend strebte, versprachen sie dieses Erbe. Die, welche im Kampfe für das Gesetz unterliegen, trösteten sie mit der Vergeltung ewigen Lebens und der endlichen Auferstehung im reinen Körper, während ewige Strafen der sichere Lohn der Bösen sein werde.

Für solche schwärmerischen Bestrebungen vermochten die Sadducäer sich nicht zu begeistern. Ihnen fehlte die Glut religiöser Überzeugung, der hohe Schwung der Begeisterung, die aufrichtige Liebe zum Volk. Ganz im Gegensatz zur hergebrachten orientalischen Sitte leugneten sie jede Autorität, und, zufrieden mit dem erträglichen Zustande der Dinge, verspotteten sie jene Verheissungen, denen schon ihre Väter nicht getraut. Sie waren der

Ansicht, von dem Thun und Lassen des Menschen allein hänge sein Wohl und Wehe ab. Lohn und Strafe für gute und böse Handlungen folgen aus den Thaten, ohne dass man eine Auferstehung nach dem Tode anzunehmen brauche, wo Gott mit ausgleichender Gerechtigkeit die Thaten der Menschen richten solle, ohne dass man auf einen Lohn im messianischen Reich hinzublicken habe.

In der That stellten sie sich mit dieser Anschauung auf den Boden des echten Mosaismus, der von einer Unsterblichkeit des Menschen oder von einer Belohnung oder Bestrafung desselben nach dem Tode weder etwas wusste noch lehrte. Das reine Jahvetum wies vielmehr seine Anhänger allein auf das diesseitige Glück hin, indem es ihnen ein „langes, glückliches, durch Gesundheit und reichen Kindersegen blühendes, mit Gedeihen des Feldes und Fruchtbarkeit der Herden ausgestattetes irdisches Leben verhiess", und suchte seine Verächter mit diesseitigem Unglück heim.

Es war ein drückendes Joch, welches die Pharisäer dem Volke auferlegten. Trotzdem beugte es sich den zahllosen lästigen Vorschriften im Hinblick auf den in Aussicht gestellten ungewöhnlichen Lohn. In dem ungeheuren Nationalunglück, das über Israel gekommen, suchten die empfänglichen Gemüter des Volkes mit Vorliebe in phantastischen Zukunftsträumen, was die grausame Wirklichkeit versagte.

Da ferner die gerichtliche Praxis *) der Pharisäer eine milde war — sie beurteilten den Angeklagten nicht vom Gesichtspunkt sittlicher Verworfenheit, sondern nach dem menschlicher Schwäche —, da sie selbst die Spuren harter Askese und vielfacher Entsagung zur Schau trugen, streng sittlich lebten, milde und wohl-

*) Die Pharisäer übten ihren Beruf in dreifacher Weise: als Rechtsgelehrte in den Synodien (Gerichtshöfen), als Lehrer der Wissenschaft, als Prediger.

wollend gegen jedermann waren, überdies den Nationalhass und das religiöse Vorurteil gegen die heidnischen Römer pflegten und den volksverhassten Herodäern als geschworene Feinde gegenüberstanden, so hing der gemeine Mann dieser Partei mit tiefer Verehrung an, stets bereit, ihren Aussprüchen sich zu unterwerfen, sie zu verteidigen.*)

Dagegen hatte das stolze Sadducäertum, welches durch seine hohe Stellung, seinen Reichtum und Besitz mit den Zeitmächten in stärkere Berührung gekommen war, welches die Politik eines Herodes des Grossen unterstützt, der Römerherrschaft devot ergeben war und die hellenische Bildung und Aufklärung keineswegs ablehnte, welches seinen Sinn auf fröhlichen Lebensgenuss gerichtet — den tiefen Hass der Menge sich zugezogen.

Der Kampf der Demokratie mit der Aristokratie endete, wie bei allen andern Nationen, damit, dass jene das hart umstrittene Schlachtfeld behauptete. Die Volkspartei war die unbeschränkte Herrscherin in ganz Israel und sah endlich triumphierend alle thatenlustigen jüngeren Glieder der Tempelaristokratie in ihrem Lager vereinigt. —

2. Der Orden der Essäer.**)

Die gleiche Sehnsucht nach einer möglichst ernsten, strengen Verwirklichung des Gesetzes, welche die Pharisäer rastlos im öffentlichen Leben umhertrieb, veran-

*) Die ganze Partei lediglich auf Grund des Neuen Testamentes als Scheinheilige hinzustellen, verträgt sich nicht mit der geschichtlichen Wahrheit. Gewiss hat es unter ihnen auch entartete Mitglieder, Augenverdreher und Heuchler gegeben, aber ebenso gewiss ist es, dass von dieser „Plage der Pharisäer“ die Partei selbst mit Entrüstung sich abwendete.

**) Der Name „Essäer“ soll die „Heiligen“, die „Frommen“ oder die „Schauenden“ bedeuten. Mit grösserem Recht ist aber wohl das Wort „Essäer“ aus dem hebräischen „chasch-schaim“ abzuleiten. Darnach würden die Essäer soviel bedeuten, wie die „Ver-

lasste die Essäer, aus dem Zusammenhange des nationalen Lebens auszuscheiden und in strengster Abgeschiedenheit das höchste Ideal der Zeit zu verwirklichen, ein Ziel, das zu erstreben in dem ruhelosen Getriebe der Städte und bei der befleckenden Berührung der sündigen Menschen unmöglich schien.

Die ersten Anfänge des Essäismus entziehen sich der geschichtlichen Kunde.*) Seine Ansiedlungen sind besonders in den schattigen Schluchten der anmutigen Felsthäler zu suchen, welche die zwischen Jerusalem und

---

schwiegenen", die „Mysten". (cfr. Seinecke a. a. O.) — Vergl. J. M. Jost: Gesch. der Israeliten seit der Zeit der Makkabäer. I. Teil. Berlin; 1820. — J. Bellermann: Geschichtl. Nachrichten aus dem Altertum über Essäer und Therapeuten. Berlin; 1821. — A. F. V. v. Wegnern: Über das Verhältnis des Christentums zum Essenismus. (In: Illgens Zeitschr. für historische Theologie.) Leipzig; 1841. — L. Herzfeld: Geschichte des Volkes Israel. III. Bd. Nordhausen; 1857. — A. Hilgenfeld: Die jüdische Apokalyptik in ihrer geschichtlichen Entwickelung. Jena; 1857. — M. Schneckenburger: Vorlesungen über neutestamentliche Zeitgeschichte. Frankfurt a/M.; 1862. — H. Ewald: Gesch. des Volkes Israel. IV. Bd. Göttingen; 1864. — E. v. Pressensé: Jesus Christus. Seine Zeit, sein Leben und sein Werk. (Autorisierte deutsche Ausgabe von E. Fabarius.) Halle; 1866. — Th. Keim: Gesch. Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesamtleben seines Volkes frei untersucht. I. Bd. Zürich; 1867. — A. Hausrath: Neutestamentliche Zeitgeschichte. I. Teil. Heidelberg; 1868. — H. Graetz: Geschichte der Juden. III. Bd. Leipzig; 1878. — P. E. Lucius: Der Essenismus in seinem Verhältnis zum Judentum. Strassburg; 1881. — E. Zeller: Gesch. der griechischen Philosophie. III. Bd. Tübingen; 1882. — L. Seinecke: Gesch. des Volkes Israel. II. Teil. Göttingen; 1884. — A. Hilgenfeld: Die Ketzergesch. des Urchristentums. Leipzig; 1884. — K. v. Hase: Geschichte Jesu. (Werke: Bd. 4.) Leipzig; 1891.

*) Herzfeld a. a. O. ist der Ansicht, dass der Essäer-Orden von einem alexandrinischen Juden um 220 v. Chr. gegründet worden sei, welcher, ein schwärmerischer, asketischer Geist, die in Alexandria aufgekommene allegorische Bibeldeutung angenommen und, nachdem er in die ägyptische Priesterweisheit eingeweiht worden, nach dem Vorbilde der Pythagoräer einen ähnlichen Bund in seiner Heimat gestiftet habe.

dem Salzsee sich erstreckende rauhe Hochebene durchqueren.

Die melancholische Haltung der Essäer, ihr streng geregeltes Leben machten leicht auf den flüchtigen Beobachter den Eindruck, als ob hier Lebensmüde sich zum nahen Tode vorbereiteten. So erzählt Plinius*): „Auf der westlichen Seite des toten Meeres, so nahe, als es die ungesunden Ufer gestatten, wohnen die Essäer, ein einsames und vor allen andern des ganzen Erdkreises wunderliches Volk, das, jeder Wollust entsagend, ohne Weiber, ohne Geld und nur in Gesellschaft seiner Palmen lebt. Durch die täglich Hinzukommenden pflanzt sich diese Gesellschaft immer gleichmässig fort; denn die Zahl der Lebensmüden, welche sich durch die Stürme des Schicksals zur Annahme ihrer Sitten gedrungen fühlen, ist bedeutend. Auf solche Weise dauert, was gewiss unglaublich scheint, ein Volk, bei dem Niemand geboren wird, durch Tausende von Jahrhunderten fort. So ergiebig ist für Jene der Lebensüberdruss Anderer."

Jede Kolonie hatte ein eigenes Ordenshaus mit Bädern von kaltem, fliessendem Wasser und einem Speisesaal und eine eigene Synagoge. Neben diesen Ansiedlungen hausten einzelne Asketen bei einsamen Bergquellen, um da noch strenger als die Brüder ihrem Ideal nachzuleben.

Auch in einzelnen Städten Judäas befanden sich essäische Gemeinden, zu einer Zeit, da die Essäer sich noch nicht gänzlich aus dem Volksleben zurückgezogen hatten. Hier fanden wandernde Brüder, die sich durch gewisse geheime Zeichen legitimierten, stets eine gastliche, reine Stätte.

Die Gesamtzahl der Essäer betrug in der Blütezeit des Bundes etwa 4000 Brüder. Fest organisiert,

---

*) Historia naturalis V. 17, 4.

standen sie unter selbstgewählten Pflegern und Vorstehern, denen sie unbedingten Gehorsam schuldeten.

Sie betrieben hauptsächlich den Ackerbau, aber nicht grossen Gewinnes wegen. Jeden Erwerb an Naturalien lieferten sie an den Pfleger ab, jeden Verdienst legten sie in die Ordenskasse, an welche auch jeder Novize nach überstandener Probezeit sein bisheriges Vermögen auslieferte.

Eine Folge ihrer Gütergemeinschaft war mässiges Leben und einfache Sitten. Das Tagewerk der Brüder begann schon vor Sonnenaufgang mit Psalmen und Gebeten. Alsdann begab sich jeder an seine Arbeit. Sie währte bis 11 Uhr, worauf man sich wieder zu gemeinsamem Bade zusammenfand. Das geweihte Ordenskleid, ein weisses lichtvolles Gewand, wurde angethan, und als die Reinen gingen die Adepten dann zur Tafel. Schweigend traten sie in den Speisesaal; doch wurden die Speisen von keinem berührt, ehe sie nicht durch das Gebet des Vorstehers zum heiligen Opfer geweiht waren. Das Mahl bestand nur aus Brod, Gemüse und Wasser. Wein und Fleisch waren streng verpönte Gerichte. Der Speisesaal galt als ein unantastbares Heiligtum und blieb dem Uneingeweihten ewig verschlossen. Während der Mahlzeit herrschte feierliche Ruhe, so dass die draussen Harrenden sich des Eindruckes schauerlicher Mysterien nicht erwehren konnten. Das Essen beschloss ein Gebet des Vorstehers. Die Ordenskleider wurden abgelegt und die Mittagsarbeit begann. Sie dauerte bis zum Eintritt der Dunkelheit, worauf das gleiche Mahl folgte, an welchem etwa eingetroffene Gäste, auswärtige Brüder, teilnahmen. Ein gemeinschaftlicher Gottesdienst beschloss den Tageslauf, „damit die Seele, erfüllt von reinen Vorstellungen, hinüberschlummere und nicht im Traum die bis dahin zurückgedämmte Energie des körperlichen Lebens wieder hervorbreche“. So ver-

strichen die Tage jahrein und jahraus gleichförmig, ernst, feierlich.

Einfach und bescheiden, wie die Nahrung der Ordensbrüder, war auch ihre Kleidung. Ein Unterkleid ohne Ärmel war ihre Tracht im Sommer, ein grober Mantel ihr prophetisches Wintergewand.

Da der Orden nur eine Unterscheidung kannte, die der Reinen und Unreinen, so verwarf er entschieden den Zustand der Sklaverei. Sie war ihm ein Gräuel der Ungerechtigkeit. Die gemeinsame Mutter erschaffe und ernähre die Menschen als blutsverwandte Brüder, und nur die tückische Habsucht zerreisse das enge Band der Verwandtschaft.

Mässig in allen Dingen, Beherrscher ihrer Leidenschaften, treu in ihrer Arbeit, wohlthätig gegen Arme und Hilfsbedürftige, waren die Essäer echte Vorbilder der Humanität und in Wahrheit — ein Tugendbund im höchsten Sinne des Wortes.

Die Gebote des Gesetzes wurden von ihnen mit strengster Konsequenz erfüllt. Der Sabbath wurde bei gottesdienstlichen Übungen in der Synagoge zugebracht. Jede Arbeit ruhte. Kein Feuer durfte angezündet, kein Gefäss von der Stelle gerückt werden. Wenn es im Gesetz heisst: du sollst nicht töten, so verbot der Orden sogar den Krieg und verwarf alles, was Kriegszwecken dienen konnte, u. a. die Waffenfabrikation. Auch Tiere zu töten war den Brüdern bedenklich, zumal sie ihre Nahrung nur dem Pflanzenreiche entnahmen.

Der Eintritt in die Ordensgemeinschaft stand jedem Lebensalter offen. Vor der eigentlichen Aufnahme musste der Angenommene ein dreijähriges Noviziat durchmachen. Ausgerüstet mit der Axt, dem ernsten Symbol der Arbeit, dem Schurz zur Handwaschung und dem weissen Ordensgewande, trat er in den ersten Grad ein, wo er mit der strengen essäischen Lebensweise bekannt gemacht

und auf sie verpflichtet wurde. Von der eigentlichen Gemeinschaft der Brüder blieb er aber zunächst noch ausgeschlossen. Hatte er während eines Jahres durch seinen Wandel keinen Anstoss gegeben, so wurde er in die zweite Ordensklasse versetzt. In ihr musste er zwei Jahre verweilen. Er konnte jetzt zwar mit den Adepten verkehren, durfte sie aber weder anrühren noch mit ihnen speisen. War auch die zweite Ordensstufe mit Erfolg absolviert, so folgte die feierliche Aufnahme des Novizen in die engere Gemeinschaft. Hierbei musste er ein furchtbares Gelübde ablegen, das letzte im Leben. Er schwur: „Gott zu ehren, gegen die Menschen Gerechtigkeit zu üben, Niemandem aus eigenem Antriebe oder auf fremden Befehl zu schaden, dem Gerechten beizustehen, den Ungerechten zu hassen, Treue zu bewahren gegen Jedermann, die Wahrheit zu lieben, den Lügner zu überführen, die Hände von Diebstahl und das Herz von unrechtem Gewinn rein zu halten.“ *)

Ferner gelobte er, vor den Brüdern kein Geheimnis zu haben, Fremden dagegen nichts zu verraten, auch wenn es das Leben kosten sollte, endlich die Ordenslehre den Novizen nicht anders mitzuteilen, als sie ihn von den Älteren gelehrt worden sei, nichts zu geniessen, was aus der Hand eines Ungeweihten käme, die Bücher des Ordens aber sorglich und die Namen der Engel heilig zu bewahren.

Erst nachdem der Jünger alles dies feierlich gelobt, durfte er an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnehmen.

Dem vierten und vornehmsten Grade gehörten alle diejenigen an, welche die höchste Summe essäischen Wissens und Könnens in sich vereinigten.

---

*) Um dieses ethischen Inhalts willen, den das Ordensgelübde unzweifelhaft bezeugt, ist es vielleicht erlaubt, den Essäismus die Morgenröte einer neuen Zeit, des Christentums, zu nennen. Zum ersten Mal in den letzten Jahrhunderten des jüdischen Lebens war hier die Beschaffenheit des *inneren* Menschen als Zweck des Gesetzes hingestellt, als Ziel der Religion erklärt worden.

Frauen wurden in den meisten Kolonien nicht geduldet. Wo aber die Ehe erlaubt war, da war das Weib noch strengeren Vorschriften der Reinigungen unterworfen, als der Mann.

Wer gegen die Ordensvorschriften sich verging, wurde ausgestossen. Gegen diesen Beschluss, von einem Kollegium von 100 Mitgliedern gefasst, gab es keine Appellation. Der Ausgestossene, wofern er sich noch an den Ordenseid gebunden glaubte, ging elend zu Grunde. Er verhungerte lieber, als dass er von einem andern jüdischen Manne Speise und Trank angenommen hätte.

Der erstaunliche Aufwand von asketischen Übungen, dieses einsame Leben voll bitterer Entsagungen sollte nach ihrer Ansicht die Ordensbrüder den hemmenden Schranken der Zeit und des Wissens entheben und sie zu einem tieferen Blick in die Zukunft befähigen.

Der Glaube an die merkwürdige Sehergabe der Essäer verbreitete sich sogar im Volke und fand hier freundliche Aufnahme. Nicht selten forderte man die Zukunftskundigen in die Paläste der vornehmen Geschlechter oder gar des Landesfürsten, „wenn ein unheimlicher Traum die Gemüter beängstete oder das erreichte Ziel an den Neid des Schicksals erinnerte".

Den Essäern kam es aber bei diesem Blicke in die Zukunft nicht um die Stellung eines Horoskops für Einzelne an, sondern es „handelte sich für sie allein um die Zukunft des von den Propheten verheissenen Gottesreiches", das sie sich in den glänzendsten Bildern vorstellten und das zu verdienen und durch gottgefällige Leistungen vom Himmel auf die Erde zu versetzen ihr heisses Streben war.

Die hellseherischen Zustände einzelner bevorzugter Brüder, sowie die gemeinsamen Erfahrungen des Ordens hatten im Laufe der Zeit eine Summe geheimer Kennt-

nisse geschaffen, die in den heiligen Ordensbüchern niedergelegt war und als Geheimlehre betrachtet wurde.

Über den Inhalt derselben finden sich einige Mitteilungen bei dem jüdischen Geschichtsschreiber Flavius Josephus (37—93 n. Chr.), der, obwohl er selbst Essäer und durch den Eid der Verschwiegenheit gebunden war, dennoch nicht umhin konnte, erwünschte Andeutungen darüber zu machen.

Nach ihm enthielten jene Bücher in erster Reihe umfangreiche Engelsverzeichnisse*), deren Namen geheim zu halten bekanntlich eine der vornehmsten Pflichten war, welche der heilsbegierige Novize bei seiner Aufnahme in den Orden übernehmen musste. Der Engelsname aber stellte nicht nur die unterscheidende Benennung dar, sondern schloss vielmehr das Wesen und die Eigenschaften der höheren Wesen ein, deren Kenntnis es jedem unter gewissen Umständen ermöglichte, die Engel vom Himmel auf die Erde herabsteigen zu lassen.

Neben dieser Kunde war die Kenntnis der geheimen Kräfte der Steine und Pflanzen, der Heilmittel und des Heilverfahrens ein vorzügliches Besitztum des Bundes, das andächtig behütet und unablässig vermehrt wurde.

Gerade der Besitz solcher geheimnisvoller Bücher war es, der den Orden allmählich strenger gegen die Aussenwelt abschloss und das Ordensleben immer eigentümlicher ausprägte. Gefördert wurde dieses Wesen

*) Solche Engelslisten finden sich auch im apokalyptischen Buche Henoch, dessen Verfasser sie in seinem Verkehr mit der himmlischen Welt erkundet hatte: „Uriel, der Engel des Donners und Lebens; Rafael, der Engel der Menschengeister; Raguel, der die Rache übt an der Welt und an den Lichtern; Michael, der Engel der Frommen; Saraquel, der Engel der Sünder; Gabriel, der über die Schlangen, das Paradies und über die Cherubim gesetzt ist.“

ausserdem durch die Erkenntnis, dass es den Grundgesetzen des Bundes, der sich des Fleisches vollständig enthalte, zuwiderlaufe, im Tempel zu Jerusalem blutige Opfer darzubringen. Damit hatten die Essäer das Band zerschnitten, das sie an die Theokratie, an das auserwählte Volk bisher unauflöslich gefesselt, so sehr auch stellvertretende Weihgeschenke an den Tempel das Gegenteil darthun sollten.

Der Orden, noch zu Christi Zeiten einer ungewöhnlichen Blüte sich erfreuend, verschwindet in den ersten christlichen Jahrzehnten vollständig aus der Geschichte. Seine letzten Reste verschmelzen mit Jüngern des Christentums zu einer merkwürdigen Gesellschaft armseliger Asketen. —

Der Einfluss der Essäer auf das jüdische Volksleben ist augenscheinlich nur gering gewesen, offenbar deshalb, weil er geschichtlich nie in den Vordergrund getreten ist.

Im Grunde war ja auch der Orden*) dahin zielenden Plänen durchaus abgeneigt. Den im Rate des Schicksals beschlossenen Untergang der unglücklichen Nation aufzuhalten oder abzuwenden, dazu war er nicht imstande, dazu war er auch nicht geschaffen. Ein Akt religiöser Verzweiflung, bezeichnet er vielmehr die beginnende Auflösung des Volkes. Rettung des Einzelnen im Schiffbruch des Ganzen ist sein Losungswort. Immerhin aber ist das Essäertum ein Beweis für die erfreuliche Thatsache, dass auch diese vorchristliche Menschheit noch über einen guten Teil edler

---

*) Nach seinem Vorbilde soll der, angeblich am See Möris bei Alexandria ansässig gewesene, Orden der Therapeuten, eine Genossenschaft asketischer Mönche mit esoterischen Lehren, gegründet worden sein. Doch ist die historische Existenz der Therapeuten neuerdings erfolgreich bestritten worden. Vergl. P. E. Lucius: Die Therapeuten. Strassburg; 1879.

Kraft und gesunden Geistesstoffes verfügte, Vorzüge, die sie dem neuen Weltprinzipe als willkommene Gaben entgegenbrachte.

VIII. Schluss.

Die Mysterien einer untergehenden Welt.*)

Als die Römer die Herrschaft über den Erdkreis errungen, zählten sie zu ihrem augenblicklichen Besitze alles, was der Mensch mit seinen natürlichen Kräften zu erringen vermag: weltliche Macht und Herrlichkeit, des Erdbodens prunkende Güter und Schätze, eine ungewöhnliche Fülle geistiger Bildung. Trotzdem schmachtete das Menschengeschlecht in den Banden tiefster Verkommenheit.

Die unermessliche Beute, welche die siegreichen Legionen aus allen Weltteilen nach der Hauptstadt zusammengeschleppt, lud zu zügellosem Genuss ein und verleidete den Enkeln der Urväter harte Arbeit und ihre einfache Lebensweise. Mit dem rapiden Anwachsen des Reichtums stieg die Genusssucht in ungewöhnlichem Grade und kannte bald keine Grenzen mehr. Mit der Schwelgerei verband sich die gräulichste Sittenverderbnis. Alles war voll von den gemeinsten Verbrechen und Lastern. Und unter dem Joche cäsarischer Tyrannei,

---

*) Vergl. H. Francke: Zur Geschichte Trajans und seiner Zeitgenossen. Quedlinburg u. Leipzig; 1840. — A. Schmidt: Gesch. der Denk- und Glaubensfreiheit im ersten Jahrh. der Kaiserherrschaft und des Christentums. Berlin; 1847. — A. Imhof: T. Flavius Domitianus. Halle; 1857. — A. Vogel: Der Kaiser Diocletian. Halle; 1857. — H. Lehmann: Claudius und Nero und ihre Zeit. Gotha; 1858. — Th. Preuss: Kaiser Diocletian u. seine Zeit. Leipzig; 1869. — O. Henne-Am Rhyn: Allgem. Kulturgesch. II. Bd. Leipzig; 1877. — F. Gregorovius: Der Kaiser Hadrian. Gemälde der römisch-hellenischen Welt zu seiner Zeit. Stuttgart; 1884. — Th. Mommsen: Römische Geschichte. V. Bd. Berlin; 1885. Friedländer a. a. O.

im Taumel namenloser Lüste büssten die Römer ihre geistige Energie und ihren physischen Mut ein. Aus den ehrbaren, arbeitsamen, patriotischen Bürgern der Republik wurden heuchlerische, zuchtlose, feige Sklaven des Kaiserreichs. Der Zersetzungsprozess nahm ungeheure Dimensionen an.

Von Rom verbreiteten sich Sittenlosigkeit und Verbrechen über Italien und die Provinzen, und in dem rasenden Strudel der allgemeinen Korruption erschien die Tugend geradezu als ein Verbrechen.

Der alte Götterglaube, tief erschüttert, hatte seine Macht über die Gemüter verloren. Die gebildeten Stände, soweit nicht schon die letzten Reste ihres religiösen Gefühls durch die frivole Leichtfertigkeit und Ironie der Dichtungen eines Ovid, Horaz, Lukrez, Properz, Martial überwunden waren, wurden durch das Studium der Philosophie und ihrer spekulativen und praktischen Lehrbegriffe zur Verachtung der althergebrachten Volksreligion geführt. Denn das Resultat aller damals so eifrig gepflegten philosophischen Systeme, des Epikureismus und Stoicismus und ihres plebejischen Seitenstückes, der kynischen Schule, der Akademie, der peripatetischen und pythagoräischen Philosophie und des Neuplatonismus, mochten sie nun auf phantastische Träumerei, auf theosophische und theurgische Tüftelei hinauslaufen, mochten sie auf einen materialistischen Kreislauf vom Entstehen und Vergehen ihren Glauben gründen oder auf ein unabänderliches Fatum, mochten ihre Hoffnungen auf einem Urgeist beruhen und seiner dämonischen Macht, mochten sie in einer schönen Seelenharmonie, in der Unterdrückung aller Leidenschaften und Begierden ihre Aufgabe erkennen, — war doch nur die Zersetzung und Negation der überlieferten Staatsreligion, die um so gründlicher war, als keine geschlossene Priesterkaste dem

nivellierenden Einfluss der gebildeten Spötter und Philosophen energisch begegnete.

Das Volk hatte die frühere Glaubensinnigkeit und Überzeugungstreue verloren und stand seinen Göttern gegenüber bekümmert, verzweifelt, hoffnungsarm.

In der Väter thatenfrohen Tagen, da nur die Gegenwart und das Diesseits die vornehmsten Anliegen der Menschen gebildet, hatte Jedermann Glückseligkeit für sich und die Seinen bei den Göttern gesucht und gefunden als Belohnung für seine Opfer und Gebete und seinen Gehorsam gegen ihre Gebote. Ungewöhnliches Missgeschick führte man zurück auf den Zorn irgend eines Gottes, den man durch eigene Schuld erregt, oder aber man schrieb es dem göttlichen Neide zu, wofern man sich schuldlos fühlte. Zorn und Neid der Himmlischen war man gewohnt durch geeignete Opfer und heilige Handlungen, durch Gelübde und Gebete zu besänftigen.

In der Zeit des römisch-griechischen Weltreiches aber lernten die unterjochten Völker des Erdkreises die ganze Ohnmacht ihrer Nationalgötter ermessen: unter der Blutsaugerei übermütiger römischer Beamten seufzend, fanden sie gegen deren schändliche Gewaltthaten nirgends Schutz noch Hilfe. In allen Hoffnungen grausam getäuscht, begannen sie an der Macht, der Gerechtigkeit, selbst an dem Dasein der bisher verehrten Götter zu zweifeln. Und als dann eine tolerante Religionspolitik die Vermischung der zahllosen im Reiche bestehenden, prinzipiell verschiedenen, Religionen herbeiführte, als römische und griechische Götter ihren Weg nach Afrika und Asien fanden und umgekehrt auch der ägyptische, persische, syrische, kleinasiatische Pantheon seine olympischen Wohnungen öffnete und seine Bewohner in das Abendland entsandte, da hatte dieser Umstand ein völliges Ertöten des idealen Gehaltes der alten Götterwelt zur Folge.

Allgemeinster Verachtung aber war sie überliefert, nachdem wahnsinnige Cäsaren vom Schlage eines Caligula, Nero, Domitian angefangen, sich selbst und ihren Günstlingen noch bei Lebzeiten göttliche Verehrung zollen zu lassen. Auch dem unbefangensten Sinn musste die Vergötterung solcher erbärmlicher Wüteriche lächerlich erscheinen.

Also vollzog sich die Vernichtung der alten Volksreligion. Um so mächtiger wirkte da auf alle tieferen Gemüter die Erwartung einer neuen, besseren Zeit, wie sie die Dichter ahnten, wie sie in den weit, auch im Occident, verbreiteten messianischen Prophezeihungen sich kund that. Berühmt in dieser Richtung ist besonders die vierte Ekloge des Virgil, in welcher sich das sehnsüchtige Gefühl der Notwendigkeit einer durchgreifenden Veränderung ausspricht. Im Orient, wohl durch die Juden verbreitet, ging die Kunde um vom bevorstehenden Auftreten eines mächtigen Judenkönigs, und nach Rom drang das Gerücht, dass die Weltherrschaft an das Morgenland übergehen werde.

Wenn schon diese dunklen Prophezeihungen und Hoffnungen unbewusst dem stetig wachsenden Christentum vorarbeiteten, so geschah dies noch in höherem Grade durch die in jener Zeit religiöser Auflösung kräftig emporblühende Litteratur, das letzte Aufflackern des dem Grabe mit Riesenschritten zueilenden antiken Geistes. Gerade die Lektüre der damaligen Schriftsteller, wie des Lukianos von Samosata, zeigt, welche Fragen das religiöse Denken gebildeter Männer hauptsächlich beschäftigten. Überall ist ein ängstliches, hastiges Suchen nach einer unbekannten Weisheit wahrnehmbar, ein ruheloses Forschen über das Wesen der Gottheit, über die Unsterblichkeit der Menschenseele; überall ein schmerzliches Ringen der verzweifelten Gemüter, auf dem Boden der alten Religionen Lehren

und Anschauungen zu erzeugen, welche dem armseligen Erdenleben einen ernsten Inhalt, der Sehnsucht des gedrückten Herzens ein dauerndes, tröstendes Ziel verleihen sollten — eine merkwürdige und zugleich rührende Erscheinung.

Zu diesem erhabenen Zweck wählte man am liebsten den Weg durch die zuchtlosen Orgien orientalischer Kulte*) und ihre phantastischen Dämonenlehren, durch die Weissagungen und Zauberformeln der Druiden, oder man suchte das ewige Leben und das Heil der Seele zu gewinnen in düsteren, geheimnisvollen Mysterien mit symbolischen Einweihungen, die mit den heiligen Gebräuchen des Christentums, mit der Taufe, dem Abendmahl, dem Bilde der Auferstehung, Ähnlichkeit hatten.

1. Die Mithrasmysterien.**)

Ausser den Isis- und Bakchosdiensten***), die wir bereits des Näheren kennen gelernt, waren es besonders die Mithrasmysterien, welche, weit verbreitet und viele Jahre in hohem Ansehen stehend, eine erlösende Religion des sinkenden Heidentums wurden.

Anfänglich gehörte Mithras nicht zu den vornehmsten Göttern der iranischen Religion†); erst seit der Zeit Xerxes' I. wurde er als Sonnengott der Hauptgott des persischen Kultus. Seitdem verbreitete

*) Aus Babylonien, Syrien und Ägypten und Kleinasien waren ganze Scharen von geheimnisvollen Personen ausgezogen, welche als Traumdeuter, Wahrsager, Wunderärzte, Zauberer bei Hoch und Niedrig im Reiche bereitwillige Aufnahme fanden. Unter ihnen erfreute sich besonderer Berühmtheit jener Pythagoräer Apollonius aus Tyana, dessen wir oben bereits gedacht. (S. S. 196 ff.)

**) Vergl. Lajard: Recherches sur le culte public et les mystères de Mithre. 2 Bde. Paris; 1847—48. — F. Windischmann: Mithra. Ein Beitrag zur Mythengeschichte des Orients. (In: Abhandlungen für die Kunde des Morgenlandes. I. Bd.) Leipzig; 1859.

***) Siehe Seite 175 ff.

†) Siehe Seite 71 ff.

sich der Mithraskult von Iran über ganz Vorderasien, und seit etwa 70 v. Chr. auch über den Occident, „wo er mit jener Leidenschaft für das Exotische und Geheimnisvolle aufgenommen wurde, welche dem Untergang des Heidentums als letztes Aufkommen seines vor der Sonne des Christentums erbleichenden Lichtes vorausging“. Und da Mithras auch als Führer der Seelen aus dem Dunkel des Erdenlebens in die himmlische Lichtwohnung galt, so wurde diese Vorstellung der Mittelpunkt merkwürdiger Mysterien, deren Mitglieder einen geheimen Orden bildeten.

Die Mysterien wurden zur Zeit des Frühlingsäquinoktiums von der Mithrasbrüderschaft in abgelegenen Grotten, in natürlichen oder künstlichen Höhlen gefeiert. In solchen „Mithreen“ waren Altäre errichtet, waren Bildwerke und Symbole angebracht, welche die Fixsterne und Planeten, die Zeichen des Tierkreises, die Elemente, den Weg der Seele durch die Sonne und die Planeten andeuten sollten.

Die Gebräuche, welche bei der Einweihung vorkamen, symbolisierten den Kampf der Mithrasbrüder gegen Ahriman, den bösen Geist, und seine Diener, d. h. die Befreiung der Menschheit von dem drückenden Gefühle der sittlichen Unvollkommenheit, und bestanden demgemäss in einer Reihe schwerer Prüfungen und körperlicher Kasteiungen, die nicht selten mit dem Leben bezahlt wurden.*)

Nach der Anzahl der Planeten gab es sieben Grade, deren jeder seine eigenen Lehren und Gebräuche hatte. Durch diese siebenfache Stufenreihe von freiwilligen

*) Darauf scheinen die zahlreichen Totenschädel hinzudeuten, welche man in den „Mithreen“ in Rom, Alexandrien und in vielen Höhlen der Alpen und der Donaugegend entdeckt hat. — Aus dem ehemaligen Mithrasdienste haben sich auch noch mancherlei Gebräuche in der armenischen Kirche erhalten.

Leiden und Büssungen musste der einzuweihende Kandidat Mut und Seelenstärke beweisen, ehe er würdig war, in die heilige Gemeinschaft aufgenommen zu werden, wo ihm als Lohn ein Schwert und ein Kranz winkten, die eigenartigen Abzeichen der Brüderschaft. „Nach den Berichten der christlichen Apologeten wurde in den Mysterien Brod und ein Wasserbecher mit einigen dazu passenden Reden bei der Weihe der Einzuführenden aufgesetzt. Die Wassergefässe waren ein Symbol der Quellen. Ferner wurde den Einzuweihenden statt des Wassers Honig zum Waschen auf die Hände gegossen und sie dabei ermahnt, die Hände rein zu halten von allen schädlichen und abscheulichen Dingen. Honig bedeutet die Eigenschaft des Bewahrens.“

Solchen Prüfungen unterzogen sich sogar mehrere Kaiser, wie Trajan, Domitian und Julian der Abtrünnige, der ein eifriger Adept der Mithrasmysterien war. Noch um 362 wurden dieselben in Konstantinopel festlich begangen, um aber bald darauf beseitigt zu werden.

2. Die Taurobolien der grossen Mutter und des Atys.*)

Wie Mithras die Seelen der durch Büssungen geläuterten Eingeweihten dem ewigen Leben zuführte, so hoffte man auch durch die Mysterien der Naturmächte und der Unterweltsgötter zu diesem Ziele zu gelangen.

Schon die alten Hellenen hatten, wie wir gesehen, die an die Mythen von Demeter, Persephone und Dionysos geknüpften Geheimlehren über den Kreislauf des Lebens, über Tod und Auferstehung in Mysterien gehüllt, die noch in die Kaiserzeit fortdauerten. Aber das entartete Heidentum begnügte sich nicht mit jenen poetisch

*) Vergl. E. Müller: De Attide et Sabazio. Ratibor; 1828. — Goehler: De Matris magnae apud Romanos cultu. Leipzig; 1886.

und künstlerisch ausgebildeten Eleusinien, es flüchtete sich in Geheimdienste, worin die äussersten Richtungen, sinnliche Lust und freiwilliger Schmerz, widerlich gepaart waren.

Von der Art waren vornehmlich die Taurobilien der grossen Mutter und des Atys.

Die grosse Mutter, die Mutter der olympischen Götterfamilie, hatte im alten Griechenland nur eine untergeordnete Bedeutung erlangt. Dagegen hatte sie ihre vornehmste Kultusstätte auf dem meerumrauschten Kreta gefunden, dem sagenberühmten Geburtsort des Zeus, der klassischen Heimat uralter Mythen. Auf der Insel floss die griechische Göttermutter bald mit der Gestalt der asiatischen Kybele, die an vielen Orten Kleinasiens auf orgiastische Weise verehrt wurde, zusammen, so dass sie nunmehr eine mystische Erdgottheit, eine grosse, lebenverbreitende Göttin der Natur wurde. Allmählig wurde sie auch mit andern Göttinnen ähnlicher Art vermischt, so mit Demeter und der ägyptischen Isis.

Ein Liebling der Kybele und ihr Priester war Atys, ein schöner Jüngling, von Nana, der Tochter des Flussgottes Sangarias, geboren, das Symbol der frühhinwelkenden Lebensblüte. Er kam auf grausame Weise ums Leben, und sein Tod wurde von der Göttermutter in wildem Schmerze betrauert.*)

Ihm und der Kybele zu Ehren feierte man im Frühlingsanfang ein mehrtägiges Fest, wobei die Teilnehmer unter wildem Geschrei und rauschender Musik sich rasendem Schmerze und massloser Freude hingaben und sich blutig verstümmelten — ein Akt hoher Moralität und gottseligen Glaubens. Religiöser Wahnsinn, Schamlosigkeit und Sinnentaumel feierten die fürchterlichsten Orgien.

*) Vergl. Ovid: Fasti IV. 221 ff.

Nach Rom gelangte der orgiastische Kybeledienst im Jahre 204 v. Chr. Doch durfte damals kein freigeborener Römer in die Schar der Priester eintreten. Aber im Zeitalter der Antonine, da man begierig allem nachjagte, was eine fröhliche Abwechselung in die trostlose Öde und Einförmigkeit des Lebens bringen konnte, gewann auch dieser Religionsdienst grössere Verbreitung. Vornehme Römer und Römerinnen widmeten sich dem zuchtlosen Dienst der Göttin, hielten an ihren Festen schwärmerische Umzüge und rasten als Verzückte.*)

Damals kamen auch zu Ehren der grossen Mutter die Taurobolien auf. Der christlichen Taufe nachgebildet, sollten sie die sühnende und reinigende Kraft einer „Wiedergeburt“ besitzen.

Wer in ihre Mysterien aufgenommen zu werden wünschte, musste in stiller Mitternacht eine seltsame Prozedur durchmachen. Im Schmucke symbolischer Kleider stellte er sich in eine Grube, welche mit durchlöcherten Brettern überdeckt war, und fing das durch die Öffnungen niederrinnende Blut der Opfertiere, eines Stieres und eines Widders, mit dem Gesicht, den Haaren und den Kleidern auf.

Über die übrigen Teile der Einweihung sind wir nicht näher unterrichtet. Jedoch wissen wir, dass die Zahl der männlichen und weiblichen Mitglieder der Weihbrüderschaft sehr gross gewesen ist. Als Zeichen der Zugehörigkeit zum Bunde mussten sie ihre blutgetränkten Kleider öffentlich zur Schau tragen.

---

*) Von den haarsträubenden Schändlichkeiten, die sich im Schosse dieses asiatischen Naturdienstes ausgebildet, geben die sarkastischen Erzählungen Lukianos', des „griechischen Voltaire“, (geb. um das Jahr 125 n. Chr.) und Apulejus' eine furchtbare Schilderung.

3. Der Gnosticismus.*)

Die zahlreichen Mysterienkulte mit ihren Geheimlehren, die trügerischen Künste der orientalischen Gaukler vermochten auf die Dauer ihr Ansehen nicht zu bewahren. Wüste Blendwerke des Aberglaubens, nahmen sie den gläubigen Gemütern den letzten Hoffnungsschimmer und erfüllten die getäuschten mit namenloser Verzweiflung. Und als selbst der Versuch scheiterte, die antike Weltanschauung vermittels christlicher Ideen zu läutern, den menschlichen Geist mit der neuen christlichen, mit der ägyptischen und persischen Weisheit, mit der astrologischen Sternkunde der Chaldäer und mit der Magie Syriens zugleich zu bereichern, da begannen die geängsteten Gewissen sich den christlichen Gemeinden zuzuwenden, wo jetzt allein die uralte Sehnsucht des Menschengeschlechts nach Verschmelzung des Göttlichen mit dem Menschlichen gestillt werden könnte.

---

*) Vergl. J. K. L. Gieseler: Lehrbuch der Kirchengesch. 1. Bd. Bonn; 1824. — Matter: Histoire critique du gnosticisme. 2. Aufl. 3 Bde. Strassburg; 1844. — A. Hilgenfeld: Das Urchristentum in den Hauptwendepunkten seines Entwicklungsganges. Jena; 1855. — A. Ritschl: Entstehung der altkatholischen Kirche. Bonn; 1857. — H. Ewald: Gesch. des Volkes Israel. VI. u. VII. Bd. Göttingen; 1858—60. — R. A. Lipsius: Der Gnosticismus. (In Ersch' und Gruber's Encyklopädie. Bd. 71. Leipzig; 1860.) — Chr. Baur: Das Christentum und die christl. Kirche in den drei ersten Jahrhunderten. Tübingen; 1860. — A. Neander: Allgem. Gesch. der christl. Religion und Kirche. 1. u. 2. Bd. Gotha; 1863. — A. Hausrath: Neutestam. Zeitgesch. 2. u. 4. Bd. Heidelberg; 1874—77. — Mansel: The gnostic heresies. London; 1875. — E. Gibbon: History of the decline and fall of the Roman Empire. 8 Bde. London; 1884 ff. — K. R. Hagenbach: Kirchengeschichte von der ältesten Zeit bis zum 19. Jahrhundert. In Vorlesungen. 1. Bd. Leipzig; 1885. — K. v. Hase: Kirchengeschichte. 1. Bd. Leipzig 1885.

Besonders waren es alle, welche „mühselig und beladen“ waren, die Armen und die Sklaven, welche der frohen Botschaft der tröstenden Weltreligion mit Entzücken lauschten und sie mit Inbrunst ergriffen, da sie ihnen durch die Lehre von der Freiheit und der brüderlichen Liebe und Gemeinschaft Aller eine würdige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft anwies.

Aber auch die gebildeten und vornehmen Stände zögerten nicht mehr, einer Religion sich anzuschliessen, die neben dem tiefen sittlichen Gehalte auch dem verhängnisvollen Zuge der Zeit zum Schwärmerischen und Mystischen entgegenkam durch die Lehre von Jesus, dem Sohne Gottes, und seinen Wunderthaten, sowie in den symbolischen Handlungen der Taufe und des Abendmahls.

Nicht minder lebhaft war die Begeisterung der mittleren Volksklassen für die Botschaft des Heils. Seitdem sie erkannt, dass die alten, herabgewürdigten Götter nur noch elende Werkzeuge der Politik und der Täuschung seien, hatten sie sich zwar in dem niederschmetternden Gefühle ihrer geistigen Hilflosigkeit jedem Aberglauben in die Arme geworfen, aber bald erkannten sie, insbesondere die Soldaten, die Beamten und Kaufleute, welche in den Provinzen des weiten Römerreiches umherzogen, über der abgelebten Götterwelt und den buntscheckigen Religionsgebräuchen die unvergleichlichen Vorzüge einer geistigen Religion mit ernsten Sittenlehren und wurden begeisterte Träger und Verbreiter christlicher Wahrheiten.

Mehr und mehr trat der heidnische Kultus zurück hinter der Religion der Bruderliebe und der Gleichheit. Die geistigen und sittlichen Lebensanschauungen der früheren Geschlechter gingen ihrem sicheren Untergange entgegen.

Angesichts dessen mussten alle Herzen, die noch

an den Lebensgenüssen und Schönheiten der alten Götterwelt hingen, sich aufgefordert fühlen zu einem Kampfe auf Leben und Tod gegen den unheimlichen Gegner. Gemeine und edlere Motive vereinigten sich zu energischem Widerstande. Alle, welche im Götzendienst die unversiegbare Quelle des Erwerbes fanden, und alle, welche die Ehre und Anschauungen des Altertums schirmen zu müssen glaubten: die Priester, deren Tempel immer spärlichere Opfer eintrugen, die Magier und Gaukler, welche immer schlechtere Geschäfte machten, die Künstler und Handwerker, welche einst viel begehrte, jetzt aber verschmähte Götterbilder und Luxusgegenstände anfertigten, die Habsucht der Mächtigen, welche sich gern an dem konfiszierten Vermögen der Christen bereicherten, die Raubsucht des Pöbels. Während die Schriftsteller ihre geistigen Waffen ins Feld führten, schärfte die weltliche Macht das Schwert der Verfolgung.*)

Allein das Blut der Märtyrer war der Same der Kirche. Aus den grossen Bluttaufen der Verfolgungen erhob sich eine desto heissere Glut des Glaubens. Edlere Gemüter unter den Heiden konnten die geistige Obmacht der Märtyrer über die qualvollsten Todesschauer der leiblichen Natur nicht ohne hohe Bewunderung anschauen. Von der Bewunderung zur Hinneigung zu einer Sache, die mit solchem Heldenmute verfochten wird, ist nur ein Schritt, und somit erwuchsen aus dem Blute eines Märtyrers zehn neue Bekenner Christi. Ausserdem erlahmten zuletzt alle Werkzeuge der Reaktion in dem langwierigen Kampfe gegen die christliche Revolution. Die Christuslehre fand ihren Weg über den ganzen Erdkreis.

*) Es sind meistens die trefflichsten Imperatoren, wie Trajan und Domitian, die unter den Verfolgern der Christen genannt werden, eine Erscheinung, die sich daraus erklärt, dass eben diese kräftigen Kaiser den antiken Staatsgedanken, von dem sie erfüllt waren, aufrecht zu erhalten sich am meisten bestrebten.

Es ist ein „historisches Schauspiel erster Grösse, diese junge Gesellschaft mit ihrer neuen Religion und Weltanschauung gegen den gewaltigsten aller Staaten mit seinem Heidentum und seiner tausendjährigen Kultur kämpfen und durch den Untergang siegen zu sehen“.

Mit der Entstehung zahlreicher Christengemeinden war in den verschiedenen Ländern nach dem Stande der Bildung und im Anschluss an die überlieferten Begriffe eine verschiedenartige Entwickelung der apostolischen Lehrweisen verknüpft, zumal die allgemein anerkannte Autorität fehlte, deren entscheidenden Rat man in Zweifelsfällen, wie einst in den Tagen der Apostel, hätte einholen können. Infolge dessen wuchsen bald mancherlei fremdartige Gewächse aus dem christlichen Lebensbaum heraus.

Hierzu gehörte vor allem der Gnosticismus.

Mit dem Namen Gnosticismus bezeichnete man in der neutestamentlichen Zeit die tiefere Einsicht in den inneren Zusammenhang einer religiösen Gedankenwelt, welche, im Gegensatz zum Autoritätsglauben, der gewöhnlichen Auffassung, nur wenigen Begabten oder Geweihten zu teil werde.

Das war im wesentlichen schon der Charakter der antiken Mysterien. Der Gnosticismus stellt demnach den Versuch dar, das Christentum nach ihrem Vorbilde umzuformen, es auf Grund einer phantastisch-spekulativen Gottes- und Weltanschauung in einem neuen Mysterienkultus als die vollendete Wahrheit erscheinen zu lassen.

Wie die griechische Philosophie, beschäftigte sich der Gnosticismus, in dessen Systemen sich Elemente jüdischer, syrischer, persischer und auch indischer Religionslehren, platonischer, stoischer und pythagoräischer Philosophie nachweisen lassen, mit der Lösung derselben Probleme: der Schöpfung, mit Gott als dem Urheber

der, seinem geistigen Wesen so fremdartigen, materiellen Welt, mit deren Mängeln und Fehlern, mit dem in ihr waltenden Bösen, mit der Verschiedenheit der sittlichen Naturen u. s. w. Mit einem Wort, die „Lehre der Wissenden“ wollte im gesamten Verlauf des Weltlebens eine Geschichte Gottes finden.

Der gnostische Gott ist ein dunkles, verhülltes Wesen, das erst durch ein mannigfach abgestuftes Heer von Kräften, die von ihm ausfliessen, sich zum Bewusstsein seiner selbst hindurcharbeiten muss. Die sichtbare Welt ist nicht eine freie Schöpfung dieses Gottes, sondern das Werk eines ihm untergeordneten Weltbildners, Demiurgos, der sie aus der toten, bösartigen Materie geschaffen hat.

Auch der Mensch ist ein Gebilde des Demiurgos, „unterthan einem blinden Geschick und preisgegeben den Mächten, die zwischen Himmel und Erde walten“, d. h. der Sünde, dem Bösen. Aus ihren Banden kann er nur dadurch erlöst werden, dass, nachdem er sich durch Büssungen und Kasteiungen und endlich durch den Tod der Herrschaft des Leibes entledigt, höhere Lichtwesen (Aeonen) ihn in das phantastisch-idealistische Lichtreich versetzen.

Ein solches Aeon ist nach der gnostischen Lehre auch Christus, der zur Aufnahme „der Welt in die göttliche Lichtfülle und zur Lösung des grossen Weltzwiespalts auf Erden erschienen sei“.

Von der Theorie ausgehend, dass der Geist, ein Lichtfunke Gottes, von seiner Feindin, der Sinnenwelt, in schmachvoller Gefangenschaft gehalten werde, war es die sittliche Aufgabe der Gnostiker, sich als Geistesmenschen (Pneumatiker) im Gegensatz zu dem vom Demiurgos oder gar vom Satan herrührenden Seelenmenschen (Psychikern) und Fleischesmenschen (Hylikern) zu bewähren, eins zu werden mit dem Urquell des Geistes

durch Gnosis und Entkörperung des Geistes. Während demnach die einen sich die strengste Zucht auferlegten, die nicht selten in freiwilliges Martyrium ausartete, sagten andere nach dem Grundsatz, dass dem geistig freien Menschen alles erlaubt sei, sich von jedem Sittengesetz los und gerieten in die tollsten Ausschweifungen der Phantasie und der Sinnlichkeit.

Auf die Gnadenmittel der Kirche legten die Gnostiker nur geringen Wert. Den Kirchenglauben liessen sie zwar als notwendige Volksanschauung bestehen, stellten aber ihre Mysterien weit über denselben.

Diese Grundanschauungen der Gnostiker finden sich zerstreut in vielen Systemen*), in dem der Orphiten, Elkesaiten, Manichäer etc. Die durchsichtigsten und tiefsten gehen auf Basilides und den Alexandriner Valentinus zurück.

So grossartig sich auch der Gnosticismus um die Mitte des zweiten Jahrhunderts entfaltet hatte, so musste er doch endlich bei seiner eigenen Haltlosigkeit und geistigen Überspannung, bei der ungezügelten Willkür seiner wandelbaren Gestaltungen dem entschlossenen Widerspruch der Kirche weichen, und schon um das Jahr 200 konnte das gnostische Mysterium als überwunden angesehen werden. —

---

*) Vergl. F. C. Baur: Das manichäische Religionssystem. Tübingen; 1831. — G. Uhlhorn: Das Basilidianische System. Göttingen; 1855. — G. Flügel: Mani, seine Lehre und seine Schriften. Leipzig; 1862. — A. Merx: Bardesanes von Edessa. Halle; 1863. — A. Hilgenfeld: Bardesanes, der letzte Gnostiker. Leipzig; 1864. — J. N. Gruber: Die Orphiten. Würzburg; 1864. G. Heinrici: Die Valentinianische Gnosis. Berlin; 1871. — A. Geyler: Das System des Manichäismus. Jena; 1875. — A. Hilgenfeld: Die Ketzergesch. des Urchristentums. Leipzig; 1884. —

Zweites Buch.

Die Geheimbünde des Mittelalters.

I. Der Islam.

1. Seine Heimat.*)

Südlich von Palästina, im Westen vom Roten Meer, im Osten vom Euphratland und persischen Golf begrenzt, erstreckt sich die grosse Halbinsel Arabien weit nach Süden in den arabisch-indischen Ocean hinaus. Ein ausgedehntes Hochplateau, ungeheure, wüstenartige Sandsteppen in sich bergend, nimmt die Mitte des Landes ein, während steil abfallende, öde Randgebirge von rötlichem Sandstein und Porphyr mit wildzerrissenen Schluchten die Meeresküste umsäumen.

Das innere Wüstenland, wo die ewig aufgeregte Natur ungeheure Sandstürme emporwirbelt, die mit zer-

*) J. L. Burckhardt: Reisen in Arabien. Aus dem Englischen. Weimar; 1830—31. — Forster: Historical geography of Arabia. 2 Bde. London; 1844. — C. Ritter: Vergleichende Erdkunde von Arabien. 2 Bde. Berlin; 1846—47. — H. v. Maltzan: Wallfahrt nach Mekka. 2 Bde. Leipzig; 1865. — W. G. Palgrave; Reisen in Arabien. Aus dem Engl. 2 Bde. Leipzig; 1867—68. — H. v. Maltzan: Reisen in Arabien. 2. Bde. Braunschweig; 1873. — A. Sprenger: Alte Geographie Arabiens. Bern; 1875. — H. A. Daniel: Handbuch der Geographie. I. Bd. Leizig; 1881.

malmender Wucht alles vor sich niederwerfen, hat keine eigentlichen Flüsse aufzuweisen, keine Thäler mit fruchtbaren Geländen, keine waldumkränzten Höhen. „Die Giessbäche, die von den Bergen stürzen, werden von der durstigen Erde getrunken, die seltenen und abgehärteten Pflanzen, die Tamarinde und die Akazie, die ihre Wurzeln in die Felsenspalten schlagen, werden von dem Tau der Nacht genährt.“ Ein kärglicher Vorrat von Wasser wird in Zisternen gesammelt. Nur nach dem Winterregen breitet sich alljährlich ein bunter Teppich von Gräsern und Blumen über die sandige Fläche aus, der aber bald wieder unter der tropischen Hitze des Sommers verschwindet.

Die höchsten irdischen Güter und oft die einzigen Reichtümer für die Bewohner dieser Wüstenlandschaft sind das Kamel, sein unentbehrlichster Begleiter, und das edle Pferd, an Schnelligkeit, Ausdauer und Gelehrigkeit alle andern seiner Art übertreffend.

Die alten Geographen unterschieden ein steiniges, sandiges und glückliches Arabien, eine Einteilung, die zwar in der Beschaffenheit des Landes einige Berechtigung hat, im Ganzen aber ziemlich willkürlich ist.

Im Norden, von kahlen Granitfelsen durchschnitten, umfasste die Sinaihalbinsel das steinige oder peträische Arabien. Unter dem sandigen verstand man das innere Wüstenland, während der südwestliche Küstenstrich, das heutige Jemen, wegen der Fruchtbarkeit seiner Thäler und Gebirgsabhänge den Namen des glücklichen Arabiens führte.

Hier gediehen unter einer tropischen, aber durch frische Bergluft und die vom Ozean heranwehenden Winde gemilderten, Atmosphäre das Zuckerrohr, der immergrünende und blühende Kaffeebaum, Granatäpfel, Feigen und Datteln. Prächtige Waldungen von hochstämmigen Bäumen bedeckten die Abhänge der Berge

und entzückten das Auge, und die kostbare Weihrauchpflanze erfüllte die Luft mit lieblichen Wohlgerüchen.

Wie übertrieben auch die Schilderungen sein mögen, welche die alten Geographen Strabo und Diodor auf Grund unsicherer älterer Berichte von der Fruchtbarkeit und dem Reichtum des glücklichen Landes entworfen, sie beweisen doch, dass die Bewohner schon im grauen Altertum einen lebhaften See- und Karawanenhandel getrieben, dass sie in volkreichen Städten mit reichgeschmückten Tempeln und prächtigen Palästen lebten und an verfeinertem Kulturleben ihre, unstet von einem Weideplatz zum andern ziehenden, Stammesgenossen in der Wüste weit übertrafen, aber auch zugleich mit den Vorzügen die zahllosen Gebrechen und Fehler desselben angenommen hatten.

Abgeschlossen durch die Lage ihres schwer zugänglichen Landes, unberührt von dem flutenden Strome der Weltgeschichte, fern von der Heerstrasse der grossen Welteroberer, deren Macht sich an ihren Grenzen gebrochen, blieben die stolzen, trotzigen Wüstensöhne, die Beduinen oder Sarazenen*) leichter als die meisten semitischen Völker vor aller Vermischung mit den Fremden und vor ihrer Herrschaft bewahrt und waren darum im stande, die genügsame Einfachheit der altväterlichen Sitten und Gewohnheiten zu bewahren, ihren Nationalcharakter, ihre Naturanlagen, die ihnen eigentümlichen Kräfte frei und unbeeinflusst zu entwickeln.

*) Ursprünglich der Name eines im nördlichen Arabien nahe der syrischen Grenze sitzenden Stammes, wurde diese Bezeichnung von den Syrern später auf alle Araber übertragen.

Vergl. G. Flügel: Die Geschichte der Araber. Leipzig; 1840. — Caussin de Perceval: Essai sur l'histoire des Arabes avant l'islamisme. 3 Bde. Paris; 1847—49. — F. Wüstenfeld: Die Wohnsitze und Wanderungen der arabischen Stämme. Göttingen; 1868.

Das harmonische Gleichmass der Seelenkräfte war ihnen versagt, dagegen beherrschten ungezügelte Leidenschaften ihr Gemüt, bestimmte unbeugsame Energie ihr Wollen und Handeln. Der selbstsüchtige Glaube an die ausschliessliche Berechtigung, verbunden mit einem reizbaren, eifersüchtigen Ehrgefühl und wilder Rachelust, erstickten die menschlichen Regungen und gönnten der Humanität keinen Zugang zum Herzen. Todeskühner Mut und Unternehmungssinn, ein rascher Blick, scharfe Auffassungsgabe, ein ungewöhnliches Gedächtnis und ein Körper, gestählt durch die mannigfachen Wechselfälle eines gefahrvollen Wander- und Kriegslebens in der Wüste, — diese Vorzüge zeichneten die Araber aus, und ihnen verdankten sie später die grossartigen Erfolge im Felde und auf dem Gebiete des Geistes, als ein neuer Glaube die gespaltenen Stämme vereinigte und die vereinzelten Kräfte durch die Macht religiöser Begeisterung auf ein gemeinsames Ziel lenkte.

Einen einzigen Staat hat Arabien nie gebildet. Bei den wilden Kindern einer wilden Natur herrschten soziale Zustände, wie sie uns aus den Tagen der biblischen Patriarchen bekannt sind.

Die Stämme erwuchsen aus Familien, deren Häupter die Väter oder die erstgeborenen Söhne waren. Das Haupt der ältesten Familie war zugleich Stammesfürst. Ihm zur Seite standen die Häupter der übrigen Geschlechter, mit deren Rat und Zustimmung er alle Streitfragen schlichtete.

Von einer Staatsgewalt, der ein Zwangsmittel gegen Ungehorsam und Widerspänstige zugestanden hätte, war bei den trotzigen Wüstensöhnen keine Rede. „Aber der enge Zusammenhang der Familie, das sehr lebendige Gefühl für Ehre und Schande und der nur auf Ansehen, nicht auf gesetzlicher Machtbefugnis beruhende Einfluss einzelner, durch Tapferkeit, Reichtum, grosse Familie,

Klugheit und Erfahrung ausgezeichneter Männer ersetzten in den meisten Fällen diesen Mangel ziemlich gut.“

Aber wie oft auch die Leidenschaft den heissblütign Araber zu grausamen Thaten fortriss, die heiligen Gebote der Ehre und der überlieferten Sitte verletzte er niemals. Nie brach er das gegebene Wort, nie entweihte er das Gastrecht. Dieselben Scenen idyllischen Lebens, die uns aus der Patriarchenzeit des israelitischen Volkes oder aus den Gedichten Homers so anmuten, wiederholen sich fort und fort im Schosse des arabischen Volkslebens und bilden den reichen Inhalt arabischer Poesie. *)

Zwar hat es die arabische Dichtkunst weder zu einer höheren Epik gebracht, wie sie sich bei den Indern, Griechen, Germanen findet, noch zu einer höheren Dramatik, doch quoll um so reicher der Strom der lyrischen Poesie, in alten Zeiten der natürliche Ausdruck jeder höheren Stimmung.

Die altarabischen Dichter, zugleich Helden und Abenteurer, oft auch Propheten und Schiedsrichter, immer aber die bevorzugten Lieblinge des Stammes, schilderten in schwungvollen Liedern die Begebnisse gefahrvoller Wüstenstreiferei, die Tugenden der Stammesgenossen, ihre unwiderstehliche Tapferkeit und Kühnheit

*) Vergl. G. Weil: Die poetische Litteratur der Araber vor und unmittelbar nach Mohammed. Stuttgart; 1837. — J. v. Hammer-Purgstall: Litteraturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des XII. Jahrh. der Hidjrah. 7 Bde. Wien; 1850–56. — Th. Nöldeke: Beiträge zur Kenntnis der Poesie der alten Araber. Leipzig; 1864. — A. v. Kremer: Gesch. der herrschenden Ideen des Islams. Leipzig; 1868. — Derselbe: Kulturgeschichte des Orients unter den Kalifen. 2 Bde. Wien; 1875—77. — Le Bon: La civilisation des Arabes. Paris; 1884. — A. Müller: Der Islam im Morgen- und Abendland. 2 Bde. Berlin; 1885–87.

und ihre liebenswürdige, freigebige Gastlichkeit, „die unaufhörlichen Fehden der Stämme, der Blutrache unverbrüchliches Gesetz und endlich eine Liebe, die glutvoll bald in sinnlichen Reizen schwelgt, bald in süssester Herzlichkeit auftönt, eine Liebe, wie sie nur in Zeiten möglich war, da die Frau noch nicht aus dem öffentlichen Leben in den öden Kerker des Harems verstossen, noch nicht zur willenlosen Sklavin der Lüste eines unumschränkten Gebieters geworden war“. —

Von den übrigen Künsten liebte und pflegte der Araber am meisten die Musik, welche als der unmittelbarste Ausdruck des bewegten Gemütes die leidenschaftliche Stimmung am heftigsten aufregt.

Des Menschen Gefühl seiner Abhängigkeit von der Natur hatte auch die alten Araber zur Verehrung wohlthätiger, schrecklicher oder besonders auffälliger Naturdinge geführt. Dieser Naturdienst*) bestand ursprünglich in einem rohen Kultus der Sonne, des Mondes und der Sterne. Später richtete sich die gläubige Andacht vorzugsweise auf die Sterne, die in dem, über der arabischen Halbinsel sich wölbenden, ewig reinen Äther ihre glänzendste Pracht entfalten. Ihrem Einflusse schrieb man alle Erscheinungen des Naturlebens zu und übertrug dann dieselbe Wirkung auch auf das menschliche Leben, so dass man bald dahin gelangte, in ihnen göttliche Mächte zu verehren, welche die Natur und die Geschicke der Menschen nach ewigen Gesetzen lenken.

Infolge der nationalen Zerrissenheit erweiterte sich das arabische Religionswesen zu einem vielgestaltigen Götzendienst. Jeder Stamm verehrte seine eigenen Sterngötter nach eigenen Formen und unter eigenem Namen. Und als nun flüchtige Juden und Parsen und verfolgte Christen ihre Lehren und Kult-

*) Vergl. L. Krehl: Über die Religion der vorislamischen Araber. Leipzig; 1863.

gebräuche mitteilten, entstand ein völlig unverständliches Gemisch der verschiedenartigsten Götternamen und Religionssatzungen. Jetzt besassen nicht nur alle Stämme, sondern auch alle Familien ihre eigenen Götter oder Genien.

Allein in diesem wüsten Konglomerat sollte das arabische Religionswesen nicht ersticken. Die geistige Anlage des semitischen Stammes drängte zur Zusammenfassung des Einzelnen in der Gattung, zur Unterordnung des Geringeren unter das Höhere. So gelangten hervorragende Geister frühzeitig zur Erkenntnis eines höchsten Götterwesens, dem alle Einzelgötter an Macht nachständen, eines Nationalgottes, der sein Volk beherrsche, beschütze und bestrafe und dem alle Volksgenossen mit gläubiger Verehrung dienen sollten.

Wie die Nachkommen Jakobs, besassen auch die Söhne Ismaels einen religiösen Mittelpunkt, ein Nationalheiligtum. Das war die Kaaba *) mit dem schwarzen Stein, die vierseitige Kapelle in der Mitte eines grossen, von geräumigen Säulengängen umschlossenen Tempelraumes in Mekka. In den vier heiligen Monaten fanden sich seit undenklicher Zeit alljährlich ungezählte Scharen andächtiger Pilger aus allen Gegenden der arabischen Erde an der geweihten Stätte ein zur Verrichtung der vorgeschriebenen frommen Handlungen: der Opfer, Gebete und Umzüge um das heilige Gebäude. Während dieser Zeit herrschte der tiefste Gottesfriede. Alle Fehden ruhten; gemeinsam widmeten sich Freund und Feind den religiösen Zeremonien oder besuchten die grosse Handelsmesse, welche, verbunden mit poetischen Wettkämpfen und allen Arten von Kurzweil und froher Volkslust, in der Nähe der Stadt abgehalten wurde.

*) Als Gründer der Kaaba wird Ismael verehrt, der verstossene Sohn Abrahams, der Stammvater der Beduinen, dem der Engel Gabriel den hier aufbewahrten schwarzen Stein vom Himmel gebracht haben soll.

So war Mekka der gefeierte Mittelpunkt für die zerfahrenen, religiösen Anschauungen, der glänzende Sammelplatz für alle Stämme arabischer Zunge und Abstammung. Von diesem Brennpunkt seines physischen und intellektuellen Lebens brachen später die Araber erobernd auf die Bühne des Welttheaters hervor mit vernichtender Gewalt und unwiderstehlich, gleich den Wüstenstürmen ihrer sandigen Heimat.

Die Stadt mit der Kaaba war von Alters her ein Gegenstand heissen Verlangens und heftigen Streites unter den Nachkommen Ismaels. Endlich nahm Kussai, der vierte Ahnherr Mohammeds, Mekka in Besitz und wurde, indem er alle Verwandten um sich sammelte, der Stifter der Kureischiten, des angesehendsten und mächtigsten Stammes in Arabien.

Die fürstlichen Rechte sollten nach der Bestimmung Kussais auf seinen ältesten Sohn Abd-Al-Dar übergehen; dieser musste indes, durch eine Empörung gezwungen, das Ehrenamt mit den Söhnen seines Bruders teilen. So gewann Amru'l-Ula, wegen seiner Freigebigkeit Haschim (Brodbrecher) genannt, eine einflussreiche Stellung. Unter seinen Enkeln sind besonders erwähnenswert: Abbas, der Stammvater der Abbasiden, und Abdallah. Dieser, vermählt mit Amina aus dem Stamme der Kureischiten, war der Vater Mohammeds. Er starb aber schon zwei Monate nach der Geburt seines Sohnes auf einer Reise nach Medina, wo er auch begraben ward.

2. Mohammed.*)

Mohammed, der „Vielgepriesene", wurde im April 571 in Mekka geboren. Sein Vater hatte ihm nur ein ge-

*) Vergl. Scherr, Henne-Am Rhyn a. a. O. III. Bd. — G. Weil: Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Stuttgart; 1843. — Th. Carlyle: On heroes, hero-worship and the

ringes Erbe hinterlassen: fünf Kamele und eine Sklavin. In ihrer Armut hatte seine Mutter Amina Mühe, dem Knaben, wie es mekkanische Sitte erheischte, eine beduinische Pflegerin zu gewinnen. Endlich nahm eine Hirtenfrau, Halima, sich des Kindes an und pflegte es.*)

Da aber den Knaben häufig epileptische Anfälle heimsuchten, welche merkwürdigerweise durch kein Wunder geheilt wurden, obwohl seine Kindheit damit überreich ausgestattet war, so brachte ihn Halima nach zwei Jahren der Mutter zurück. Bei dieser blieb er bis zu seinem sechsten Jahre. Da starb Amina, und Mohammed kam nun in das Haus seines Grossvaters Abd-Al-Muttalib. Als er auch diesen nach zwei Jahren verloren hatte, nahm sein Oheim Abu-Talib den Verlassenen zu sich und sorgte für ihn in treuester Weise, obwohl er selbst in den dürftigsten Verhältnissen lebte.

Bei zunehmendem Alter musste Mohammed**) die

---

heroic in history. London; 1846. — Irving: History of Mahomet. London; 1850. — Muir: The life of Mahomet. 4 Bde. London; 1858—61. — A. Sprenger: Das Leben und die Lehre des Mohammed. 3 Bde. Berlin; 1861—63. — Th. Nöldeke: Das Leben Mohammeds. Hannover; 1863. — J. Braun: Gemälde der mohammedanischen Welt. Leipzig; 1870. — Delaporte: Vie de Mahomet. Paris; 1874. — L. Krehl: Das Leben des Mohammed. Leipzig; 1884.

*) Die geschäftige Mythenbildung der moslemischen Kirche, die den merkwürdigen Lebensgang des Propheten mit ihren bunten Schöpfungen geschmückt hat, weiss auch von zahlreichen Wundern zu berichten, von denen die ersten Lebensjahre Mohammeds umgeben waren. Die Engel machten das Herz des Kindes rein von aller Sünde und erfüllten es mit Glauben und Prophetengabe. Die Herden seiner Pflegerin mehrten sich auffallend. Und wenn die Schafe an dem Kinde vorübergingen, verbeugten sie sich ehrfurchtsvoll. Der Mond sogar neigte sich zu dem Knaben herunter, wenn dieser ihm zuwinkte, u. s. w.

**) Dass er in seinem zwölften Jahre seinen Pflegevater auf einer Karawanenreise nach Syrien begleitet und dass bei dieser

Herden hüten und eifrig im Dienste seiner Verwandten thätig sein, um sein Leben kümmerlich zu fristen. Es wird von verschiedenen Handelsreisen durch Arabien und Syrien erzählt, die er wahrscheinlich als Kameltreiber mit mehreren seiner Oheime unternommen. Für den sinnigen Jüngling waren die Reisen ein mächtiges Bildungsmittel. Sie trugen ihm mannigfache Kenntnisse und Erfahrungen ein und boten ihm die reichste Gelegenheit, sein Vaterland und sein Volk genauer kennen zu lernen. Er schaute die Wüste mit ihren Schrecknissen und ihrer Poesie, vernahm die Sagen und Überlieferungen der Wanderstämme, lernte ihre religiösen Bedürfnisse kennen, fand eine Fülle tiefgehender Anregungen im Verkehre mit Juden und Christen und bewunderte ihren zeremonienreichen Gottesdienst, ihren tiefen Glauben an einen einigen Gott.

Mohammed war 25 Jahre alt. Trotzdem stand er bereits in einem gewissen Ansehen und genoss den Ruf eines intelligenten, redlichen, ernsten Mannes. Von ihm mochte auch Chadidja, eine reiche, gebildete Kaufmannswitwe, gehört haben, die selbständig den ausgedehnten Handelsgeschäften ihres Hauses vorstand, und die, wie Mohammed, von Kussai abstammte. Sie nahm den jungen Mann in ihren Dienst und übertrug ihm die Leitung mehrerer Karawanenzüge nach Syrien und Südarabien. Hierbei zeigte er so viel Umsicht, Gewandtheit und Redlichkeit, dass Chadidja, obwohl schon 40 Jahre alt, ihm ihre Hand bot. Mohammed wies sie nicht zurück und begründete mit dieser Vermählung sein Glück.

Chadidja war eine verständige Frau und ihrem Gatten eine kluge Beraterin und treue Gefährtin in

---

Gelegenheit ein christlicher Mönch die künftige Grösse des geistvollen Knaben vorausgesagt habe, ist, wie zahllose andere Einzelheiten seines Lebens, offenbar eine spätere Legende.

guten und schlimmen Tagen. Sie nahm an seiner geistigen Entwickelung den wärmsten Anteil und war seine erste Gläubige. Ohne ihren Glauben und ihre Liebe wäre Mohammed nimmer der Prophet seines Volkes geworden. Er selbst schätzte die Vorzüge seiner klugen Gattin hoch und trotz seiner leidenschaftlichen Hinneigung zu dem weiblichen Geschlecht hielt er ihr die Treue, so lange sie lebte, und nach ihrem Tode bewahrte er ihr ein liebevolles und ehrendes Andenken und stellte sie seinen späteren Frauen als nachzuahmendes Muster hin.

Die fünfundzwanzigjährige Ehe war mit mehreren Kindern gesegnet. Drei Söhne starben in zarter Jugend, und von den vier Töchtern hat nur die jüngste, Fatima, die Eltern überlebt.

Noch über ein Jahrzehnt nach seiner Verheiratung setzte Mohammed das Handelsgeschäft seiner Frau fort, ohne aber sonderliches Glück und leidliche Zufriedenheit darin zu finden. Mochte es ihm nun an dem nötigen kaufmännischen Geist fehlen, oder mochten die damaligen arg zerfahrenen sozialen und religiösen Zustände in seiner Vaterstadt, die rohe Lebensanschauung der besseren Bevölkerungsschichten seinen sittlichen Ernst empören, er zog sich immer mehr von dem unruhigen städtischen Treiben in die Einsamkeit zurück. Man sah ihn häufig in stilles, beschauliches Nachdenken versunken. Oft verbrachte er Tage und Wochen in einer Höhle des Berges Hira unweit Mekka, bald allein, bald mit seiner treuen Lebensgefährtin. Hier in der Einsamkeit der schweigsamen Wüste, in der düsteren Umgebung öder Felsen, gab er sich religiösen Betrachtungen hin, und es reiften in seinem ungestümen Innern jene Gedanken, welche auf die Erlösung seines Volkes aus der tiefen Gesunkenheit abzielten.

Wie alle olympischen Naturen, in welchen der

Genius kraftvoll sich regt, dachte er mehr an Andere, als an sich selbst. Auf seinen Reisen hatte er als scharf beobachtender Mann vielfach die Wirkungen der jüdischen und christlichen Religion auf das Leben ihrer Bekenner und ihre Vorzüge gegenüber dem götzendienerischen Heidentum des eigenen Volkes kennen gelernt, er hatte aber auch gleichzeitig erfahren, dass beide Genossenschaften noch auf eine Vollendung ihrer Religion harrten, dass die Juden die Ankunft eines Messias erwarteten, die Christen die Wiederkehr Jesu.

So entstand allmählig die Überzeugung in ihm, dass sein Volk, um der nationalen Zerfahrenheit entrissen zu werden, vor allem einer einheitlichen Religion, eines mächtigen und umfassenden religiösen Gedankens bedürfe, dass ein neuer gottbegeisterter Prophet erstehen müsse, der das Reich der Finsternis und der Abgötterei, den vagen Sternendienst und den plumpen Fetischismus niederwerfe.

„Wenn ein ungewöhnlicher Geist einmal zum Gefäss eines grossen Gedankens geworden ist, so lässt ihm dieser weder Rast noch Ruhe mehr. Die beherrschende Idee erfüllt das ganze Wesen des Menschen, pulsiert in jeder seiner Ader, vermischt sich mit allen seinen Vorstellungen und verleiht seinem ganzen Dasein einen erhöhten Schwung. Ein Enthusiasmus, der so den Menschen in seinem Innersten aufrüttelt und sein Nervengeflecht in Schwingung versetzt, bringt leicht eine krankhafte Reizung mit sich, die in phantasievollen Naturen zu somnambulistischer Extase sich steigert.“

Solch ein Mensch war Mohammed. Sein hysterisches Wesen, die ihn mit heftiger Gewalt heimsuchenden kataleptischen Anfälle, die lebhaften Traumbilder und Sinnestäuschungen seiner fieberhaft aufgeregten Nerven mochten in ihm den Glauben erzeugen, dass er mit Engeln und anderen himmlischen Geistern in Verkehr

stehe, dass göttliche Erscheinungen und Eingebungen ihm zu teil würden.

„Der Epileptiker weiss erfahrungsmässig, nachdem der Anfall vorüber ist, nichts von dem, was sich mit ihm ereignet hat; er ist entweder unvermögend, sich darauf zu besinnen, oder, wenn er ein dunkles Bewusstsein davon hat, so trägt er Scheu, sich darüber auszusprechen, wie überhaupt sein ganzes Wesen leicht etwas Scheues bekommt.“

Bei Mohammed war das anders. Er wusste nicht nur genau zu erzählen, was er erlebt: dass sich ihm wiederholt in der schauerlichen Höhle der Engel Gabriel genaht sei und ihm die Versicherung gegeben habe, dass er berufen sei, die sündhaften Menschen zu bekehren, die Offenbarungen des Himmels zu verbreiten, sondern er glaubte auch daran und war fest überzeugt, dass Allah, der Herr des Himmels und der Erde, der Schöpfer des Menschen, ihn als Gesandten ausersehen, und dass er nicht länger zögern dürfe, seinen heiligen Willen den Menschen kund zu thun. Damit begann seine prophetische Laufbahn im Jahre 610.

Bei aller Schwärmerei für die heilige Sache ging Mohammed doch mit grosser Vorsicht zu Werke. Er teilte sich zunächst nur seinen nächsten Verwandten mit. Seine Gattin, seine Töchter, sein junger Vetter Ali, „der Löwe Gottes“, und sein treuer Freund Abu-Bekr, der spätere Kalif, waren seine ersten und aufrichtigsten Jünger. Dann vermied er sorglich alles, was seine Landsleute wider ihn hätte aufbringen können. „Er suchte seine Lehre mit ihren Vorurteilen in Einklang zu bringen und sie allmählig zu besserer Erkenntnis zu führen. Er wagte es nicht, die Heiligkeit der Kaaba anzutasten, machte das Pilgerfest, den feierlichen Umgang um das Heiligtum mit und bestätigte die Anbetung des schwarzen Steines.“

So vergingen drei Jahre. Auf grosse Erfolge konnte der hellsichtige Prophet nicht zurückblicken. Seine Gemeinde zählte kaum mehr als vierzig Mitglieder. Da trat er im vierten Jahre infolge einer neuen Vision öffentlich als Verkünder seiner Lehre auf. Er wandte sich an seine Geschlechtsgenossen, die Kureischiten, forderte sie mit eindringlichen Worten auf, ihrem Unglauben zu entsagen und sich zu dem Einen Gott, der ihn als Apostel ausgesandt, zu bekennen, und bedrohte sie im Falle ihres Ungehorsams mit ewigen Höllenstrafen.

Allein seine Predigten riefen nur Spott und Hohn und den energischen Widerstand der Kureischiten hervor. Je mehr sie erkannten, dass die letzte Stunde ihrer Götter geschlagen, je mehr sie ihre einträglichen Vorrechte als Hüter des heiligen Tempels durch Mohammeds Prophetentum gefährdet glaubten, desto heftiger entbrannte ihr Zorn und Hass. Da sie ihm aber mit Gründen nicht beikommen konnten, auch ihre Drohungen keinen Erfolg hatten, so versuchten sie durch offene und geheime Angriffe auf sein Leben den unbequemen Widersacher zu beseitigen.

Um ihren Nachstellungen und Gewaltthaten zu entgehen, musste der Prophet mit seinen Getreuen aus Mekka weichen und in der Wüste, in Höhlen und Schluchten einen sicheren Zufluchtsort suchen. In dieser Schreckenszeit wuchs sein Mut und seine Thatkraft um so mehr, als seine Seele sich durch neue Offenbarungen und Visionen getröstet fühlte. Aller Gefahr trotzend, kehrte er in die Vaterstadt zurück und gewann unter einer Pilgerschar aus Medina eifrige Bekenner. Dorthin sandte er seine treue Gemeinde*), als ihre

---

*) Eine kleine Schar von elf Männern und vier Frauen wandte sich, auf Mohammeds Rat, unter Führung des nachmaligen Ka-

Stellung in Mekka angesichts der drohenden Haltung des fanatisierten Pöbels unhaltbar geworden, während er selbst noch hier zu verweilen gedachte.

Unterdes hatten die Kureischiten beschlossen, den verhassten Mann um jeden Preis aus dem Wege zu räumen. Durch einen geheimen Verehrer von der schweren Gefahr rechtzeitig benachrichtigt, rettete sich Mohammed im Dunkel der Nacht mit Abu-Bekr aus Mekka und verbarg sich in einer Höhle. Nachdem die Flüchtlinge hier drei Tage und drei Nächte zugebracht, entkamen sie auf Nebenwegen in der Nähe der Meeresküste glücklich nach Medina. Mit dieser denkwürdigen Flucht (Hidjrah), die für einen grossen Teil der Menschheit von tiefgehendsten Folgen sein sollte und die später auf den 16. Juli des Jahres 622 festgesetzt ward, beginnt die Aera der Mohammedaner.

Mit begeisterter Freude wurde Mohammed von den Gläubigen Medinas empfangen. Sein Einzug in die Stadt glich, wenn man den glänzenden Schilderungen der späteren Biographen Mohammeds trauen darf, mehr dem eines triumphierenden Fürsten, als dem eines armen Flüchtlings.

In Medina beginnt eine zweite Periode in der Entwicklungsgeschichte des Islams. Die neue Religion der Liebe und des Friedens stand an einem entscheidungsvollen Wendepunkte. Es handelte sich jetzt um die Frage, ob sie nur auf dem Wege geistigen Kampfes sich behaupten und neue Anhänger sich erwerben, oder ob sie dieses Ziel mit Waffengewalt erstreben solle. Die friedliche Predigt hatte nur einen langsamen Erfolg aufzuweisen. „Sie musste von mehr in die Augen fal-

---

lifen Othman nach Abessinien, wo sie mit andern, ihnen später folgenden Landsleuten eine Kolonie gründeten, die friedlich und unbehelligt unter dem Scepter des christlichen Negus lebte.

lender That begleitet und diese That konnte unter den damaligen Verhältnissen nur der Offensivkampf gegen die der Ausbreitung der neuen Religion sich entgegenstellenden Feinde sein.“ Nach kurzem Schwanken entschied sich der Politiker Mohammed für dieses Mittel. „So vermischten sich denn weltliche Gedanken mit den religiösen, und in das Ganze kam ein fremdes Element, welches der Vertiefung des religiösen Lebens keineswegs förderlich war.“

Von Stund an ward die Verbreitung des Islams mit Feuer und Schwert zu einer heiligen Pflicht aller Moslemin. Wer im Kampfe gegen die Feinde des Islams, so predigte Mohammed, falle, der gehe, aller Sünde und Strafe ledig, sicher in das himmlische Paradies ein, in jenen Aufenthalt der Seligen, den er den Gläubigen als einen Ort fröhlichster Erdenlust und aller sinnlichen Freuden ausmalte. Und um ihren kriegerischen Mut auf das Ausserste zu entflammen, nahm er dem Tode seine Schrecken durch die fatalistische Lehre: die Dauer des Lebens, sowie des Menschen Schicksal und Ausgang sei durch göttlichen Ratschluss im Voraus unabänderlich bestimmt; sei die Todesstunde gekommen, so könne niemand seinem Schicksal entgehen, sei sein Lebensende noch nicht nahe, so könne er unbedenklich auch in die schlimmste Gefahr sich stürzen.

Solche Lehren mussten die feurige Seele des Arabers zu den verwegensten kriegerischen Thaten entflammen. Im Vertrauen darauf unternahm der Prophet mehrere Kriegszüge gegen die Kureischiten. Lange schwankte die Entscheidung. Endlich gelang es den heldenmütigen Moslemin, die heilige Stadt nach kurzer Belagerung i. J. 630 zu nehmen. Die prunkenden Götzenbilder der Kaaba wurden zertrümmert und das alte Nationalheiligtum zum Haupttempel der neuen Religion feierlich geweiht. Gegen die unglücklichen Bewohner liess der

siegreiche Gottesmann kluge Mässigung walten, nur seine verstocktesten Feinde überlieferte er dem Tode.

Das arabische Land lag nun zu den Füssen des Propheten*); aber schon sandte sein nimmer rastender Geist den Blick hinaus über die Grenzen der öden Heimat, und, freudig bewegt, gedachte er bereits der Zeit, da der Islam die Weltherrschaft errungen haben würde. Und diese Hoffnung konnte sich erfüllen, wenn es ihm gelang, die Christen und die Feuerdiener Irans, die mächtigsten Religionsgenossenschaften der damaligen Zeit, zur Anerkennung seiner göttlichen Sendung zu zwingen.

Allein seine Mission auf Erden war erfüllt. Mitten aus seinen hochfliegenden Plänen und Entwürfen ward er abberufen — in das erträumte Paradies.

An der Stelle, wo er verschieden, wurde ihm sein Grab gegraben, bis zur Stunde, gleich der Kaaba, ein viel besuchter Wallfahrtsort frommer Moslemin. —

Die phantastische Mythensucht arabischer und der fanatische Hass byzantinischer Schriftsteller haben sich vereinigt, das Charakterbild des begeisterten Propheten dem realen Boden der Geschichte zu entreissen und ihn in das luftige Gebiet der Legende zu versetzen. Trotzdem blicken aus der mirakulösen und beschimpfenden Verzerrung seines Bildes viele menschlich schöne Züge.

Obwohl von krankhafter Körperanlange ertrug Mohammed leicht Strapazen aller Art. Ein kühner Reiter, von unerschrockenem Mute und persönlicher Tapferkeit, war er zugleich ein geborener Heerführer und ein umsichtiger Politiker. Tiefe und umfassende Menschen-

*) Allerdings hatten die Massregeln des Siegers gegen die Kaaba zahlreiche Stämme, welche an der väterlichen Religion festhielten zur Erhebung getrieben. Doch wurde ihre Macht bald vollständig gebrochen.

kenntnis zeichnete ihn aus und unterstützte ihn erfolgreich bei der Durchführung seiner Pläne.

Sein äusseres Wesen atmete milden Ernst. Gewöhnlich wortkarg, entwickelte er, wenn es erforderlich war, eine hinreissende Beredtsamkeit, die in gewaltigen Worten die Anschauungen seiner glühenden, durch das geistige Ringen einer nach höherer Erleuchtung lechzenden Seele geschärften, Einbildungskraft ausströmte.

Menschenliebe war der Grundzug seines Charakters. Die grossen Reichtümer, welche ihm von allen Seiten zuflossen, verschenkte er in freigebigster Weise, seinem rastlosen Hang zum Wohlthun folgend, der sich immer in anspruchsloser Form äusserte. In seinem Privatleben wie im Verkehr mit andern war er von selbstloser Einfachheit, von anmutiger Leutseligkeit, voll liebevoller Schonung und Nachsicht auch gegen den geringsten seiner Diener. Den Tieren erwies er fürsorgliches Mitleid, und schärfte diese humane Tugend auch seinen Anhängern ein. Nur in seinem Umgang mit den Frauen hat er nicht selten die Schranken der Mässigung durchbrochen.

Die anstössigen Scenen, denen wir auf diesem Gebiete begegnen, werfen tiefe Schlagschatten auf sein Leben; sie versetzten seine Anhänger nicht selten in grosse Bewegung und erschütterten sein Ansehen. Doch seine aufrichtige Herzlichkeit, seine volkstümliche Natur versöhnten die Menge mit seinen Schwächen und mit den gelegentlichen Ausbrüchen der Leidenschaft, welche die angeborene Milde zu verdunkeln drohten.

In dem grossen Manne, welcher das hohe Werk einer religiösen Verjüngung seines Volkes trotz aller äusseren Hindernisse durchführte, in dem festen Glauben an die in seiner Brust wohnende Gottesidee und in der standhaften Überzeugung von seiner apostolischen Mission, welcher eine der grössten Revolutionen der Welt-

geschichte entfacht, vereinigten sich in einem seltenen Masse milde Einfachheit und Biederkeit, gewinnende Offenheit und Herzensgüte mit unbeugsamer Willenskraft und unvergleichlichem Genie, so dass man sich versucht fühlt, ihn einen Helden zu nennen.*) —

Für das götzendienerische Volk der Araber war das Wirken des Propheten eine Geburt aus geistiger Umnachtung zum strahlenden Licht der Erkenntnis, aus der staatlichen Zersplitterung zu einer weltbeherrschenden Macht.

Strahlend in kriegerischem Thatenruhm, in hellleuchtendem Genius, glänzte das Arabertum viele Jahrhunderte über einen grossen Teil der damaligen Welt, wandelte das Antlitz des Morgenlandes um und hatte bald auch den Occident an Bildung und Wissenschaftlichkeit weit überflügelt. Aber mit dem Augenblicke, da den unaufhaltsamen Eroberungszügen der Wüstenstämme Stillstand geboten wurde, — das unbestrittene Verdienst germanischer Völker — begann die schnell emporgeblühte mohammedanische Kultur rasch zu erstarren. Noch mehr als der Katholizismus, auch der Theorie nach, umwandelbar, ist es dem Mohammedanismus versagt, aus der religiösen Kulturentwickelung in die politische hinüber und hinaufzuschreiten.

---

*) Völlig ungerecht und einseitig in seinem Urteil ist Arnold, wenn er über des Propheten Charakter sich dahin äussert: „Die ersten Reformen in der Religion unternahm er als redlicher Fanatiker, indem er irrigerweise traumhafte Visionen und satanische Einwirkungen für göttliche Inspiration hielt, dann aber schloss er seine Laufbahn als Betrüger, der seine fälschlichen Offenbarungen immer zur Hand hatte, wenn es eine Ungerechtigkeit zu rechtfertigen galt.“ — Vgl. demgegenüber L. v. Ranke: Weltgeschichte. V, 1. Leipzig; 1884.

3. Der Koran und die mohammedanische Religionslehre.*)

Die heilige Religionsurkunde der Mohammedaner ist der Koran, d. h. „die Vorlesung“. Diese Bibel des Islams, deren Inhalt dem frommen Glauben als unmittelbare göttliche Offenbarung gilt, und deren Urschrift nach der Meinung des orthodoxen Moslims von Urbeginn an im siebenten Himmel vorhanden gewesen, ist in ihren einzelnen Teilen das Werk Mohammeds, das er zu verschiedenen Zeiten seinen Anhängern mitgeteilt hat. Nach seinem Tode wurde der ehemalige Geheimschreiber des Propheten, Zeid-Ibn-Tabit, mit der Sammlung der zerstreuten Stücke beauftragt. Die endgültige Redaktion der heiligen Dokumente fand aber erst unter dem Kalifen Othman statt.

Der Koran ist in 114 Suren oder Kapitel eingeteilt. Jede Sure besteht aus einer grösseren oder kleineren Anzahl von Sätzen oder Versen. In Bezug auf chronologische und sachliche Folgerichtigkeit aber herrscht in dem Buche ein unglaublicher Wirrwarr. Nicht einmal innerhalb der einzelnen Suren besteht ein geordneter Zusammenhang.

Der Koran ist in poetischer Prosa geschrieben, die häufig am Ende der Zeilen reimt. Die Sprache und

*) Vgl. Th. Noeldeke: Gesch. des Korans. Göttingen; 1860. — G. Weil: Gesch. der islamitischen Völker. Stuttgart; 1866. — E. Deutsch: Der Islam. Aus dem Engl. Berlin; 1873. — Garcin de Tassy: L'islamisme d'après le coran, l'enseignement doctrinal et la pratique. Paris; 1874. — G. Weil: Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Bielefeld u. Leipzig; 1878. — J. Mühleisen-Arnold: Der Islam nach Geschichte, Charakter und Beziehung zum Christentum. Aus dem Engl. Gütersloh; 1878; — M. Lüttke: Der Islam und seine Völker. Gütersloh; 1878. — St. Lane Poole: Le Koran, sa poesie et ses lois. Paris; 1882. —

Darstellung, oft von hoher Anmut und Feierlichkeit und von ungewöhnlichem Schwunge, nicht selten aber durch die Ausbrüche einer wilden, ungezügelten Phantasie beeinträchtigt, mit orientalischen Überschwenglichkeiten überladen, ist ohne logischen Organismus und methodische Gliederung. Sie entbehrt auch jenes naiv-epischen Zaubers, welchen wir in dem biblischen Buch der Genesis bewundern.

Der Inhalt des merkwürdigen Buches weist neben den tiefsten Ideen die trivialsten Bemerkungen auf. Neben der Glaubens- und Sittenlehre des Propheten umfasst es auch einen beträchtlichen Teil seines materiellen Lebens und enthält Vorschriften über den Gottesdienst, über Zeremonien und Gebete, über Opfer und Wallfahrten und bürgerliche Rechtsgrundsätze; es ist mithin das Religions- und Gesetzbuch der Mohammedaner. —

Jede systematische Dogmatik geht aus von der Idee des Daseins der Gottheit. So auch die moslimische Theologie. Indem sie das Sein Gottes als eine bedingungslose Voraussetzung*) hinstellt, beginnt sie sogleich mit der Bestimmung seines Wesens.

„Gott ist Gott, ausser ihm giebt es keinen Gott!“ lautet das alles beherrschende Symbolum des Islams. Ohne Gestalt und Wohnung ist der Ewige allgegen-

*) Das Dasein Gottes erst zu beweisen, wie es die christliche Philosophie zu allen Zeiten mit grosser Mühwaltung unternommen, erscheint dem gläubigen Moslim unbegreiflich, ja, als eine todeswürdige Ketzerei.

Übrigens ist zu bemerken, dass die Lehren Mohammeds nur zum geringsten Teil seinem eigenen Kopfe entsprungen sind. Das Dogma von Gott und seinen Eigenschaften, von der jenseitigen Belohnung und Bestrafung, vom Weltgericht ist wesentlich jüdischen Ursprunges. Ebenso ist ein grosser Teil der Rechtsbestimmungen denen des jüdischen Volkes nachgebildet, während andere wieder der Anschauungsweise der alten Araber entstammen.

wärtig und erfüllt mit der Allmacht und Unendlichkeit seines Wesens, mit seiner Gerechtigkeit und Heiligkeit Himmel und Erde, deren Schöpfer und Lenker er ist.

Trotzdem spielen Geister im mosliminischen Bewusstsein eine bedeutende Rolle, namentlich die Engel und die Djinn. Jene, geschaffen „aus dem Feuer des Samum“, sind die Boten Gottes, welche seine Offenbarungen den Menschen überbringen, welche die Glaubenskämpfer in der Schlacht unterstützen, in der Todesstunde die Seele vom Körper befreien und beim jüngsten Gericht mitwirken, während diese eine zwischen Menschen und Engeln stehende Klasse geisterhafter Wesen bilden. Es sind Genien und Dämonen in persisch-jüdischem Sinne, die abergläubisch gefürchtet und mit ängstlicher Scheu verehrt werden.

Mit der Allmacht und Allwissenheit Gottes und seiner Gerechtigkeit ist nach der Anschauung des Korans auch die durch ihn geübte unbedingte Vorherbestimmung aller Dinge verbunden, aller menschlichen Schicksale und Handlungen, aller Ereignisse im Leben der Menschen und im Gange der Welt. Allein in dieser Beziehung leidet der Koran an unvereinbaren Widersprüchen. Während er nämlich hier das fatalistische Dogma mit scharfen Worten hervorhebt, weist er dort nicht minder scharf und rigoros darauf hin, dass jeder dereinst für sein Thun und Lassen werde strenge Rechenschaft ablegen müssen. Am Tage des letzten Gerichts würden die abgeschiedenen Toten auferstehen und ihren Lohn empfangen: die Guten würden eingehen zu den himmlischen Freuden des Paradieses, die Bösen dagegen würden auf ewig der höllischen Pein verfallen.*)

*) Niemals ist die menschliche Rede gewaltiger und erschütternder gebraucht worden, wie an den Stellen, wo der Koran von den letzten Dingen spricht. „Die Schilderungen des Ortes der Pein

So ist es denn auch erklärlich, dass gerade diese Lehre später, als infolge der Bekanntschaft mit persischen Religionsvorschriften und griechischer Philosophie ein spekulativer Geist und ein mächtiger Drang nach Wissen erwachte, die Ursache heftiger Streitigkeiten unter den Moslemin wurde und die Einheit der mohammedanischen Welt unheilbar zerstörte.

Nächst dem Dogma von der Einheit Gottes ist der wichtigste Satz der mohammedanischen Glaubenslehre der vom Prophetentum oder von der Offenbarung. Er verfolgt den Zweck, dem Begründer des Islams als dem Inbegriff aller göttlichen Offenbarung eine unzweifelhafte Autorität zu verleihen. Zwar hat Gott den Menschen seinen Willen schon durch andere Propheten, Adam, Noah, Abraham, Mose, Jesus, kund gethan. Allein menschlicher Unverstand hat ihre Offenbarungen gefälscht, weshalb Gott zur Herstellung der wahren Religion seinen letzten und höchsten Propheten Mohammed gesandt hat. Darum sind auch die Lehrsätze von Gott und von seinem Propheten unzertrennlich miteinander verbunden. „Gott ist Gott, und Mohammed ist sein Prophet.“

Der Inhalt der Offenbarungen besteht in einer Fülle von willkürlichen Geboten und Belehrungen. Zum

---

durchweht etwas wie Höllenglut, die am gewaltigsten aufschlägt, wo des Gerichtes gedacht wird, welches der Lügner, der Verleumder und der Wucherer harrt. Von dem dunkelroten Hintergrunde der Höllenbilder heben sich dann die Gemälde paradiesischer Seligkeit nur um so reizender ab. In Wohlgeruch atmenden Schattenhainen, durchmurmelt von silberhellen Quellen, hat der selige Gläubige seinen Wonnesitz. Die lieblichsten Früchte, die süssesten Weine, kredenzt von anmutigen Paradiesesjünglingen, erfreuen ihn, und in den Armen schwarzäugiger, von üppiger Schönheit und ewiger Jungfräulichkeit strahlender Houris kostet er stets neue Freuden.“ — Von einer inneren, sittlichen Vollendung in der Ewigkeit ist kaum die Rede.

Teil voll tiefen sittlichen Ernstes*), merkt man es ihnen doch an, „dass sie nicht aus einem lebendigen religiösen Grundgedanken herausgewachsen, sondern aus einem älteren Religionssystem herübergenommen und willkürlich geändert und vermehrt worden sind“.

Ein anderes Hauptdogma ordnet die Erbfolge und ist mehr politischer als religiöser Natur. —

Was den islamischen Kult angeht, so fehlt ihm vor allem das Element der Gemeinsamkeit. Einen „Gottesdienst der Gemeinde“ kennt der Islam ebenso wenig, wie kirchliche Gnadenmittel in Gestalt von Sakramenten. Sein Kult ist durchaus Sache des Einzelnen.

Die wichtigste Kulthandlung ist das Gebet. Die Vorschriften über die äussere Form dieser gottesdienstlichen Übung sind bis ins Einzelnste geregelt: die Kleidung des Betenden, seine Stellung und Körperhaltung, die Zeit, Zahl und Reihenfolge der Gebete. Fünfmal des Tages wird zur bestimmten Zeit gebetet und der feierliche Augenblick durch den weithin hallenden Ruf des Muezzim von den Minarets der Moscheen angezeigt.

Eine wichtige Forderung der moslimischen Religion ist ferner das Fasten. Das Gesetz kennt zahlreiche Fasttage, doch sind sie in ihrer Gesamtheit nicht

---

*) Gottesfurcht, Nächstenliebe, Selbstverleugnung, Gerechtigkeit, Demut, Wohlthätigkeit, das sind die Tugenden, die der Koran seinen Bekennern an mehr als einer Stelle mit eindringlichen Worten einschärft, während er andererseits Ungerechtigkeit, Hochmut, Lüge und Ausschweifung in den stärksten Ausdrücken verdammt. — Die alte arabische Gastfreiheit hat durch den Koran die höchste religiöse Weihe erfahren, indem er die patriarchalische Milde gegen Bedürftige zu einer Religionspflicht erhob. Gar häufig schreibt das Gesetz diese Pflicht in Ausdrücken vor, die in Bezug auf Humanität ähnlichen Vorschriften des Evangeliums kaum nachstehen. Und wie eifrig die Gebote der Mildthätigkeit von den Anhängern des Propheten befolgt werden, davon zeugen zahllose fromme Stiftungen im Orient.

ausdrücklich geboten. Nur die grosse Fastenzeit während des heiligen Monats Rhamadan, in welchem der Prophet die ersten göttlichen Offenbarungen empfangen haben soll, muss streng eingehalten werden. Alle Tage des Monats hindurch vom Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang muss sich der Moslim des Genusses jeder Speise und jeglichen Trankes enthalten, unter dem glühenden Himmel des Orientes eine ungewöhnliche Leistung. Auch Tabakrauchen und das Einatmen von Wohlgerüchen ist ihm untersagt.

Die Pilgerfahrt nach Mekka, vom Koran aus dem arabischen Heidentum herübergenommen, ist eines der höchsten Verdienste, welches der Gläubige sich erwerben kann. Jeder Moslim soll wenigstes einmal im Leben die heilige Kaaba pilgernd betreten. In der richtigen Erkenntnis aber, dass es allen Bekennern des Islams schlechterdings unmöglich ist, die überaus beschwerliche und kostspielige Reise zu unternehmen, die ursprünglich wohl nur den Bewohnern der arabischen Erde vorgeschrieben war, hat Mohammed Bestimmungen erlassen, nach denen die Mekka-Fahrt als keine absolute Pflicht erscheint.*)

Auch die auf der Pilgerreise zu beobachtenden komplizierten rituellen und moralischen Vorschriften sind genau geregelt. Mit der Wallfahrt nach Mekka wird die nach Medina zum Grabe des Propheten verbunden.**)

---

*) Der Pilger muss ein freier Mann, volljährig und vollständig gesund sein; er muss über die zur Reise nötige Zeit verfügen, gewisse Garantien der Sicherheit des Weges haben und endlich so viel Vermögen besitzen, dass er seinen Unterhalt auf der Reise bestreiten kann, und dass seine Familie in seiner Abwesenheit keine Not leidet.

**) Ausserdem giebt es noch verschiedene andere Wallfahrtsstätten: die Grabmäler berühmter Heiliger, Glaubenskämpfer und

Andere gottesdienstliche Pflichten der Moslemin sind der heilige Krieg zur Verbreitung des Glaubens und zur Bekämpfung der Ungläubigen — für die arabische Kriegs- und Beutelust ehedem ein unermessliches Motiv —, die Reinigungen, die jeder religiösen Handlung vorangehen sollen, und die Beschneidung.

Das Wesen des Islams, der nüchternsten aller Religionen, ist vorwiegend auf praktische Ziele gerichtet. Die Gerechtigkeit des Menschen besteht hauptsächlich in der Aufgabe, ein Gesetz zu halten, in welchem Sitten- und Zeremonialgebote ziemlich gleichwertig neben einander stehen. Vorwiegend Verstandeswerk, enthält der Islam nichts von dem poetischen Hauch und Duft, welcher uraltheiligen Naturreligionen anhaftet und von dem so viel aus dem Heidentum auf das Christentum übergegangen ist. Daher auch die ungewöhnliche Prosa des moslimischen Kultus, „der empfindliche Mangel des Zusammenhanges mit dem Naturleben, die Abwesenheit aller Natursymbolik". —

4. Die geheimen Gesellschaften des Islams.*)

Nach des Propheten Hingang wurde es offenbar, dass der Islam noch keineswegs unerschütterlich dastand

---

Gesetzeslehrer. Unter ihnen sind ausserordentlich heilig die Moscheen in Jerusalem und Konstantinopel, unter deren Kuppel der moslimischen Sage zufolge der Prophet Elias seine Andacht verrichtet haben soll.

*) Vgl. A. v. Kremer a. a. O. — G. Weil: Geschichte der Kalifen. II. Bd. Mannheim; 1848. — Mohammed-ash-Sharistâni: Religionsparteien und Philosophenschulen. Aus dem Arabischen von Haarbrücker. Halle; 1850—51. — G. Weil: Gesch. der islamitischen Völker. Stuttgart; 1866. — M. Lüttke: Die Ausgestaltung des Islams im Leben seiner Völker. (In G. Warnecks Allgem. Missionszeitschrift. IV. Bd. Gütersloh; 1874.) — R. Dozy: Essai sur l'histoire de l'Islamisme. Leyde et Paris; 1879. —

auf dem arabischen Wüstensande. Den wilden Beduinen, die sich um die Fahne des Propheten geschart, waren die religiösen Vorschriften des Korans entweder der Mehrzahl nach unbekannt, oder sie empfanden dieselben, namentlich die Gebote strengen Fastens und allzu häufigen Betens und die Verbote des Weins, so drückend, dass sie sehnsüchtig den Blick zurücksandten von dem harten Glaubensjoch nach dem früheren Zustande der Dinge, da der urväterliche Glaube ihren unbändigen Gefühlen keinen oder nur geringen Zwang auferlegte. Die vornehme Bevölkerung der Städte kannte zwar die Religionsgebote, verhielt sich aber vollkommen gleichgültig gegen sie.

Wirklich religiöses Leben fand sich nur in den Kreisen der Gläubigen zu Medina. Allmählig ging aber ihre innige Begeisterung auch auf die Gleichgültigen über, so dass in ihnen, wenn auch nicht wahre Frömmigkeit, doch ein gewisser Fanatismus erwachte.

Die Frömmigkeit dieser Zeit hatte einen düsteren Charakter. Hatte doch Mohammed das Wesen seines Gottes vorzugsweise von der schrecklichen Seite geschildert. Als den Zürnenden hatte er ihn seinen Jüngern vorgestellt, der seine Feinde heimsucht mit furchtbaren Strafen zeitlich und ewiglich. Darum fühlte keiner sich seines Heiles sicher, zumal es ihm gebrach an dem kindlichen Vertrauen auf Gottes Gnade.

Dieser düstere Zug, vielfach gefördert durch die elenden Zeitverhältnisse, durch die unheilvollen Bürgerkriege*), die unter den Moslemin ausgebrochen, konnte

---

J. Hauri: Der Islam in seinem Einfluss auf das Leben seiner Bekenner. Leiden; 1881.

*) Nachdem die beiden Nachfolger des ersten Kalifen, Omar und Othman, meuchlerisch ermordet worden, wurde des Propheten Schwiegersohn Ali in Medina zum Kalifen ausgerufen. Allein gegen ihn erhob sich der Statthalter von Syrien aus dem mächtigen

aber auf die Dauer sich nicht behaupten. Tiefer angelegte Naturen gelangten durch ihn zu völligem Verzicht auf die Welt, auf ihre Freuden und Genüsse und zogen sich, obwohl Mohammed das Mönchtum ausdrücklich verworfen, von den Menschen zurück, um fortan in Gemeinschaft mit anderen oder als Anachoreten in asketischen Übungen ihr Dasein hinzubringen. Bei der grossen Menge der Durchschnittsgläubigen dagegen brach sich unaufhaltsam eine heitere Lebensauffassung Bahn. Die vom Gesetz geforderte fromme Gesinnung, die vorgeschriebenen Werke der Liebe und Selbstverleugnung vermochten die natürliche Lebenslust nicht mehr zu fesseln, man liess sich vielmehr genügen an der Erfüllung der äusseren Vorschriften des Korans. Über die Prädestinationslehre, den Ernstgesinnten eine furchtbare Mahnung, setzte man sich leichtfertigen Sinnes hinweg, indem man sich mit dem Gedanken tröstete, dass die äusserliche Zugehörigkeit zur Gemeinschaft der Gläubigen das Zeichen der Erwählung sei.

Eine Religion, die in äusseren Formen aufgeht, ist den Durchschnittsmenschen immer angenehm. Ihnen ist es unbequem, wenn die Gottheit Ansprüche an ihr Herz erhebt. Aber die Forderung beschwerlicher äusserer Leistungen lassen sie sich gefallen, sobald sie nur dem Gefühle sich hingeben dürfen, durch deren Erfüllung Gott einen Gefallen zu erweisen. — So verhielt es sich auch mit der Religion Mohammeds. Mehr und mehr sank sie zu einem gedankenlosen Werkdienst herab, zu einer mechanischen Erfüllung des vorgeschriebenen

---

Hause Omejah. Bald erlag Ali dem Dolche des Mörders. Das Kalifat gelangte nun an die Omejahden. Unter ihrer Führung unternahmen die Moslemin kühne Eroberungszüge gegen Kleinasien und Europa. 92 Jahre nach Alis tragischem Ausgang vollzog Abbas an den Omejahden den Spruch der Nemesis. Fast das ganze omejahdische Haus wurde ausgerottet.

Zeremoniells. Mit puritanischer Strenge drang die ernstere Richtung auf genaueste Befolgung des heiligen Gesetzes, kümmerte sich im übrigen aber gar wenig um das innere Heil der Gläubigen.

Je gesetzlicher aber die Frömmigkeit wurde, desto mehr zeigte es sich, dass der Koran auf zahllose Fragen keine oder doch nur eine ungenügende Antwort geben konnte. Angesichts dessen machte sich das lebhafte Bedürfnis geltend, ihn durch die Überlieferung von Aussprüchen des Propheten oder von Erzählungen aus seinem oder seiner Gefährten Leben, die sich von Mund zu Mund fortgepflanzt hatten und bereits nach Hunderttausenden zählten, zu ergänzen und dieselben systematisch zu ordnen und aufzuzeichnen. So entstand die Sunna.

Diese Arbeit, sowie die Erklärung des Korans machte ein besonderes Studium notwendig. Bald wetteiferten darin vier orthodoxe Schulen miteinander. Von einer wissenschaftlichen Begründung der Theologie oder gar von einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen war jedoch bei ihnen keine Rede. Jeder Versuch dazu war als ketzerisch verpönt. Man beschränkte sich darauf, die Lehre des Propheten als verstandesmässig nachzuweisen, indem man jeden Begriff von den verschiedensten Gesichtspunkten beleuchtete, alle möglichen Entwürfe aufstellte und widerlegte.

Unter solchen Umständen ging der letzte Rest innerer Frömmigkeit im Volke verloren. Indifferentismus, Sittenlosigkeit nahmen mehr und mehr zu, und finsterer Aberglaube senkte sich mit erdrückender Schwere auf die Gemüter.

Namentlich vom zauberkundigen Pharaonenlande her verbreiteten sich Alchymie, Astrologie, Zauberei in der mohammedanischen Welt und verschmolzen grösstenteils mit deren Glaubenslehren. Über Traumesauslegung

wurden weitschichtige Werke verfasst, die selbst von ernsten Gelehrten zu Rate gezogen wurden. Dem Islam war die innere Kraft entschwunden, die abergläubischen Überlieferungen des Heidentums zu überwinden.

In noch höherem Masse hat sich seine Ohnmacht diesem gegenüber dadurch offenbart, dass in einem grossen Teile der mohammedanischen Welt Sekten erstehen konnten, welche des Propheten Lehre durch Vermischung mit heidnischen Vorstellungen bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben.

Man bezeichnet diese Erscheinungen mit dem Namen des „Schiitismus", dessen Entstehung und Ausbreitung wesentlich in die Zeit des zwischen dem Hause Ali und Omejah entbrannten heiligen Krieges fällt. Die neue Religionspartei verwarf die Sunna und erklärte, nur in der Verwandtschaft mit Mohammed ein Nachfolgerecht erkennend, dessen Schwiegersohn Ali und sein Geschlecht als einzig rechtmässige Kalifen und Statthalter Gottes. Sie erhob Ali zum Range eines Imam, d. h. Hohepriesters, und mass ihm in der Interpretation des Korans die höchste Autorität zu, während sie mit den bittersten Verwünschungen die drei ersten Kalifen verfluchte, welche das geheiligte Recht Alis verletzt und sich des Kalifats bemächtigt hatten.

Die Anschauungen und Lehrmeinungen der islamitischen Protestanten, wie man die Schiiten nach dem Vorbilde der auf einen ähnlichen Entwickelungsgang zurückblickenden christlichen Partei treffend bezeichnet hat, fassten hauptsächlich in den östlichen Landschaften des Reiches tiefe Wurzeln, ein Umstand, der das Eindringen altasiatischer Ideen und Dogmen: der indischen Lehre von der Seelenwanderung und der Inkarnation, in den Islam zur unmittelbaren Folge hatte.

Unter ihrem Einfluss gelangte der Schiitismus zu dem Glaubenssatz von der Göttlichkeit des Imamats und

von der Kontinuität der göttlichen Inspiration. Hierdurch war die Möglichkeit gegeben, dass auch nach Mohammed gottbegeisterte Männer als Propheten wirken konnten. Um die offenen Widersprüche solcher Lehren mit zahlreichen Versen des Korans und den mündlichen Aussprüchen des Propheten zu beseitigen, deuteten die Schiiten die fraglichen Stellen der „heiligen Schrift“ im bildlichen Sinne, wie sie denn überhaupt im Gegensatze zu den Orthodoxen den Koran nicht als ein von Ewigkeit vorhandenes, sondern als ein „erschaffenes“ Werk ansahen und sogar die Prädestinationslehre durch ihr Dogma vom freien Willen des Menschen erschütterten. Übrigens währte es nicht lange, dass, wie unter den Protestanten, so auch im Schiitismus verschiedene Richtungen hervortraten.

Die grösste Verbreitung unter allen schiitischen Sekten erlangten die Ismaeliten, als deren Stifter Ismael Ibn Djafar Assadik von seinen Anhängern verehrt wurde. Ihre Lehrsätze wurden als ein tiefes Geheimnis betrachtet und den Mitgliedern, die zu blindem Glauben und zu unbedingtem Gehorsam gegen die älteren Angehörigen der Verbindung verpflichtet waren, in neun aufsteigenden Graden mitgeteilt. Sie bestanden in mystisch-allegorischen Deutungen des Korans, in der Vorstellung, dass das Imamat oder der menschgewordene Geist Gottes in der Familie Ismaels, des siebenten Abkömmlings von Ali, sich forterbe, aus einem Leibe in den anderen übergehe, dass die baldige Wiederkunft des im Verborgenen fortlebenden Mahdi, des Stifters der Sekte, bevorstehe, dass er inzwischen aber durch Stellvertreter rede, die nicht immer dem Hause Alis entstammen, — und in einer mystischen Heiligung der Zahl 7. Wie Gott sieben Himmel, Erden, Meere, Planeten, Farben, Metalle und Töne erschaffen, so habe er auch sieben der vortrefflichsten seiner Geschöpfe als Imame bestellt, deren erster Ali

und deren letzter und siebenter Ismael gewesen. Ferner: Seit Erschaffung der Welt habe es sieben göttliche Gesetzgeber gegeben. Jeder derselben habe sieben Gehilfen gehabt, die aber, weil sie nicht öffentlich aufgetreten, die Stummen hiessen. Jeder der sieben stummen Propheten habe zwölf Apostel zur Verbreitung der wahren Lehre entsandt. Die Zahl Zwölf aber sei nächst der Sieben die vorzüglichste. Auf diesen Umstand seien denn auch die zwölf Himmelszeichen, die zwölf Monate, die zwölf Glieder der vier Finger an jeder Hand ohne den Daumen zurückzuführen, und was dergleichen Geschmacklosigkeiten mehr waren.

Nicht lange währte es, so spalteten sich auch die Ismaeliten wieder in verschiedene Parteien, von denen die einen freigeistigen, die andern schwärmerischen Ansichten huldigten, während andere wieder sich dem krassesten Aberglauben in die Arme warfen und einer Sittenlehre, die teils zu einer schrankenlosen Hingebung an die gröbsten Gelüste führte, teils in ein System strengster Asketik und Weltentsagung ausartete.

Die Verbreitung des ismaelitischen Religionssystems wurde hauptsächlich durch die unter Ismaels Sohn Mohammed von dessen unternehmendem Missionar Abdallah gegründete Missionsschule gefördert. Aus ihr gingen Glaubensboten hervor, die, theologisch und politisch gleich tüchtig geschult, ihrer Aufgabe eifrig nachlebten.

Diese bestand darin, dass sie den Menschen, mit denen sie umgingen, durch erheuchelte Frömmigkeit Vertrauen einflössten, ihre Liebe durch geschmeidige Nachgiebigkeit erwarben und ihnen durch Gespräche über die schwierigsten Glaubenspunkte und die dunkelsten Koransstellen eine hohe Meinung von ihrer Gelehrsamkeit beibrachten. Die Gespräche hatten natürlich die Entwickelung der Lehre vom Imamat zum Gegenstande. Um den Bekehrenden dauernd zu fesseln, musste der

Missionar sich als einen in die geheime Wissenschaft des Imams Eingeweihten zu erkennen geben, indem er über die von ihm aus dem weiten Gebiete der Theologie, Philosophie und Naturwissenschaft aufgeworfenen Fragen nur dunkle Andeutungen in allegorischen Redensarten machte, darauf berechnet, die Neugier zu reizen. Drang dann der wissbegierige Jünger auf weitere Enthüllungen, so wurden ihm furchtbare Schwüre über seine Verschwiegenheit und Treue abgenommen und als Pfand derselben eine nach dem Stande seines Vermögens zu bestimmende Geldsumme abgefordert.

Hierauf wurde das Dogma vom Imamat näher erörtert und der Proselyt besonders auf die heilige Sieben aufmerksam gemacht. War er nun so weit gefördert, dass er nach Mohammed einen Propheten anerkannte, der eine andere heilige Religionsurkunde an die Stelle des Korans gesetzt, so war es nicht mehr schwer, durch allegorische Deutungen dieses Buches den Proselyten dahin zu bringen, dass er von dessen Vorschriften und Lehren sich vollständig abwendete. Schliesslich wurde ihm noch klar gemacht, dass alle Propheten Männer gewesen seien, welche lediglich politische Zwecke verfolgt haben; ihre vorgegebene Offenbarung habe nur dazu gedient, die Gemüter der leichtgläubigen Menge an sich zu fesseln. Diese Fesseln könne aber derjenige abwerfen, welcher zur Erkenntnis der Wahrheit gelangt sei; die ewige Wahrheit aber sei nur bei dem Mahdi und bei den von ihm unterrichteten Religionshäuptern zu finden.

Bei diesem Bekehrungssystem ging man natürlich nur stufenweise zu Werke, je nach der Geistesrichtung oder dem Grade der Bildung und Hingebung der Proselyten. Beschränkte Köpfe, leicht geneigt, an Wunder zu glauben, liess man das Wiedererscheinen Ismaels erwarten, Freidenkern suchte man klar zu machen, dass

er durch die von seinen Jüngern gepredigte Lehre sich täglich offenbare und geistig mit ihnen sich vereine.

Die Missionare durften übrigens ihr Wirken nicht auf Bekenner des Islams beschränken. Ihr Hauptzweck war, die Zahl der Anhänger auch unter Juden, Christen und Persern zu vermehren, damit zu geeigneter Zeit der als Mahdi auftretende Parteiführer um so sicherer sein eigentliches Ziel, Umsturz der bestehenden Regierung und Gesetze, erreiche. So waren die Missionare, gleich den Jesuiten, Zeloten und Freigeister, Sittenprediger und falsche Propheten, wie die Umstände es verlangten. Bei den Schiiten verfluchten sie Abu Bekr und Omar, bei den Sunniten Ali. Bei den Anhängern des Parsismus verbreiteten sie sich über die mystische Siebenzahl, priesen Feuer, Licht und Sonne und schilderten den Islam als eine noch der Vervollkommnung bedürftige Religion, deren Grundzüge mit der zoroastrischen Lehre in Übereinstimmung gebracht werden sollte. Den Juden stellten sie den erwarteten Mahdi als den wahren Messias und den Christen als den verheissenen Paraklet dar.

Die Erfolge dieser Methode waren bedeutend; überall fanden die Missionare zahlreiche Gläubige, und die Verkündigung der ismaelitischen Geheimlehre erwies sich als das geeignetste Mittel zur Gründung einer geistlichen und weltlichen Herrschaft. Es traten daher verschiedene Abenteurer auf, die, wie Abdallah, scheinbar für das Haus Ali wirkten, in Wahrheit aber eigene Zwecke verfolgten. Und in der That gelang es manchem von ihnen, eine selbständige Herrschaft zu begründen. So ist z. B. der Ursprung der mächtigen Reiche der Edrisiten und der Fatimiden in Nordafrika auf jene Abenteurer zurückzuführen.

Eine der bekanntesten ismaelitischen Sekten aus dieser Zeit sind auch die Assassinen, welche zwei Jahrhunderte lang in Syrien, Palästina und Persien eine

furchtbare Rolle spielten und noch heute in einzelnen Resten fortleben.

*a) Der Geheimbund der Assassinen.**)

Der Stifter des Assassinenbundes war Hassan, ein fanatischer Schiite aus Chorasan. Durch einen Missionar in die islamitischen Mysterien eingeweiht, wurde er infolge seiner aussergewöhnlichen Talente zum Lehrer und Prediger auserkoren und auf Veranlassung seines Meisters nach Aegypten gesandt, um dort in den Dienst des Imam Mastanssar, des damals regierenden fatimidischen Kalifen, zu treten. Hier beteiligte er sich an politischen Umtrieben, weshalb er gefangen gesetzt wurde. Er entkam jedoch aus seinem Gefängnis und gelangte nach mannigfachen Irrfahrten und Abenteuern nach Bagdad, wo er, wie bald darauf auch in Ispahan, seiner Lehre Anhänger zu gewinnen suchte.

Bekannt mit den höchsten Geheimnissen der islamitischen Mysterien, durchschaute er klar die ihnen zum Grunde liegenden politischen Zwecke, nämlich das Kalifat der Abbasiden zu stürzen und auf seinen Trümmern einen neuen Thron zu errichten. Bisher ein Glaubensbote des fatimidischen Kalifen, fasste er nunmehr den Entschluss, die Herrschaft in Asien fortan, statt seinen Oberen, sich selbst zu sichern. Da aber nach der Meinung der Moslemin die oberste Gewalt immer nur dem Imam gebührte und die Ansichten allein über die Frage auseinander gingen, ob diese Herrschaft im Omejahdenhause, bei der Abbasiden- oder Fatimidendynastie rechtmässig sich vererbe, so blieb Ehrgeizigen,

*) Vgl. J. v. Hammer: Die Geschichte der Assassinen aus morgenländischen Quellen. Stuttgart u. Tübingen; 1818. — Guyard: Fragments relatifs à la doctrine des Ismaélis. Paris; 1874

welche selbst nach einem Throne trachteten, kein anderer Ausweg übrig, als diesen im Namen eines der herrschenden Kalifen zu erstreben.

So warb denn auch Hassan im Namen des ägyptischen Imams und unter dem Scheine des strengsten frommen Lebens Jünger angeblich für jenes Kalifat, in Wahrheit aber für seine Herrschaft.

Um einen festen Mittelpunkt für die Gründung seiner Macht zu erhalten, brachte Hassan im Jahre 1190 durch List die Feste Alamut in Persien in seine Gewalt, nachdem er vorher dorthin einige seiner gewandtesten Emissäre entsandt hatte, welche die Bewohner des Platzes und der Umgegend in seinem Sinne bearbeitet hatten. Damit war die Basis für weitere Operationen gewonnen. Die Begründung eines Reiches konnte jetzt näher ins Auge gefasst werden. Allerdings sollte seine Herrschaft auf keinem weltlichen Fürstentum beruhen, sondern auf einer grossen geheimen Ordensbrüderschaft.

Bisher hatten die Ismaeliten nur Ordensobere und Missionare, welche in alle Grade der geheimen Lehre eingeweiht waren, und solche Mitglieder gekannt, welche, stufenweise mit derselben vertraut gemacht, die grosse Anzahl der Novizen ausmachten.

Dem praktischen Sinne Hassans war es längst klar geworden, dass zur Durchführung seines grossen Unternehmens der Ismaelitenbund einer durchgreifenden Reform bedürfe, dass insbesondere noch eine Ordensklasse geschaffen werden müsse, deren Angehörige, zu den eigentlichen Geheimnissen nie zugelassen, nichts als blinde und fanatische Werkzeuge in der Hand der Oberen wären.

Neben die Laienbrüder, die Genossen des ersten Grades und die eigentlichen Unterthanen des Ordens, die lediglich zu einer strengen Erfüllung aller Gebote Mohammeds angehalten waren, traten nunmehr die Mit-

glieder des zweiten Grades. Sie hiessen Fêdawi, d. h. die sich Opfernden, ein Name, der ihre Hingebung für die heilige Sache bezeichnete.

Junge Männer, welche hinreichende Proben ihrer Kraft und Entschlossenheit abgelegt hatten und zur Aufnahme in diesen Grad geeignet schienen, wurden durch betäubende Getränke aus narkotischen Pflanzen*), insbesondere einer Hanfart, eingeschläfert und in diesem Zustande in einen wahren Zaubergarten versetzt, in welchem prächtige Blumenbeete und herrliche Fruchthaine angelegt waren, wo lustig plätschernde Bäche angenehme Kühle verbreiteten, wo duftende Rosenlauben, luftige Säle und Kioske, mit den kostbarsten Stoffen geschmückt, zur Ruhe einluden, wo reizende Mädchen, schwarzäugig und verführerisch anzuschauen, wie die lieblichen Paradiesesjungfrauen, köstlichen Wein in goldenen und krystallenen Schalen kredenzten, wo melodische Saitenklänge sich vermischten mit dem munteren Gesange der Vögel, wo die schmelzenden Weisen holder Sängerinnen hineintönten in das leise Gemurmel der Bäche, wo alles eitel Lust und Freude atmete. —

Beim Erwachen glaubten die Jünger, sich im Paradiese zu befinden, das Mohammed seinen Bekennern mit orientalischer Überschwänglichkeit geschildert, und genossen nun eine Zeit lang nach Herzenslust die Freuden der Seligen. Hierauf durch einen bereit gehaltenen Trank abermals in Schlummer versetzt, erwachten sie wieder an der Seite ihres Ordensmeisters. Dieser machte ihnen begreiflich, dass sie körperlich nicht von seiner Seite gewichen, dass nur ihr Geist in das Paradies ent-

*) Von diesem berauschenden Pflanzensafte, Haschisch genannt, der noch heute in Kairo und Konstantinopel feil gehalten und viel gekauft wird, erhielt der Orden den Namen „Haschischim“, den die Abendländer in Assassinen verwandelten.

rückt worden sei und dort einen Vorgeschmack aller jener Seligkeiten genossen habe, welche der Getreuen harren, die ihr Leben im Dienste des heiligen Glaubens und im Gehorsam ihrer Oberen fröhlich dahingeben.

So weihten sich die betörten Jünglinge zu blinden Werkzeugen des Mordes und suchten begierig jede Gelegenheit auf, das irdische Leben zu opfern, um des ewigen und seiner himmlischen Freuden teilhaftig zu werden.

Als äusseres Abzeichen ihres Grades trugen sie weisse Kleider, rote Mützen und Gürtel, die Farben der Unschuld und des Blutes, und waren mit Dolchen bewaffnet, die beständig zum Dienste ihres Meisters gezückt waren. Sie waren seine Leibwache, die blinden Vollstrecker seiner Mordbefehle.

Den dritten Grad nahmen die Refik (Gesellen) ein, welche durch stufenweise Einweihung in die geheime Lehre den Meistergrad zu erlangen gedachten. Es folgte dann die Klasse der Dai (der Missionare oder Meister), hierauf der Grad der Dailkebir (Grossprioren), der Statthalter der Provinzen, in denen der Orden sich verbreitete.

An der Spitze der furchtbaren Gesellschaft stand der Grossmeister, Sidna, d. i. unser Herr, oder Scheich ul Dschebal genannt, was die Abendländer mit Vetulus de montanis oder der „Alte vom Berge" übersetzten, weil der Orden sich überall der festen Plätze in den gebirgigen Teilen von Syrien und Persien bemächtigte.

Der Alte vom Berge selbst nahm den sechsten und als Usurpator des Imamats auch den siebenten Grad ein. Für die innere Sicherheit des Ordens wurde durch strenge Beobachtung der positiven Religionsgebote gesorgt, für die äussere durch feste Schlösser und die beständig gezückten Dolche der Fêdawi.

Die eigentliche Geheimlehre des Ordens war in

einem besonderen Gesetzbuch niedergelegt, das, von Hassan selbst verfasst, aus sieben Kapiteln bestand und lediglich für die Missionare und die nächst höheren Grade bestimmt war.

Das erste Kapitel enthielt die Grundzüge notwendiger Menschenkenntnis, welche den Missionaren bei ihren Bestrebungen, dem Orden geeignete Kandidaten zu gewinnen, unentbehrlich waren. Hierauf bezogen sich geheime Sprüche, deren wahrer Sinn nur den Mitgliedern desselben Grades bekannt war. Der Satz z. B.: „Säet nicht auf unfruchtbaren Boden, sprechet nicht in einem Hause, in welchem eine Lampe angezündet ist!“ hiess so viel als: Verschwendet eure Worte nicht an Unfähige und waget euch nicht mit denselben vor Gesetzeskundigen heraus; denn es ist gefährlich, Dummköpfe oder Männer von erprobten Kenntnissen und Grundsätzen anzuwerben; jene, weil sie die ihnen vorgetragenen Lehren gar nicht verstehen oder falsch auffassen, diese aber, weil sie den wahren Inhalt derselben leicht erkennen und ihren Verkündern gefährlich werden könnten.

Das zweite Kapitel gab Belehrungen über die Propaganda und Verhaltungsmassregeln gegenüber den Suchenden, welche dadurch am besten dem Orden geneigt gemacht würden, dass man ihren Neigungen und Leidenschaften schmeichele.

Die dritte Vorschrift erstreckte sich auf die Unterweisung der gewonnenen Proselyten und bestand hauptsächlich in der dämonischen Aufgabe, durch tausenderlei Fragen, die positive Religionsgebote des Korans betrafen, den Glauben der Jünger zu erschüttern, ihren Sinn zu verwirren, ihr Herz mit nagendem Zweifel zu erfüllen.

Die vierte Regel umfasste die Schwurformel und die Art ihrer Anwendung. In die Hand eines Dai

leisteten die Novizen, welche der Ordensgemeinschaft würdig befunden wurden, den Eid treuesten Gehorsams und unverbrüchlichen Schweigens.

Die fünfte schrieb vor, die etwa von religiösen Skrupeln erfassten Kandidaten zu belehren, dass die Lehrsätze und Meinungen des Ordens thatsächlich mit denjenigen der bekanntesten Theologen und Staatsmänner übereinstimmen. Man durfte hoffen, sie so, nachdem man ihr Gewissen beschwichtigt, noch in höherem Grade für die Interessen des Ordens zu begeistern.

Das sechste Kapitel beschränkte sich darauf, die bisher erlassenen Vorschriften und Weisungen kurz zu wiederholen und nochmals den Missionaren einzuschärfen, damit sie zu allen Zeiten und bei allen Gelegenheiten imstande wären, entsprechend zu verfahren. Hierauf machte im siebenten Kapitel der allegorische Unterricht den Beschluss des Instruktionsbuches. Den erwählten Meistern wurde hier in dürren Worten klar gemacht, dass alle Glaubensartikel und Religionsvorschriften nichts als blosse Allegorien seien, deren Befolgung oder Nichtbefolgung vollkommen gleichgültig sei.

Das Geheimbuch atmet etwas von dem finsteren Geiste des Jesuitismus, dessen Vorläufer Hassan und seine Assassinen mit Recht genannt werden könnten. Wohl niemals ist eine Ordenslehre zur Erreichung eines verbrecherischen Zieles so folgerichtig durchdacht und so beharrlich angewendet worden, wie in diesem religions-politischen Bunde. Und es ist geradezu ein meisterhafter Zug von Staatsraison, der einem Macchiavelli zur höchsten Ehre gereicht hätte, dass Hassan in souveräner Verachtung der Regungen des menschlichen Herzens und Sinnes die Lehre des Unglaubens und der Sittenlosigkeit nicht für die Regierten, sondern nur für die Regierenden bestimmte, dass er den bedingungs-

losen Gehorsam jener dem blinden Machtgebot dieser unterstellte, dass er jene durch die harten Opfer der Entsagung, diese durch vollkommene Befriedigung ihrer Leidenschaften erfolgreich für die Zwecke seiner Herrsucht zu gewinnen wusste.

Die Assassinen zählten bereits 60000 Mitglieder. Vergebens bemühte sich der Seldschukken*)-Sultan Melikschah (1072—1092) der Ausbreitung der gefährlichen Sekte zu steuern. Der treffliche Herrscher fand vielmehr hierbei ein jähes Ende, vermutlich das erste bedeutende Opfer der Assassinen. Nach seinem Tode zerfiel das gewaltige Reich während der greuelvollen Bürgerkriege zwischen seinen Brüdern und Söhnen. Endlich behaupteten sich Barkijarok und Mohammed, die Söhne Melikschahs, im Sultanat über die östlichen Provinzen.

Mit dem Fall Melikschahs, der in ganz Asien berechtigtes Aufsehen erregte, brach eine fürchterliche Zeit des Mordes und der Rache an. Die mohammedanischen Priester schleuderten Fluch auf Fluch auf die wilden Fanatiker. Und die Kalifen und ihre Statthalter, die Gefahr erkennend, welche ihrem Leben und ihren Thronen unaufhörlich drohte, wüteten gegen Hassan und seine Anhänger mit echt orientalischer Grausamkeit, während diese auf ihren unzugänglichen Felsennestern allen Angriffen und Verfolgungen trotzten und durch verwegene Raubzüge und grausige Mordanfälle blutige Vergeltung übten.

Während des Bürgerkrieges hatten die Assassinen

*) Die Seldschukken, ein türkischer Stamm aus der Bucharei, von Seldschuk um das Jahr 1000 zum Islam bekehrt, beherrschten unter Melikschah ganz Vorderasien vom Aegäischen Meere bis zum Indus, vom Persischen Golfe bis zum Jaxartes. — Vgl. Mirchonds Geschichte der Seldschukken. Aus dem Persischen von J. A. Vullers. Giessen; 1837.

die festesten Burgen in Persien eingenommen und auch bereits in Syrien festen Fuss gefasst, wo sie mehrere Städte und Burgen besassen, die ihnen einen sichern Rückhalt boten.

Es war die Zeit der Kreuzzüge, jene denkwürdige Epoche, da das geistliche Oberhaupt der Christenheit durch sein Wort gewaltige Kriegsscharen zu einem mächtigen Weltkampfe in unbekannte Länder trieb. Der Emir Ridhwan von Aleppo, welcher mit den Kreuzfahrern und seinem Bruder Dokak, dem Herrscher von Damaskus, in beständigem Streite lebte, begünstigte die Einwanderung der Assassinen in Syrien, um sich ihrer zur Verteidigung und Erweiterung seiner Herrschaft zu bedienen. Und in der That entfaltete nun der Mörderorden hier eine furchtbare Thätigkeit. Er verbreitete seine fanatische Lehre nach allen Richtungen und schwang mit religiösem Wahnsinn seine Märtyrerdolche gegen Seldschukken und Abbasiden, wie gegen Christen und Juden.

Da Herrschaft der höchste Zweck des Ordens und zur Erreichung derselben kein Mittel unerlaubt war, suchten die Assassinen, zumal sie nach dem frühen Tode ihres Bundesgenossen den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt waren, sich mit den Kreuzfahrern zu verständigen, deren Macht sich in Syrien mehr und mehr ausgebreitet hatte. Der Dai el Kebir Abu Wafa schloss einen heimlichen Vertrag mit dem Könige Balduin II. von Jerusalem, kraft dessen er sich verbindlich machte, den Christen die Stadt Damaskus in die Hände zu spielen, während der König ihm die Stadt Tyrus zu überliefern versprach. Der verräterische Anschlag wurde indess verraten und über alle in Damaskus anwesenden Assassinen, gegen 6000 Menschen, ein schreckliches Blutgericht verhängt.

Doch die Macht der fanatischen Rotte wurde da-

durch keineswegs gebrochen. Unaufhörlich wüteten ihre Dolche unter den Statthaltern des Landes und den Edlen, und bald war die Furcht vor dem Orden hier und in Persien so gross, dass die einzelnen Fürsten es für ratsam hielten, um der beständigen Todesgefahr zu entrinnen, sich mit den Führern der entsetzlichen Bande im Geheimen zu verständigen und ihnen wichtige Plätze in ihren Landen einzuräumen, sie von Abgaben und Zöllen zu befreien, ja, ihnen sogar die Einkünfte ganzer Landschaften als Tribut zu überweisen.

So gewannen die Assassinen immer mehr Boden, Macht und Ansehen.

Später mussten die Assassinen, nachdem sie mancherlei schwere Unfälle erlitten, den Tempelherren einen jährlichen Tribut zahlen. Um der drückenden Verpflichtung zu entgehen, boten sie durch eine Gesandtschaft den Templern ihren Übertritt zum Christentum gegen Aufhebung der Zinspflichtigkeit an. Diese mochten jedoch solchem Vorschlage nicht trauen und liessen 1172 die assassinischen Gesandten niedermachen, eine Gewaltthat, die sich bitter rächen sollte. Von Stund an wüteten nämlich die fanatischen Sendboten des schwergereizten „Alten vom Berge" in unerhörter Weise, nicht nur gegen die Ordensritter, sondern gegen alle Christen, die in Syrien und Palästina verweilten. In jede Stadt, in jedes Haus wussten sie sich einzuschleichen. Keiner entrann seinem Schicksale, dessen Name einmal die verhängnisvolle Konscriptionsliste des Bundes zierte. Unermüdlich verfolgten die dem Tode verschworenen Verbrecher ihre Opfer und stürzten sich freudig auch in die furchtbarsten Gefahren, beseligt durch die trügerische Hoffnung auf ewige Glückseligkeit. Furcht und Schrecken gingen vor ihrem Namen her und verbreiteten sich sogar nach Europa; wird doch erzählt, dass Fêdawis gegen europäische

Fürsten, z. B. Ludwig den Heiligen*) von Frankreich, abgeschickt worden seien.

Hassan überlebte die treuesten seiner Jünger, die nächsten seiner Verwandten. Seine Söhne opferte er seiner schrecklichen Politik, den einen, weil er durch einen unbefohlenen Mord die väterlichen Hoheitsrechte verletzt, den andern, weil er durch den Genuss von Wein ein Gebot übertreten hatte, dessen strengste Beobachtung für die profane Menge zum Ordenssystem gehörte. Der Tod der beiden Söhne sollte den Eingeweihten eine blutige Mahnung sein für etwaige Fälle des Ungehorsams wider die Gebote des äusseren Kultus und die Regeln der inneren Disciplin.

Als Hassan die Nähe des Todes fühlte, berief er seine Vertrauten, die Dais Keah Buzur Umeid und Abu Ali nach dem Schlosse Alamut, das er nie verlassen, und übertrug ihnen die Nachfolge in seinem Amte derart, dass dieser an die Spitze der äusseren Macht und der bürgerlichen Verwaltung trat, während jener die höchste geistliche Gewalt und die Leitung des Ordens übernahm.

Hierauf starb Hassan im hohen Alter im Jahre 1124 nach 35jähriger bluttriefender Herrschaft, eine der fürchterlichsten Geisseln der Menschheit.

Nach einer Regierung von 14 Jahren, die eine ununterbrochene Kette der grausigsten Blutscenen darstellte, folgte dem Keah Buzur Umeid sein Sohn Mohammed im Grossmeistertum. Wie sein Vater, be-

*) Eines der zahlreichen christlichen Opfer aus dieser Zeit war der Markgraf Konrad von Montferrat, der 1192 in einer engen Strasse von Tyrus unter den Dolchen zweier Assassinen fiel. Als Anstifter des Mordes wird vielfach in zeitgenössischen morgenländischen und abendländischen Quellen der König Richard (Löwenherz) von England genannt. Obwohl der finstere Verdacht sich nicht beweisen liess, so waren doch Moslemin und Franken von der Wahrheit desselben überzeugt.

gann er seine Laufbahn mit dem Fürstenmorde. Still und geräuschlos zerstreuten sich die opfermutigen Fêdawi über ganz Asien, und zahllos waren die unglücklichen Schlachtopfer, die unter ihren Dolchen verbluteten. Die bisherigen festen Plätze wurden behauptet und neue erobert oder erbaut. — Die grosse Menge der Ungeweihten sah nur die schrecklichen Wirkungen einer furchtbaren Macht, ohne die Gründe kennen zu lernen, die Urheber und Werkzeuge. Sie erblickte in den Ermordeten nur die gestürzten Feinde des Ordens und der Religion, welche die Rache des Himmels durch den Arm eines geheimen Gerichtes ereilte. Blieb doch die ruchlose Lehre des Ordens vom Schleier des tiefsten Geheimnisses umhüllt; erschienen doch alle seine Mitglieder nur als eifrige Beobachter des Islams; verkündeten doch der Grossmeister und seine Gesandten nur die Herrschaft des unsichtbaren Imams, von dem sie als Glaubens- und Thronwerber bestellt seien, und der zuletzt selbst erscheinen und seine Rechte auf die Herrschaft der Welt mit siegender Macht behaupten würde. —

Indess besass Mohammed weder den Geist noch die Kenntnisse seiner Vorgänger. So kam es denn, dass sich die Laienbrüder mit grösserer Anhänglichkeit seinem Sohne Hassan zuwandten, der, im Rufe eines grossen Gelehrten stehend, sich zum Volkslehrer und Aufklärer aufwarf und lebhaft die sich verbreitende Meinung begünstigte, dass er der verheissene Imam sei. Als Mohammed die ihm drohende Gefahr entdeckte, liess er 250 von den Anhängern seines Sohnes hinrichten. Hassan selbst rettete sich vor ähnlichem Schicksale nur dadurch, dass er in vollendeter Heuchelei seine Lehre und Anhänger verfluchte.

Sobald er aber als Hassan II. durch den bald darauf erfolgten Tod seines Vaters in den Besitz des Gross-

meisteramtes gelangt war, nahm er seine frühere Thätigkeit wieder auf. Er hob 1163 das Gesetz des Islams auf, erklärte sich für den sehnsüchtig erwarteten Imam, offenbarte auch den Uneingeweihten die Nichtigkeit aller positiven Religionen und erklärte ihnen, dass Alles gleichgültig und nichts verboten sei.

Die Schranken der Pflicht und Sitte waren durchbrochen. Ungescheut schritten Laster und Verbrechen über die Trümmer der Religion und der gesetzlichen Ordnung. Die Mordsucht, welche bisher unter der Larve des blinden Gehorsams als die Vollstreckerin eines heimlichen Gerichts die bezeichneten Opfer gefällt, wütete nun in völlig schrankenloser Weise.

Aber schon im vierten Jahre seiner ruchlosen Regierung erlitt Hassan billig den Märtyrertod seiner unsittlichen Lehre durch den Dolch eines Verwandten. Allein der Mordbrand, den er durch die Offenbarung der geheimen Ordenslehre entzündet, ward durch sein Blut keineswegs gelöscht. Er verbreitete sich vielmehr als weitflammende Feuersbrunst über ganz Asien unter der Regierung seiner Nachfolger.

Die Folgen der unerhörten Ruchlosigkeit zeigten sich bald. Die Ungeweihten verliessen in Scharen den unheimlichen Bund, und dieser selbst, seiner festen Stützpunkte beraubt, geriet in Verfall, nachdem er länger als zwei Jahrhunderte der Schrecken der mohammedanischen und christlichen Welt gewesen war.

Zuerst fühlten die Assassinen im Jahre 1256 die vernichtende Macht des Mogolenkhans Hulagu, der ihrem wüsten Treiben in Persien ein Ende machte, indem er ihre Burgen — gegen 40 wohlbefestigte und mit ungeheuren Schätzen angefüllte Plätze — brach. Der „Alte vom Berge“ wurde als Gefangener nach Karakorum im nördlichen Asien gebracht an das Hoflager des Grosskhans und dort enthauptet. Die schwärmerischen Be-

kenner der Mordbrüderschaft fielen zu Tausenden dem würgenden Mongolenschwerte zum Opfer. Die letzten Reste der fürchterlichen Rotte wurden 1394 von dem kühnen Welteroberer Timur, nachdem sich mehrere Fêdawi mit ihren Dolchen bis in seine Nähe gewagt, durch ein schreckliches Blutbad ausgerottet. Seitdem sind in Persien die menschenfeindlichen Fanatiker vom Erdboden verschwunden.

In Syrien erhielten sich die Assassinen noch bis 1270, wo sie den unwiderstehlichen Waffen des ägyptischen Sultans Bibars erlagen. Die Anhänger des Mörderbundes wurden niedergemetzelt oder zerstreut, ihre Lehre in Acht und Bann gethan.

Dennoch ist der Orden nicht erloschen. Noch in unseren Tagen treibt er in den wilden Felsschluchten des Libanon neben den Drusen und den ihm verwandten Nussairi*) im Geheimen sein Wesen fort, in

---

*) Die Nussairi, wie die Assassinen eine ismaelitische Sekte, im Dschebel Nussairijah nördlich vom Libanon ansässig, sollen noch heute gegen 200000 Mitglieder zählen, die unter sich durch die Bande des Blutes und der Religion verbunden sind. Ihre geheime Lehre ist in einem Katechismus von 100 Fragen und Antworten enthalten. Vor einiger Zeit fasste einer ihrer Scheichs ihren Glauben dahin zusammen: „Der Himmel ist der Körper Alis; sind wir einmal befreit von dieser irdischen Körperhülle, so erheben sich unsere Seelen zu dem Sternenheer in der Milchstrasse und kleiden sich in Lichthüllen. Wer aber zweifelt, dessen Seele muss in Tierkörpern die irdische Wanderung fortsetzen. Die Andersgläubigen und Fremden aber gehen auch in Tierkörper über und sind auf ewig verbannt. Die Sonne ist Mohammed, der Mond ist Selman (ein Perser, der Bartscheerer des Propheten) und alle Sterne am Himmel sind Engel, die schon vor Erschaffung der Welt bestanden.“ —

Die Nussairi sollen in dunklen Höhlen ein Fest der „Lichtauslöschung“ begehen, welches in grobe Unsittlichkeiten ausartet. Von den Türken häufig blutig verfolgt, sind sie erbitterte Feinde derselben. — Vgl. Kremer, Hauri a. a. O. — Th. Wolff: Die Drusen und ihre Vorläufer. Leipzig; 1845. —

der Hoffnung dereinst seine Herrschaft bei günstigen Umständen wieder herzustellen. Die aufrührerische Politik der geheimen Lehre und die grausige Meuchlertaktik der Assassinen hat er aber aufgegeben. Nach Aussen hin beobachten seine Mitglieder gewissenhaft das Gesetz Mohammeds, aber im Innern huldigen sie um so eifriger der Gottheit Alis, „dem unerschaffenen Lichte als dem Prinzip aller erschaffenen Dinge“. —

*b) Die Drusen und ihre Geheimlehre.**)

Die Drusen, eine uralte mohammedanische Sekte, bewohnen den westlichen Abhang des Libanon und die felsige Hochebene Hauran. Sie zählen etwa 80 000 Köpfe. In verschiedene Stämme geschieden, welche unter einem Scheich stehen, bilden sie ein eigenartiges Volk mit halb patriarchalischen, halb feudalistischen Regierungsformen. Tapfer und freiheitliebend, haben sie von jeher, sowohl unter den Eroberungen der arabischen Kalifen, als unter denen der Kreuzfahrer und der türkischen Sultane, jede Unterwerfung wacker abgewehrt und stehen auch heute noch zu der hohen Pforte in einem ziemlich lockeren Unterthanenverhältnis.

Die Gebräuche und Sitten der Drusen sind höchst merkwürdig und eigentümlich. Gleich den Arabern, reich an mannigfachen Ausdrücken der Höflichkeit, sind ihnen die Gesetze der Gastfreundschaft und der Blutrache heilig. Sie sind mässig und fleissig, aber auch sehr empfindlich. Das Leben der Erwachsenen geht in Politik auf, in Ackerbau und kleinen Gebirgsfehden.

---

*) Vgl. Wolff a. a. O. S. de Sacy: Exposé de la religion des Druzes, tiré des livres religieux de cette secte. 2 Tle. Paris; 1838. — Carnarvon: Recollections of the Druses of the Lebanon and notes on their religion. London; 1860. — Churchill: The Druzes and the Maronites. London; 1862. — H. Petermann: Reisen im Orient. 2 Bde. Leipzig; 1865. —

Die Jugend lernt lesen und schreiben, auch die Mädchen, im Gegensatz zu den übrigen Orientalinnen, die nichts lernen dürfen, aus naiver Besorgnis, dass dadurch ihre Sitten verderbt werden möchten. Die Frauen nehmen hinter einem Vorhange an den Gemeindeversammlungen teil. Vielweiberei ist nicht gestattet. Beide Gatten haben in allen Stücken gleiche Rechte.

Höchst eigenartig ist auch die Religion der Drusen. Als Religionsstifter verehren sie den fatimidischen Kalifen Hakim von Ägypten (996 — 1020). Bald nach seinem Regierungsantritt, trat um das Jahr 1000 ein fanatischer Magier namens Mohammed ed Derezi*) als Prophet auf und ermahnte die Menschen zur Verehrung Hakims, den er für eine Verkörperung Alis ausgab. Allein seine Lehre empörte das rechtgläubige Volk. Es brach ein gefährlicher Aufstand aus, in welchem Derezi sein Leben verlor.

In seine Fusstapfen trat der Magier Hamza, ein schlauer Perser. Er verkündete öffentlich die Gottheit Hakims, forderte das Volk zu ihrem Dienst und zu ihrem Bekenntnis auf, warb durch seine Missionare, namentlich unter den Bewohnern des Libanon, Anhänger und verfasste zahllose mystische Schriften, in denen er seinen Vorgänger Derezi verfluchte.

Die mysteriösen Lehren Hamzas, von einem seiner Schüler in ein System gebracht, bilden seitdem die anerkannte Glaubenslehre der Drusen. Sie ist in Büchern**) enthalten, die von ihnen ebenso heilig ge-

---

*) Von diesem Derezi ist der Name Drusen herzuleiten. Die Drusen freilich verschmähen den Namen des später Verfluchten und nennen sich „Unitarier.“

**) Authentische Nachrichten über die Religion der rätselhaften Sekte erhielt u. a. der Geograph Petermann auf einer Reise, welche er in den Jahren 1852—55 durch Syrien und Persien unternahm. Er machte in Damaskus die Bekanntschaft

halten werden, wie der Koran von den Mohammedanern, wie die Thora von den Juden und das Evangelium von den Christen. Obwohl sorgfältig gehütet und bewahrt — sie Fremden auch nur zu zeigen, wäre ein Verbrechen, schlimmer als Mord — sind sie doch in Europa bekannt geworden.

Danach erscheint die Religionslehre der Drusen als mohammedanischer Gnostizismus mit Ideen, welche dem Islam, alten philosophischen Systemen, dem Christentum, sowie dem persischen Magismus entlehnt sind.

Die Drusen glauben an einen einigen, ewigen Gott, ohne Anfang und ohne Ende, begabt mit allen vollkommenen Eigenschaften. Dieser Gott kann nur von seinen berufenen Kindern, d. h. den Drusen, erkannt werden und zwar mittels menschlicher Inkarnationen. Zufolge seiner Gerechtigkeit hat Gott sein Wesen den Menschen in jedem Zeitalter offenbart mittels des Schleiers, welcher der Körper ist, der zu ihnen aus ihm spricht. Sein Schleier nun muss von dem Edelsten seiner Geschöpfe sein. Darum erschien er ihnen in der Gestalt des Hakim, welcher ein grosser König war. Dies war die letzte Offenbarung. Zur Zeit der Auferstehung wird Gott nur in dem Körper des Hakim erscheinen und die Gläubigen zur ewigen Glückseligkeit führen.

Die Drusen glauben ferner an die Seelenwanderung. „Die Zahl der menschlichen Seelen vermehrt sich weder, noch nimmt sie ab, und jedes Mal, wenn ein Mensch stirbt, geht sein Geist in ein neugeborenes Kind über, nicht aber in Tiere und aus diesen wieder in Menschen.“ Dem Magier Hamza huldigen die Drusen nicht nur als einem von Gott gesandten Propheten, sondern sie

---

eines gebildeten Arabers, eines evangelischen Christen, und bewog den ehemaligen Drusen für eine Geldsumme, gegen die die Araber nie unempfindlich sind, ihm alles Wissenswerte über die Religion seiner früheren Glaubensgenossen mitzuteilen.

verehren ihn auch als den, der völlige Macht über alles Seiende hat, wie ein Gott, nur dass er erschaffen ist. Gott der Erhabene, nämlich el Hakim beamrihi, hat alle Handlungen von Ewigkeit her in die Hand des Hamza gelegt. „Ihm liegt die Belohnung und Bestrafung, die Verteilung der Bedürfnisse und die Bestimmung des Todes ob, mit Ausnahme dessen, was von der Person des erhabenen Schöpfers allein abhängt."

Die drusische Lehre schreibt ihren Anhängern die Erfüllung mannigfacher Pflichten vor. So sind sie vor allem gehalten, strenge Wahrhaftigkeit zu üben. Doch ist diese Tugend nur gegen ihre Stammesangehörigen zu beobachten, während Andersgläubige unbedenklich belogen und betrogen werden dürfen. Ferner sind sie verpflichtet, ihre Glaubensgenossen nach Kräften zu unterstützen, sich von jeder anderen Religion oder Gottesverehrung und den Teufeln loszusagen, die Einheit Gottes zu bekennen und sich seinem Willen in guten und schlimmen Tagen mit stiller Ergebung zu unterwerfen.

Ein eigentlicher Priesterstand hat sich bei den Drusen nicht ausgebildet. Seine Stelle nehmen die sogenannten Akkals ein, d. h. die Wissenden, die Eingeweihten. Ihnen stehen die Unwissenden, Dschohals, gegenüber.

Die Akkals, zu denen in der Regel die Scheichs und auch die meisten drusischen Frauen gehören, bilden eine geheime Gesellschaft mit verschiedenen Graden. Ihnen allein sind die mystischen Lehren derselben, über die man bisher nichts Gewisses erfahren konnte, zugänglich, und sie sind es auch, welche die Regierung der zahlreichen drusischen Gemeinwesen darstellen und die höchsten Interessen der Gemeinden vertreten.

Um in die Gesellschaft der Akkals aufgenommen zu werden, wozu allen Männern und Frauen drusischen Stammes das Recht zusteht, ist es erforderlich,

unter feierlichen Zeremonien gewisse Erklärungen abzugeben und allen Freiheiten zu entsagen, die den Dschohals gewährt sind. —

Die Akkals sind unbesoldet und verrichten ihr Tagewerk, wie die andern Drusen, stehen aber in hoher Achtung. Sie tragen einen runden losen Turban über einem roten Fez. Niemals zeigen sie sich in gestickten oder aussergewöhnlichen Kleidern. Es ist ihnen untersagt Tabak zu rauchen und Wein und andere berauschende Getränke zu geniessen. Sie dürfen weder lügen noch schwören, noch an den lärmenden Festlichkeiten der Dschohals teilnehmen. Ihre Rede und ihre Unterhaltung ist stets würdevoll und ihrem Stande angemessen. Sie vermeiden ängstlich alle törichten und rauhen Worte und erweisen Achtung Jedem, mit dem sie sprechen, auch wenn er ihr Feind ist.

Als geheime Erkennungszeichen dienen ihnen ein bestimmter Händedruck und eine bestimmte Begrüssungsformel, die indess häufig gewechselt wird. Um zu erkennen, ob man es mit einem Wissenden zu thun hat, wird diesem eine Frage etwa folgenden Inhalts vorgelegt: „Säen die Landleute in euern Gegenden die Körner des Ehliledsch (einer Balsamstaude)?“ Darauf muss der so Angeredete antworten: „Ja, sie werden gesäet in die Herzen der Gläubigen.“ Scheinen die Zweifel des Fragenden nicht völlig beseitigt, so muss der Fremde noch Auskunft über die geheime Lehre geben.

Die Frömmsten unter den Wissenden ziehen sich in die weltentrückte Stille schwer zugänglicher Einsiedeleien zurück, um hier ungestört ihren religiösen Werken zu leben.

Des Donnerstags, zwei Stunden nach Sonnenuntergang, kommen die wissenden Männer und Frauen jedes Dorfes zusammen. Eine Scheidewand von Holz oder Zeug trennt die Männer von den Frauen derge-

stalt, dass diese, ohne selbst gesehen zu werden, alle Gespräche und Beratungen zu hören imstande sind. Die Versammlungen, welche zwei bis drei Stunden dauern, beginnen mit politischen Gesprächen. Hierauf rezitiert der Sprecher einige Stellen aus den heiligen Büchern und fügt Erklärungen über das Gelesene hinzu. Im Anschluss hieran werden kriegerische Lieder gesungen, welche das Erscheinen Hakims, die Auferstehung, die Vertilgung der Christen und Mohammedaner, sowie die Eroberung des Erdkreises durch die Drusen in schwungvollen Versen feiern. Ein einfaches Liebesmahl aus Kuchen, getrockneten Feigen, Rosinen oder Wallnüssen bestehend, beendet die ernste Feier.

Die Dschohals stehen bezüglich der Religion auf niedriger Stufe. Gleichgültig gegen jede höhere Regung in ihrer Brust, kennen sie weder Gebete, noch kümmern sie sich um Fasten, oder andere fromme Gebote. Sie trinken Wein und essen Schweinefleisch. Gleichwohl sind ihnen einige Erkennungszeichen der geheimen Sekte bekannt. —

c) Die Sûfi.)*

Der strenge Fanatismus der Islams hemmte von vornherein jeden freien geistigen Aufschwung, lähmte jedes selbstständige Denken und Schaffen und vermochte die menschlichen Herzen mit seinem starren, fremden Gott nicht zu erwärmen. Kein Wunder, wenn sich schon frühzeitig eine gewisse Opposition gegen des Propheten Religion regte, in der Absicht, jenen Übelstand zu beseitigen. Es zeigten sich Spuren mystischer

---

*) G. Klemm: Allgem. Kulturgeschichte der Menschheit. 7. Bd. Leipzig; 1849. — De Gobineau: Les religions et les philosophes dans l'Asie centrale. Paris; 1865. — J. Braun: Gemälde der mohammedanischen Welt. Leipzig; 1870. — H. Ethé: Morgenländische Studien. Leipzig; 1870. — Fr. Dieterici: Die Philosophie der Araber im X. Jahrh. n. Chr. Leipzig; 1876—79.

Frömmigkeit, die, allmählig an Umfang und Tiefe zunehmend, im dritten Jahrhundert nach Mohammed greifbare Gestalt in dem Sûfismus anzunehmen begannen.

Aber erst dem indogermanischen Geiste blieb es vorbehalten, diesem Sûfismus eine Ausbildung zu verleihen, die, hoch und hehr, unser ganzes Denken und Empfinden mächtig ergreift. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts nämlich begannen die persischen Dichter*) sich der mohammedanischen Mystik zu bemächtigen, sie mittels ihres überschwenglichen Gefühles, ihrer bilderreichen Phantasie in Poesie umzusetzen und beide so innig mit einander zu verschmelzen, dass sie ein unteilbares Gesamtbild darstellen. Dabei bildete sich der Sûfismus immer mehr zu festen Doktrinen aus und durchdrang alle späteren Dichterwerke der Perser.

Sûfismus ist „die Lehre des vollkommensten Pantheismus, des Ausflusses aller Dinge von dem ewig unerschaffenen Licht und der Vereinigung mit der Gottheit auf dem Wege des beschaulichen Lebens durch Gleichgiltigkeit gegen alle äussere Form und durch Vernichtung seines Ichs!“

In dieser mystischen Doktrin ist zugleich die Aufgabe und das Ziel des Sûfismus enthalten, dessen Anhänger, Sûfi**) genannt, zu zahlreichen, in Persien und Indien verbreiteten, Ordensgemeinschaften vereinigt sind.

---

*) Als Hauptvertreter dieser Richtung gelten Ferid eddin Attar († 1226), Dschelâl eddin Rumi (1207—1273) und Moslich eddin Sadi (1175—1263). Zu einer Zeit, da die ganze Existenz ihres Vaterlandes durch den Einfall wilder Mongolenscharen in Frage gestellt war, wandte sich ihr denkender Geist von den schalen Äusserlichkeiten des Lebens ab und kehrte sich seiner eigenen Innenseite zu. Gemütvolle Beschaulichkeit und innere Vertiefung gaben fortan den Ton in der persischen Poesie an. —

**) Das Wort Sûfi ist wahrscheinlich abzuleiten von dem arabischen Çûf d. i. Wolle. Sûfi würde also soviel bedeuten, wie ein mit einem Wollengewand bekleideter Derwisch.

In einem beschaulichen Leben müssen deren Jünger unaufhörlich Betrachtungen anstellen über den Begriff der Einheit und mit Hülfe der göttlichen Gnade, ohne die sie nichts vermögen, durch verschiedene Grade zu jener Vollkommenheit sich emporringen, die ihnen die Wiedervereinigung mit Gott ermöglicht.

Diese Grade sind in den einzelnen sûfischen Orden verschiedener Art. In den indischen wird der Schüler zunächst angehalten, die vom Islam vorgeschriebenen Reinigungen und Gebete, Riten und Zeremonien vollkommen zu erfüllen. Ist er so zum rechten orthodoxen Muselmann herangebildet, so wird er in den Grad der Erkenntnis eingeführt. Hier wird ihm dargethan, dass alle äusseren Religionsübungen, denen er sich zuvor mit Eifer hingegeben, keinen wahren Wert besitzen dass er sich jetzt vielmehr bemühen müsse, in des Wesens geheimnisvolle Tiefe hinabzusteigen, indem er sich dem Studium der heiligen sûfitischen Schriften und dem beschaulichen Versenken in die Gottheit widme. Im dritten Grade, dem der Gewissheit, wird dem Sûfi erklärt, dass er nunmehr am Ziel seiner Wünsche angelangt und mit der Gottheit eins und gleich sei. In diesem Gefühl der Einheit hört für ihn jedweder Unterschied der Religion auf und er versinkt nun in das Fenâ (Nirwâna) d. i. in völlige Gefühllosigkeit und Gleichgiltigkeit gegen alle weltlichen Dinge; er geht auf in der erhabenen Grösse des Schöpfers, in dem lebendigen, unmittelbaren Verkehr mit ihm und in dem unbegrenzten Anschauen der Wahrheit.

Persische Kongregationen haben vier, ja sogar sieben Grade, welche den von Mohammed in der bekannten Nacht der Auffahrt durchlaufenen sieben Himmeln entsprechen sollen. Es sind dies der Grad des Suchens, der Liebe, der Erkenntnis, der Selbstgenügsamkeit, der Einheit, der Betäubung und endlich der Gottesbedürftigkeit. —

d) Die Derwischorden.)*

Denselben Ursachen, auf welche die Entstehung des Sûfismus zurückzuführen ist, verbunden mit einer dem wüstenbewohnenden Araber eigentümlichen Neigung zum einsamen und beschaulichen Leben, verdankt auch das Mönchtum im Islam sein Dasein. Schon dreissig Jahre nach des Propheten Tode schlich es sich in den Islam ein und nahm allmählig in allen mohammedanischen Ländern einen so gewaltigen Umfang an, dass man heute etwa 72 Derwischorden zählt.

Unter ihnen erfreuen sich besonderer Beliebtheit die Nakischbendi in Zentralasien, die Hajderi in Indien und Persien, die Rufai und Mewlevi in den weiten Ländern des ottomanischen Reiches. Der Rufai-Orden, um das Jahr 1182 von Said Ahmed Rufai gestiftet, ist durch seine magischen Gaukeleien und Taschenspielerkünste berüchtigt, während die Brüderschaft der Mewlewi, von dem persischen Dichter Dschelâl eddin Rumi**) ins Leben gerufen, in Europa unter dem Namen „tanzende Derwische" bekannt ist.

---

*) Vergl. W. C. Taylor: Gesch. des Mohammedanismus und seiner Sekten. Aus dem Engl. Leipzig; 1837. — P. Brown: The derviches, or oriental spiritualisme. London; 1868. — A. von Kremer: Kulturgeschichtl. Streifzüge auf dem Gebiet des Islams. Leipzig; 1873. — H. Vambéry: Sittenbilder aus dem Morgenlande. Berlin; 1876. — M. Lüttke: Der Islam und seine Völker. Gütersloh; 1878. —

**) Dschelâl eddin Rumi ist der grösste mystische Dichter der Perser, ein „gotttrunkener Pantheist, der sich mit der Weltseele innig eins weiss, genannt die Nachtigall des beschaulichen Lebens, dessen Dichtungen von den Ufern des Ganges bis zu denen des Bosporus der Mittelpunkt des mohammedanischen Pantheismus sind." Seine schönsten Lieder hat Fr. Rückert in meisterhafter Weise nachgedichtet.

Vergl. J. von Hammer-Purgstall: Gesch. der schönen Redekünste Persiens. Wien; 1818. —

Der Hauptsitz der Mewlewi war von Anfang an Konia in Kleinasien, wo ihr poetischer Stifter als Lehrer der Philosophie gewirkt hat. Und noch in unseren Tagen residiert dort der Ordensgeneral in einem Kloster, das von 500 Mönchen bewohnt ist.

Auch die Mitglieder der übrigen Orden hausen grösstenteils vereinigt in Klöstern. Den Verheirateten von welchen in jeder Gemeinschaft etliche zu finden sind, ist gestattet, ausserhalb der Klostermauern zu wohnen, doch sind sie verpflichtet, wöchentlich einige Nächte im Cönobium zuzubringen.

Der Derwisch trägt einen hohen zuckerhutförmigen Hut (Kulah), der aus Filz besteht oder aus drei oder mehreren roten Tuchlappen zusammengenäht ist. Diese Kopfbedeckung ist gewöhnlich mit schwarzen Stickereien verziert, welche einzelne Worte und Buchstaben mystischen Inhalts darstellen. Zur Derwischgarderobe gehört ferner der Mantel (Hirka), ein Kleidungsstück, das aus zahlreichen bunten Lappen zusammengestückt ist. Nicht unwichtig ist auch der Gürtel, aus Wollstoff bestehend oder aus mehrfarbigen Knotenstricken verfertigt. Mit ihm soll die böse Rede und die fleischliche Lust gebunden werden.

Beständige Begleiter des Derwisches sind gewisse Gerätschaften, die als symbolisierte Werkzeuge dienen. Hierher gehört die Axt (Teber), auf deren kurzen Schaft rätselhafte Inschriften eingegraben sind. Mit ihr sollen die Leidenschaften bekämpft werden. Im Gürtel wird ausserdem ein Rosenkranz (Tesbih) mitgeführt. Er besteht aus 99 Körnern, welche 99 Eigenschaften Gottes repräsentieren. Die Jünger einiger Orden führen auch einen Kamm, mit welchem sie das lang herabwallende Kopfhaar rituell kämmen müssen. Dieses Gerät, vom Ordensoberhaupt zu einer gewissen Zeit verliehen, gilt als eine Art Talisman. Zu erwähnen sind schliesslich

noch ein kurzer, oben mit einem Halbmond versehener Stab (Asa) und die Bettlerschale (Keschkul), in welcher die erbettelten Speisen aufbewahrt werden.

Wie bei allen mystischen Gesellschaften, erfolgt auch bei den Derwischorden die Aufnahme der Novizen in den Verband der Brüderschaft unter einem Aufwande mannigfaltigster Zeremonien.

Bei den Mewlewi muss der Schüler 1001 Tage lang die niedrigsten Hausdienste verrichten und sich einen Murschid, d. i. geistigen Wegweiser, wählen, dessen Unterweisung er bis zu seiner feierlichen Weihe geniesst. Bei anderen Orden wird der Jünger bei seiner Einweihung, einen groben Strick um den Hals, von geistlichen Begleitern in eine Halle geführt, in deren Mitte sich ein zwölfeckiger Stein befindet. Auf diesen muss er sich mit gekreuzten Armen niederlassen und eine Stellung einnehmen, die volle Ergebenheit und Hingabe ausdrückt. Die übrigen Aufnahme-Zeremonien vollziehen sich dann vor einem aus zwölf Ordensmitgliedern zusammengesetzten Kapitel, von denen jedes ein brennendes Licht vor sich zu stehen hat. Wieder andere Novizen müssen eine harte Probezeit absolvieren, die oft acht bis zehn Monate dauert und während der sie bei kärglicher Kost einem körperlich und geistig im höchsten Masse aufreibenden Gottesdienste obliegen. Abgesondert von allem weltlichen Verkehr, vertiefen sie sich mehr und mehr in ihr inneres Schauen. Nähert sich schliesslich das mühevolle Noviziat seinem Ende, so befindet sich das früher gesunde Individuum in der Regel in einem bejammernswerten Zustande. Krankhaft, bis zum Skelett abgemagert, ekstatisch, wird der Unglückliche von Hallucinationen und Visionen heimgesucht, glaubt er himmlische Stimmen zu vernehmen, die sich häufig wiederholen und bald eine bestimmte Form und einen

bestimmten Inhalt annehmen. Gefahrvoll wuchert seine ungebundene Phantasie und zaubert ihm die leibhaftigen Gestalten längst heimgegangener Persönlichkeiten, nicht selten auch die des Propheten selbst vor das von schwärmerischem Glanze verklärte Auge. Je ungewöhnlicher die Wirkung der über alles Mass hinausgehenden Schwärmerei und Sinnenekstase, desto würdiger erscheint der Schüler für die Aufnahme in die Derwischgemeinschaft.

Hat der moslemische Ordensbruder glücklich alle Prüfungszeiten zurückgelegt und ist in den engeren Verband eingetreten, so harrt seiner, hinsichtlich der materiellen Lage, im Allgemeinen eine wenig tröstliche Zukunft. Von dem behaglichen Wohlleben, dessen seine christlichen Standesgenossen sich erfreuen, ist bei ihm meistens keine Rede. Er muss zusehen, wo er den täglichen Unterhalt hernimmt, sei es nun, dass er von dem Ertrag seiner Arbeit das elende Dasein fristet, sei es, dass er mit der Bettlerschale in der Hand weit und breit die Lande durchstreift und die nicht selten reichlich gespendeten Almosen mildthätiger Herzen in Anspruch nimmt.

Aber auch in geistiger Hinsicht ist das Los des Derwisches ein hartes und sein Lebenslauf ein mühseliger zu nennen. Dies gilt namentlich von den ansässigen, zu denen in erster Linie jene Mewlewi zu rechnen sind. Berufen eine bedeutende Lücke im geistigen Leben der Orientalen auszufüllen, besteht die Hauptaufgabe ihres Lebens in der beständigen Anbetung und Verherrlichung Gottes, weshalb sie eine gewisse Tageszeit im Hersagen seiner mysteriösen sieben Attribute*) zubringen.

*) Es sind dies: 1. La illaha il Allah! (Es giebt keinen Gott ausser Allah!). 2. Ja Allah! (O Gott!). 3. Ja Hu! (Er allein ist es und

Zu diesem Behufe arrangiert der Scheich oder Pir d. i. das Oberhaupt des Ordens, gewöhnlich des Nachmittags oder Abends, geschlossene Zirkel (Chalka*). Nachdem der Pir, meistens eine Persönlichkeit von ehrwürdigem Äusseren, seinen Platz eingenommen, legen die Teilnehmer der Chalka einige Minuten die Hände in den Schoss, senken das Haupt auf die Brust und bestreben sich, die Gedanken von allen irdischen Dingen hinweg in eine höhere geistige Sphäre zu versetzen — ein interessanter Moment feierlicher Stille. Darauf beginnt der Scheich mit leiser, sich mehr und mehr hebender Stimme einen Lobgesang zu rezitieren, welcher, meist aus Parabeln in erhabenem Styl bestehend, von wahrhaft ergreifender Wirkung ist. Zunächst lauschen die hockenden Derwische mit gespanntester Aufmerksamkeit; die Köpfe ruhen bewegungslos auf der Brust, die Augen sind fest geschlossen. Sobald aber der Vorsänger eine besonders ergreifende Stelle des Gedichtes vorträgt, erfasst eine ungewöhnliche Begeisterung die Zuhörer, die sich durch den kräftigen Ausruf: Allah! Allah! Luft macht. Im Laufe des Vortrages folgen diesem dann andere Ausrufe, welche die sieben Eigenschaften Gottes zum Gegenstande haben. Die ununterbrochene begeisterte Rezitation der heiligen Worte versetzt die Gläubigen schliesslich in einen Zustand der Ekstase, die zu einer, nach unseren Begriffen höchst bizarren, theatralischen, dem Moslim aber ganz natürlich erscheinenden, Kundgebung wildester Verwirrung führt. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen,

---

kein anderer!). 4. Ja Hakk! (O Gerechter!). 5. Ja Haj! (O Lebender!). 6. Ja Kajjum! (O Bestehender!). 7. Ja Kahhar! (O Rächer!).

*) Chalka (Ring) ist eine Anspielung auf die Unendlichkeit Gottes, auf die Einheit der Brüderschaft und auf den ununterbrochenen Strom der Begeisterung, der die einzelnen Mitglieder des Kreises belebt.

springen die Derwische von ihren Sitzen auf und, sich gegenseitig bei den Händen haltend, fliegen sie nach der Art eines Wirbelwindes im Kreise umher, mit rasender Berserkerwut dem geistigen Rundtanze obliegend. Totenbleich, bewusstlos, in Schweiss gebadet, von der furchtbaren Anstrengung überwältigt, droht hie und da ein Tanzender zusammenzubrechen. Sogleich aber wird er von den stärkeren Gefährten wieder aufgerichtet und vom Scheich zur Fortsetzung ermuntert. Eine solche Scene wildester Verwirrung, die jeder Beschreibung spottet, wird Halet genannt. Man versteht darunter jene Momente der Seligkeit, in welchen das irdische Wesen, von der Gottheit erfüllt, übermenschlicher Thaten fähig ist.

Staunenswert an dem ganzen Hokuspokus ist die blinde, todesverachtende Hingebung dieser Derwische, eine Erscheinung, die ihre Erklärung findet in dem religiösen Fanatismus und in dem unerschütterlichen Glauben, der allen Morgenländern niederen Standes eigen ist. —

II. Der Templerorden.

1. Die Kreuzzüge.*)

Getragen von der religiösen Begeisterung eines streitbaren Volkes, hatte der Islam sich im ersten Jahrhundert nach seines Propheten Tode mit reissender

*) Vergl. F. Wilken: Gesch. der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Berichten. 7 Bde. Leipzig; 1807—32. — J. F. Michaud: Bibliothèque des croisades. 4 Bde. Paris; 1830. — J. F. Michaud: Histoire des croisades. 4 Bde. Paris; 1874. — G. F. Hertzberg: Gesch. Griechenlands seit dem Absterben des antiken Lebens. Bd. I und II. Gotha;

Schnelligkeit über den Erdkreis verbreitet. In raschem Siegeszuge war er nach Persien und Turan gelangt, hatte er sich Indiens bemächtigt, hatte er Syrien und Afrika den Byzantinern, Spanien den Westgoten entrissen. Als er dann aber jenen ungeheuren Doppelangriff auf den Überrest der Christenheit unternahm, indem er im Osten die Hauptstadt des oströmischen Reiches, Konstantinopel, belagerte und im Westen über die Pyrenäen in das Reich der Franken einbrach, scheiterte sein verwegenes Beginnen.

Die schweren Verluste, welche sie auf beiden Kriegsschauplätzen erlitten hatte, hielten die Anhänger des Propheten zwar eine Zeit lang von ähnlichen riesenhaften Unternehmungen zurück, vermochten aber ihre Kampflust keineswegs zu zügeln. Unaufhörlich suchten sie das Gebiet des Islams zu erweitern. Fast das gesamte Inselgebiet des Mittelmeeres und damit auch die nahen Küsten der Balkanhalbinsel und Italiens fielen ihnen zur Beute. Sie siedelten sich hier und da an und drangen im zehnten Jahrhundert noch einmal tief nach Frankreich hinein und über die Alpen bis ins Herz Graubündens.

Die damalige Machtstellung des Islams erscheint um so bedeutender, wenn man erwägt, dass es zum grossen Teil altkultivierte und noch reiche und blühende Länder waren, welche das Waffenglück den schwärmerischen Arabern in den Schoss geworfen, dass sie deren Handel und Industrie, Kunst und Wissenschaft sich aneigneten und nach ihren eigenen, nicht unbedeutenden Fähigkeiten mit Eifer und Geschick ausbildeten. Phi-

---

1876—77. — B. Kugler: Gesch. der Kreuzzüge. Berlin; 1880. — H. v. Sybel: Gesch. des ersten Kreuzzuges. Düsseldorf; 1881 — H. Prutz: Kulturgeschichte der Kreuzzüge. Berlin; 1883. — O. Henne-Am Rhyn: Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Leipzig; 1883. — B. Kugler: Albert von Aachen. Stuttgart; 1885.

losophie und Naturwissenschaften, Baukunst und Poesie, die Güter und Gaben des Geistes wurden liebevoll gepflegt. Und so wirkten kriegerische Macht, Reichtum und geistige Kultur zusammen dahin, den mohammedanischen Erdkreis auf eine hohe Stufe der Vollendung zu erheben, „ein glänzendes Zeugnis für das Schaffen eines begabten, jugendlichen Volkes, das in der kurzen Zeit von 150 Jahren aus der Wüste in die Reihe der Kulturvölker getreten."

Allein nur der feindliche Gegensatz zu dem Christentum war das einigende Band, das alle Moslemin umschlang. Im Übrigen sah es gar übel aus um ihre staatliche Entwickelung. „Das organisatorische Talent, grosse Gebiete und verschiedenartige Völkerstämme durch allgemeine Gesetze zu einem Ganzen zu vereinigen und durch Erweckung gemeinsamer Interessen das Nationalgefühl zu beleben, fehlte der ganzen Zeit und fehlte vor allem dem Morgenlande." Der zügellose Ehrgeiz weltlicher Machthaber, wie der wütende Fanatismus religiöser Sektirer, geheimer Gesellschaften und Missionen rüttelten an der kaum gegründeten Herrschaft der Nachfolger des Propheten und schufen bald eine völlige staatliche Zersplitterung des mohammedanischen Wesens. Die drei Kalifate, welche sich in Bagdad, Spanien und Ägypten gebildet, hatten nur solange Bestand, als in ihren Dynastien die Kraft vorhanden war, die widerstrebenden Elemente mit eiserner Faust niederzuhalten und die willfährigen klugen Sinnes dienstbar zu machen und zu benutzen.

Die Zerbröckelung der mohammedanischen Welt gereichte den Christen zum grössten Vorteil. Nicht nur vermochten sie in dem Rest ihrer Besitzungen erfolgreich sich zu behaupten, sondern sie waren auch imstande einen Teil des verlorenen Gebietes in Spanien, Kleinasien und Syrien wiederzugewinnen.

Allein das war nur eine flüchtige Episode in dem grossen Drama. Denn schon hatte die furchtbare Lehre Mohammeds, die seinen Anhängern den Kampf gegen die Ungläubigen zur religiösen Pflicht macht und den tapferen Streitern den köstlichsten Lohn in Aussicht stellt, neue schreckliche Gefahren, neue unerhörte Bedrängnis für die Christenheit heraufbeschworen. Im elften Jahrhundert hatten nämlich die kriegerischen Seldschukken das ganze Vorderasien in ihrer Hand vereinigt. Ähnliches war fast um dieselbe Zeit im äussersten Westen geschehen, wo die tapferen Almoraviden in Nordafrika ein mächtiges Reich gegründet und von dort aus das spanische Kalifat sich unterworfen hatten. Von den Säulen des Herkules und den äussersten Grenzen Ägyptens bis nach Indien, Sibirien und der Mongolei diente man jetzt mit inbrünstiger Ergebenheit dem durch Mohammed geoffenbarten alleinigen Gotte.

Bei solcher Lage der Dinge schien das Schicksal der europäischen Christenheit besiegelt. Wohin man auch blickte, eine grosse und starke Staatsgemeinschaft war in ihrem Gebiete nicht mehr zu finden. Die alte Wehrhaftigkeit des Byzantinischen Reiches war durch wiederholte Palastrevolutionen und Empörungen unzufriedener Magnaten zu Grunde gerichtet. Und die glänzenden Zeiten waren dahin, da Karl d. Gr. und seine Nachfolger jene weithin wirkende Macht besassen, die es ihnen ermöglichte, den Christen des heiligen Landes bei den Kalifen Schutz und Schirm erfolgreich zu erwirken. Das Frankenreich, in wüste Anarchie verfallen, befand sich im Zustande vollständiger Auflösung. In Deutschland hatte statt des jungen Heinrich IV. der gewaltthätige, herrschsüchtige Fürstenstand des Reiches Herrschaft ergriffen und suchte die Krone auf die Dauer seiner Willkür zu unterwerfen. In Italien erhoben sich aller Orten lokale Gewalten.

Dafür aber versuchte jetzt das Papsttum die Stelle einzunehmen, die bisher das römisch-deutsche Kaisertum inne gehabt. Gregor VII.*), der toskanische Bauernsohn, wie ein zweiter Cäsar mit staatsmännischem Scharfblick begabt und getragen von der herrschenden Zeitströmung und der vorwiegenden Macht der religiösen Ideen, setzte mit der zähen Beharrlichkeit eines Mönches sein ganzes Leben dafür ein, den apostolischen Stuhl über jede irdische Macht, die Tiara über jede Fürstenkrone zu erheben, kurz das christliche Rom zum Mittelpunkte einer neuen Weltherrschaft zu machen, ein Plan so riesenhaft und ausschweifend, dass er schliesslich an seiner eigenen Grösse scheiterte. Vor der Hand freilich gelang es dem gewaltigen Mann, die Menschen unwiderstehlich mit sich fortzureissen, und ein gewaltiges Glaubensheer, von den Fürsten Südfrankreichs und Italiens aufgebracht, stand seinem Winke gewärtig, um gegen die Feinde der Kirche ins Feld zu ziehen und den Ausbau der römischen Theokratie zu vollenden.

In Rom allein befand sich also in diesem Augenblick die Macht, die Rettung vor dem Islam bringen konnte. Und dorthin wandte sich dann auch der byzantinische Kaiser Michael (1071—78), ein gelehrter, energieloser Pedant, um Hilfe, indem er die Wiedervereinigung der griechischen Christenheit mit der abendländischen Kirche in Aussicht stellte.

Nicht ungern vernahm der Papst diese Kunde, die sein Weltherrschaftsideal zu verwirklichen schien und ihm einen neuen, fast unabsehbaren Wirkungskreis eröffnete.

---

*) Vergl. J. Voigt: Hildebrand als Papst Gregorius VII. u. sein Zeitalter. Weimar; 1846. — F. Gregorovius: Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. IV. Bd. Stuttgart; 1888.

Allein der soeben ausgebrochene grimme Streit mit König Heinrich IV. und die Verteidigung der jungen päpstlichen Theokratie nahmen seine ganze Kraft so in Anspruch, dass Byzanz vorläufig seinem Schicksal überlassen blieb.

Aber die kriegerische Bewegung gegen den Islam kam trotzdem und zwar unabhängig von der Kirche in vollsten Gang. Dazu trieb vor allem der eigenartige Entwicklungsgang mächtig an, den die westeuropäische Menschheit genommen. Bei den jugendfrischen Söhnen der alten Germania bethätigte sich infolge eines hohen Grades von Übervölkerung der Wandermut und die kriegerische Beweglichkeit auch im 11. Jahrhundert noch so rege und erfolgreich, wie zur Zeit der grossen Völkerwanderung. Dichte Züge landsuchender Skandinavier, Dänen und Normannen hatten in jedem Jahrhundert die europäischen Länder durchzogen. Besonders hatten die Normannen sich in allen Meeren zwischen Afrika und Spitzbergen einen gefürchteten Namen gemacht, ein gewaltthätiges, eigennütziges Geschlecht, aber scharfsinnig, weltgewandt, gehoben durch die wilde Poesie der Abenteuer, des Goldschatzes und kriegerischer Herrschaft über friedliche Landbauer. Sie hatten sich in Frankreich festgesetzt, hatten England erobert, in langem und heissem Ringen den Halbmond aus Sizilien und Süditalien verdrängt und in den weiten Ebenen Osteuropas mächtige Herrschaften gegründet. Von hier strömten unter dem Namen der „Waräger“ ihre Heerhaufen nach Konstantinopel und gewannen im kaiserlichen Dienste das Glück des Landsknechtes: „schwere Goldketten, heissen Wein, Rauferei mit vielen Völkern und gefällige Frauen.“ Ihr Beispiel erfüllte die überschüssige Männerkraft des ganzen Abendlandes mit heissem Verlangen nach ritterlichen Abenteuern,

nach Ruhm und Beute. Bald kämpften neben den Warägern Deutsche, Franzosen und Angelsachsen gegen die Seldschukken in Kleinasien, und burgundische und aquitanische Ritter kamen den spanischen Fürsten zu Hilfe bei der siegreichen Ausdehnung ihrer Herrschaft und bei der Vertreibung der Almoraviden.

Bei diesen ununterbrochen fortdauernden Kämpfen zwischen Christentum und Islam, die bald den Charakter eines Glaubenskrieges annahmen und an denen auch die Bürger der eben aufblühenden Seestädte Amalfi, Pisa, Genua, Venedig in kecken Streifzügen sich beteiligten, richtete sich der kriegerische Drang ganz von selbst gegen die mohammedanischen Gebiete.

Neben dem vielgestaltigen Verlangen nach Kampf und Beute, gewann damals auch jene Stimmung düsterer Askese mehr und mehr Boden, durch die der Kampf gegen den Islam zwar überschwenglich gefördert, aber zugleich auch mit so schlimmen Elementen durchsetzt wurde, dass der schliessliche Ausgang kaum fraglich sein konnte.

Jene theokratischen Ideale, schon von Pseudoisidor der Kirche in Gestalt einer absoluten Monarchie vorgezeichnet, hatten mit ihren geistigen Kämpfen das ganze kirchliche Leben erschüttert. Ausserdem hatte eine religiöse Erregung ohne gleichen das christliche Westeuropa ergriffen, hervorgerufen durch die andauernden Bürgerkriege, durch den tiefen Verfall der Staatsgewalten, durch Missernten, Hungersnot, Pestilenz. Feurige Kometen und andere Himmelszeichen schienen das nahe Ende der Welt zu künden. Unerträglich war die Gegenwart, untröstlich erschien die Zukunft. Vornehme Herren wetteiferten mit den Klerikern in strenger Kirchlichkeit; sie verliessen ihre Burgen und wurden Mönche, um Gott und seiner errettenden Gnade näher zu sein. Mönche traten aus ihren Klöstern, weil

hier noch weltliches Geräusch ihr angsterfülltes Gemüt erschütterte, rangen als entsagende Anachoreten in den Eremitenzellen unwegsamer Gebirge in verzückter Andacht und suchten die Schuld des sündigen Geschlechts durch unverschuldete Busse zu sühnen. Ertötung des Fleisches, Kampf gegen Sinnlichkeit und Weltlust, Andachtsübungen, unterstützt durch harte Büssungen und Geisselungen, gläubiges Verlangen nach Zeichen und Wundern, nach überirdischen Gnadenerweisungen, nach einer sichtbaren Gemeinschaft mit dem Heiligen und Ewigen bildeten den Zauberkreis, in den alle Lebenskreise des damaligen Zeitalters gebannt waren.*)

Diese asketische Stimmung wirkte allmählig auch auf das Wallfahrtswesen entscheidend ein. Schon seit des grossen Konstantin Zeiten war es Sitte geworden, in das Land der Verheissung zu pilgern und den grossen Erinnerungen mit andächtiger Rührung nachzugehen. Aber die beschwerlichen, kostspieligen und überdies gefährlichen Pilgerfahrten wurden erst häufiger, seitdem die Askese in ihnen ein gottgefälliges Werk der Busse erblickte und das Gebet an weihevoller Stätte als sicheren Weg zur himmlischen Seligkeit ansah. Immer grössere Züge von frommen Wanderern mit dem Pilgerstabe und dem Muschelhut trieb jetzt die religiöse Inbrunst an zu dem höchsten Wagnis, über das Meer

*) Vergl. Fr. v. Raumer: Gesch. der Hohenstaufen u. ihrer Zeit. I. Bd. Leipzig; 1840. — H. Floto: Heinrich IV. u. sein Zeitalter. 2 Bde. Stuttgart; 1855—57. — R. Röhricht: Beiträge zur Gesch. der Kreuzzüge. 2 Bde. Berlin; 1874—78. — W. v. Giesebrecht: Gesch. der deutschen Kaiserzeit. III. Bd. Leipzig; 1890. — H. Prutz: Staatengesch. des Abendlandes im Mittelalter. I. Bd. Berlin; 1885. — G. Freytag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit. I. Bd. Leipzig; 1886. — G. Meyer v. Kronau: Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich IV u. Heinrich V. 2 Bde. Leipzig; 1890—94.

nach Palästina, dem ersehnten Gnadenziel, zu wallen.*) „Alle Geschlechter und Klassen nahmen fortdauernd daran teil; der Kaiser, der Fürst und der Bischof pilgerten, wie der Bettler; das Kind, der Jüngling, die edle Matrone, der Greis gingen barfuss am Pilgerstab. Dies breitete ein romantisches Wesen, eine schwärmerische Sehnsucht nach dem Fremden und Abenteuerlichen, das Poetisch-Sagenhafte, welches dem Mittelalter eigen ist, über die Menschheit aus.“

Und hatten nun die Pilger endlich das Ziel ihrer Sehnsucht erreicht, so ergriff nicht nur freudeseliges Entzücken, sondern auch heisser Ingrimm ihr gläubiges Gemüt. Beherrschten doch die schlimmsten Feinde ihrer Religion die heiligen Orte. Der Ruf nach Be-

---

*) Allerdings waren es nicht immer religiöse Gründe, welche den Pilger zur Wallfahrt bestimmten. „Sie waren vielmehr so vielfach, wie die Interessen des öffentlichen und privaten Lebens, so verschieden, wie die historischen Verhältnisse und die Individualitäten der Völker.“ — Eine ganz merkwürdige Stellung haben in diesen Dingen die Skandinavier eingenommen. Von jeher durch die mythischen Begriffe und Gestalten ihrer Religion, die in ihren Herzen trotz des Christentums noch fortlebten, nach dem Osten hingewiesen, waren sie gern nach Konstantinopel gezogen, wo zahllose Reliquien ihrer Anbetung harrten. „Zur Pilgerfahrt über das Meer aber vermählte sich in ihrer Brust das christliche Verlangen mit dunkler heidnischer Tradition. Denn im fernen Osten, wo die Sonne aufgeht, lag ihnen das selige Land der Asen mit der heiligen Stadt Asgard, wo der Tod nicht herrschte, sondern himmlische Helle und ewiges Leben den Wanderer umfing. Waren sie früher zum Asentempel nach Upsala, nach dem Hain der Hertha oder zu irgend einem grossen Zauberer gezogen, so lag jetzt das Ziel ihrer gewöhnlichen Wallfahrten im heiligen Lande. Dorthin — nach Jerusalem — drängte alles, was von religiösen Vorstellungen in ihnen lebte.“ — Vergl. O. Zöckler: Kritische Geschichte der Askese. Frankfurt a. M. u. Erlangen; 1863. — P. Riant: Expéditions et pèlerinages des Scandinaves en Terre Sainte au temps des croisades. Paris; 1865.

freiung des heiligen Grabes wurde laut, drang wie ein leuchtender Hoffnungsstrahl in das dunkle Wirrsal der Ängste und Nöte und zeigte den Mühseligen und Beladenen jenes hohe Ziel, wo jeglicher verschuldete oder schuldlose Schmerz des Lebens, jede Form irdischer Qual Erlösung und Absolution empfing, ja sogar jedes Verbrechen seine würdigste Büssung, der Glaube alles Heilige, alles Göttliche fand.

Also war die schwärmerische Richtung der Zeit, die kriegerische Stimmung der Gemüter. Askese und Kriegslust schmolzen in einander. Eine dunkle Vorahnung der kommenden Dinge ergriff die europäische Menschheit, und es bedurfte nur noch eines äusserlichen Anstosses, um eine ungeheure militärisch-geistliche Invasion des Abendlandes in den Orient hervorzurufen.

Diesen Anstoss gaben die seldschukkischen Türken. Mit wilder Verheerungslust drangen sie gegen Europa vor. Das griechische Reich, dessen morsche Kraft in den letzten Kämpfen gegen diese furchtbaren Völkerwogen sich völlig verblutet hatte, vermochte sich ihres Ansturmes nicht mehr zu erwehren.

In solcher Bedrängnis wandte sich der Kaiser Alexius im Jahre 1095, wie vordem sein Vorgänger Michael VII. an Gregor, an den Papst Urban II., um durch ihn die Hilfe des römischen Abendlandes zu erlangen.

Die Kurie liess sich die willkommene Gelegenheit nicht entgehen, die Christenheit nun auch politisch und militärisch unter Roms Oberleitung zusammenzufassen. Alsbald berief der Papst im November 1095 nach Clermont in der Auvergne jene denkwürdige Synode, die im Gedächtnis der Menschen nie erlöschen sollte. Unzählbare Massen waren zusammengeströmt. Zu ihnen hub Urban am 26. November unter freiem Himmel zu reden an

von dem, was alle Herzen mit mystischem Drange erfüllte. Mit zündenden Worten sprach er von der schmählichen Entweihung der christlichen Kirchen zu Jerusalem, von den bitteren Leiden der dortigen Gläubigen und der frommen Pilger, von den furchtbaren Gefahren, denen das ganze Abendland durch das siegreiche Vordringen des Islams ausgesetzt sei, rief, wie ein Herold Gottes, zum heiligen Kriege und schloss mit der Ermahnung, „dass jeder sich selbst verleugne und sein Kreuz auf sich nehme, damit er Christum gewinne." Nachdem er geendet, erscholl von Tausenden und aber Tausenden der Ruf: Gott will es! (Deus lo volt!), ein Ruf, der fortan das Losungswort des heiligen Krieges blieb. Scharenweise drängten sie sich, das Zeichen der kriegerischen Pilgerfahrt*) zu empfangen — ein rotes Kreuz, auf der rechten Schulter an das Gewand geheftet.

Der wundergleiche Beschluss von Clermont, in allen Kirchen verkündet, durchflog im Winter alle Lande bis zu den fernsten Gestaden des Ozeans, und allen Völkern schwoll das Herz in seligem Entzücken. Wo die religiöse Begeisterung nicht mächtig genug war, luden andere Motive in die dunkle Ferne: der bestrickende Reiz der Neuheit, die alte ungestillte

*) In solcher fast märchenhaften Weise ist in Wahrheit der grosse mittelalterliche Angriffskrieg des Abendlandes gegen den Orient ins Leben gerufen worden. Die kirchlich gefärbte Legende freilich hat um die Entstehungsgeschichte der Kreuzzüge ihre üppigen Ranken geschlungen und ihr Thatsachen angedichtet, die lange Zeit in Geltung waren und auch heute noch gern geglaubt werden. Danach wird bekanntlich fälschlicherweise dem fanatischen Klausner Peter d'Achery aus Amiens das Verdienst zugeschrieben, die abendländische Christenheit zum Kampfe gegen den Islam und zur Befreiung des heiligen Landes unter die Waffen gerufen zu haben. Vergl. H. Hagenmeyer: Peter der Eremite. Leipzig; 1879.

Sehnsucht nach wilden Abenteuern und glänzenden Schätzen von rotem Golde, geheimnisvolle Sagen von der üppigen Pracht des orientalischen Lebens, von märchenhaften Völkern und geheimen Zauberkünsten. Der Arme und Schutzlose, der daheim unter der schweren Bürde und Not des Lebens seufzte, durfte hoffen, Reichtum, Macht und Ansehen zu erlangen, wenn er in Christi Namen dahin fuhr.

Die Vorteile, welche die Kirche allen Teilnehmern an der kriegerischen Fahrt verhiess: Vergebung der Sünden, Erlass der Kirchenstrafen, die Sicherheit der Seligkeit, thaten ein übriges, alsbald ungezählte gläubige Scharen, vermischt mit allerlei wildem Gesindel, Spielleuten und Gauklern, fahrenden Krämern mit Kindern und Frauen, in die unbekannte Ferne zu treiben. Der uralte Kampf zwischen Asien und Europa war wieder entbrannt, aber heftiger und grimmiger, wie je zuvor, und hielt Indoeuropäer und Semiten zwei Jahrhunderte in fieberhafter Bewegung.

Ohne Plan und ohne kundige Führer, nur von dem fanatischen Eremiten Peter und dem ausgehungerten Ritter Walter, genannt „Habenichts“, geleitet, wälzte sich die aufgewühlte Masse vorwärts, dem ersten geordneten Kreuzheere voraus. Brand und Mord, Glaubenswut und Anarchie begleiteten die Schritte dieser zuchtlosen Banden. Mit Waffengewalt mussten die Bewohner der von ihnen durchzogenen Länder sich der schrecklichen Bösewichter erwehren, und billig erlitten die verlorenen Gotteskinder das nämliche Schicksal, das sie so vielen unschuldigen Menschen in blutiger Mordgier bereitet. —

Ihnen folgte das ungeheure Kreuzheer der waffengeübten Franken, Provençalen, Lothringer, Normannen, Deutschen unter Fürsten und Bannerherren von hochfahrendem Sinn — wohl das gewaltigste Aufgebot, wel-

ches das Mittelalter jemals geschaut. Mit unwiderstehlicher Gewalt stürmten sie vorwärts. Aber drei Jahre währte der erbarmungslose Kampf der wildbegeisterten Krieger gegen die Völker des Islams, bevor es ihrem hochgesteigerten Thatendrang gelang, die Mauern der heiligen Stadt zu ersteigen. —

Seitdem ergossen sich in unablässigem Zufluss durch zweihundert Jahre reisige Kriegshaufen in wildem Taumel aus dem Abendland nach dem Orient. Allein die Staaten, welche die Christen hier gegründet. fielen, durch innere Parteiungen geschwächt, schliesslich dem erstarkenden Islam zur Beute.*) Europa war kreuzzugsmüde, die schwärmerische Stimmung verrauscht, ein weltgeschichtliches Trauerspiel von furchtbarer Grösse und erschütternder Gewalt hatte sich vollendet. Mächtiger denn je entfaltete sich der Mohammedanismus und trug die siegreiche Fahne des Propheten nach Osteuropa, dessen Hauptstadt er besetzte. Und als das Mittelalter zu Grabe eilte, war nur noch die westliche Hälfte Europas, und auch diese schon schwer bedroht, eine Freistätte christlicher Kultur. — Die Resultate der Weltgeschichte erscheinen oft

*) Zu dem schliesslichen Misslingen der Kreuzzüge und dem Zusammenbruch der christlichen Herrschaft in Asien haben, abgesehen von der moralischen Verworfenheit, in welche die Franken im Orient versunken waren, verschiedene Umstände beigetragen: die abendländische Einwanderung in Syrien — der grösste Teil des ungeheuren Menschenmaterials, das Europa geliefert, war unter der glühenden Sonne Asiens oder auf den endlosen Märschen dorthin und unter dem Schwerte verfolgender Feinde nutzlos zu grunde gegangen — war nicht ausreichend zur dauernden Kolonisierung ausgedehnter Länderstrecken. Hierzu kamen die verhängnisvollen Hindernisse, welche die imperalistischen Tendenzen der griechischen Politik den Fortschritten der Kreuzfahrer überall bereiteten, sowie die vielgestaltige Zwietracht, welche die römische Kurie durch ihre theokratische Richtung unter den Fürsten und Völkern des Abendlandes entfacht hatte.

geringfügig und problematisch, meist aber des ungewöhnlich hohen Kampfpreises eines langen blutigen Krieges nicht wert; aber es ist nun einmal des armen Sterblichen Bestimmung oder Verhängnis, dass er jedes geistige Gut mit saurem Schweiss und watend durch ein ungeheures Meer von Blut und Thränen erringen muss und dass über dem blutigen Ringen selbst gar häufig andere kostbare Güter für immer verloren gehen. Dennoch geht die Menschheit aus einer mächtigen Bewegung und ausserordentlichen Kraftanstrengung nimmer ganz leer hervor. Und so bilden auch die Kreuzzüge einen jener Abschnitte in der Weltgeschichte, wo die unendlichen Verluste auf politischem Gebiete durch den unendlichen Gewinn auf dem geistigen aufgewogen werden müssen.*)

2. Der Johanniterorden und der Orden der deutschen Brüder.**)

Am vollkommensten ist der Geist der Kreuzzüge in den geistlichen Ritterorden zum Ausdruck gekommen. Zum Kampf gegen die Ungläubigen geschaffen, den eigentümlichen Verhältnissen des Ostens angepasst,

*) Vergl. G. Schuster: Die Entdeckung Amerikas und ihre Folgen. Basel; 1892.

**) Vergl. Prutz a. a. O. — K. Falkenstein: Gesch. der drei wichtigsten Ritterorden des Mittelalters: Templer, Johanniter u. Marianer. Dresden; 1830—42. — E. L. Wedekind: Gesch. d. ritterlichen St. Johanniter-Ordens. Berlin; 1853. — A. v. Winterfeld: Gesch. des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem. Berlin; 1859. — C. Herquet: Der St. Johanniter-Orden nach seiner inneren Verfassung und seinen jetzigen Verhältnissen. Würzburg; 1865. — H. v. Ortenburg: Der Ritterorden des heiligen Johannis von Jerusalem. Regensburg; 1866. — C. Herquet: Chronik der Grossmeister des Hospital-Ordens während der Kreuzzüge. Berlin; 1880. —

bürgerten sie sich frühzeitig auch im Abendlande ein und erstreckten infolge ihres finanziellen Übergewichts und der hohen Machtstellung ihrer Glieder ihren Einfluss allmählig immer weiter über den ihnen zunächst angewiesenen Kreis hinaus.

Die erste und älteste Genossenschaft dieser Art war der Johanniter-Orden. In seiner Entstehung knüpfte er an ein älteres frommes Institut in der heiligen Stadt an. Pantaleon Mauro, ein reicher Bürger von Amalfi, hatte dort ein Kloster S. Maria della Latina gestiftet, welches den nach Jerusalem kommenden Kaufleuten seiner Vaterstadt als Herberge dienen sollte. Als aber der Pilgerverkehr seit 1099 eine gewaltige Steigerung erfuhr, genügten dessen bescheidene Mittel nicht mehr.

Es beschlossen daher neun junge Edelleute, die mit dem ersten Kreuzzuge ins heilige Land gekommen waren, sich der Pflege und Wartung der hilflosen Pilger und der verlassenen Kranken zu widmen. Zu diesem Zwecke liess sich die fromme Genossenschaft unter dem Schutze Johannis des Täufers in einem jenen älteren Anlagen benachbarten Hospitale nieder. Ihre hilfreiche Gastlichkeit fand bald gerechte Würdigung, zumal sich ihre Thätigkeit nicht auf Jerusalem beschränkte. Fromme Spenden und Schenkungen flossen ihr zu und gewährten ihr reiche Mittel zu einer ausgedehnten Erfüllung ihres menschenfreundlichen Berufes.

Bei der grossen Unsicherheit aber, welche damals im heiligen Lande herrschte, erweiterten die Johanniter ihre freiwillige Aufgabe bald dahin, dass sie die Pilgrime unter reisigem Schutze auf der gefährlichen Reise von der Küste sicher nach der heiligen Stadt geleiteten.

Damit begann eine neue Periode in der Geschichte der Johanniter. Aus dem friedlichen Mönchsorden

entstand nach dem Vorbilde des inzwischen gestifteten Templerordens ein geistlicher Ritterorden.

Das Verdienst der Umbildung gebührt dem tapferen provençalischen Ritter Raimund du Puy. Als erster Meister des Ordens gab er demselben eine Verfassung, welche für die gesamte Entwicklung des Instituts massgebend gewesen ist.

Danach waren die Mitglieder in drei Klassen eingeteilt. Die erste gebührte den Rittern, die zur Führung der Waffen sowie zur Pflege der Pilger verpflichtet waren. Ihnen untergeordnet waren die Johannispriester oder Kapellane. Sie standen den Kirchen und Kapellen des Ordens vor, besorgten die Armenpflege und zogen als Feldprediger mit in den Kampf. Die dritte und zahlreichste, aber untergeordnete Klasse nahmen die dienenden Brüder ein. Sie leisteten ritterliche Knappendienste und warteten der Pilger und Kranken.

Späterhin traten hierzu noch die sogenannten Donaten oder Confratres, Männer von ehrbarem Lebenswandel, welche zwar das Ordensgelübde abgelegt hatten, aber ihrem weltlichen Beruf treu blieben. In gleichem Range mit den dienenden Brüdern, verwalteten sie meist die Ordensherbergen und trugen zum Unterschiede von den eigentlichen Brüdern ein Kreuz, dessen oberster Flügel fehlte.

Als der Zudrang zum Orden immer grösser wurde, war man genötigt, die Mitglieder nach verschiedenen Nationen oder Zungen abzuteilen. Es entstanden nun die National-Distrikte von Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragon, England, Deutschland. Später (1464) kam noch der Distrikt von Kastilien hinzu.

Die National-Distrikte waren eingeteilt in Gross-Prioreien, Prioreien und Balleien; die Prioreien in Kommenden, diese in Gerechtigkeits-, Gnaden-, Ritter- und Priester-Kommenden.

Wie einst die Makkabäer gegen die Feinde Gottes gestritten, so waren alle Ordensbrüder zum Kampfe gegen die Mohammedaner verpflichtet. Sie sollten ferner Beschützer der Tugend und Gerechtigkeit sein, Witwen und Waisen hilfreich beistehen, die in das Ordenshaus aufgenommenen Kranken mit milder Sorgfalt pflegen, sich eines frommen, nüchternen, einfachen Lebenswandels befleissigen. Niemals durften sie das Ordenskleid ablegen, einen schwarzen Mantel, auf dessen linker Seite das weissleinene achteckige Kreuz befestigt war. Die acht Ecken bedeuteten die acht Seligkeiten, deren die Brüder nach getreuer Pflichterfüllung teilhaftig werden sollten. Wer die Aufnahme in die Ordensgemeinschaft nachsuchte, sollte ohne Makel an Körper und Leben, von adliger und christlicher Herkunft und im stande sein, seinen Adel von acht Ahnen zu beweisen.

Das Zeremoniel bei der Aufnahme der Brüder in den Orden, bei der Kreuzverleihung, der Grossmeisterwahl, beim General-Kapitel und Ritterschlag war umfangreicher Art. Die Neuaufzunehmenden mussten z. B. dreimal das Schwert in die Luft erheben zum Zeichen, dass sie die Ungläubigen bedrohten; man legte ihnen den Gürtel um als Wahrzeichen der Keuschheit, man gab ihnen die goldenen Sporen, nicht allein um ihre Ritterschaft anzudeuten, sondern auch um zu versinnbildlichen, dass sie die Reichtümer dieser Welt als eitel verachten und an den niedrigsten Teil ihres Körpers verbannen sollten usw.

Durch fromme Zuwendungen und glückliche Erwerbungen hat der Orden frühzeitig einen beträchtlichen Besitz an Land und Leuten an sich gebracht. So verfügte das Hospital der armen Brüder über weite ertragreiche Gebiete, über Ordenshäuser, Hospitäler und die nötigen Wirtschaftsgebäude in fast allen grösseren Ort-

schaften des Landes, über tausende von lehnspflichtigen Edelleuten, gewerbe- und handeltreibenden Bürgern in den Städten, fränkischen und syrischen, christlichen und mohammedanischen Landleuten.

Die wichtige Verbindung militärischer Pflichten und politischer Interessen entfremdete allmählig den Orden seiner ursprünglichen Bestimmung und verflocht ihn tief in rein weltliche Angelegenheiten. Daraus entsprang eine wachsende Verfeindung mit der Kirche. Und schon im 13. Jahrhundert wurden zahlreiche Klagen laut, dass die Leistungen der Johanniter in Armen- und Krankenpflege gering seien im Vergleich mit seinen gewaltigen Mitteln. Sogar die Anklage der Häresie blieb dem Orden nicht erspart. „Erwiesen freilich sind solche Anklagen weder damals noch später, wohl aber zeigen sie, dass der glänzende Nimbus schnell zu erbleichen begann, welcher den Orden in den Augen der gesamten Christenheit umgeben hatte.“

Die furchtbaren Verluste, welche die Johanniter 1289 bei der vergeblichen Verteidigung des syrischen Tripolis erlitten, brachen ihre Kraft. Und als sie wenige Jahre danach das heilige Land räumen mussten, führten sie fortan nur noch eine Art von Scheinexistenz. Ihre kulturhistorische Bedeutung aber für jene ältere Zeit wird dadurch nicht gemindert. Inmitten der allgemeinen Rohheit der Zeit erscheint der Orden als der edle und pflichttreue Vertreter einer höheren Kultur, deren menschenfreundliche, wahrhaft christliche Prinzipien erst nach Jahrhunderten zu allgemeiner Anerkennung kommen sollten. Indem ihn die Natur der Verhältnisse dahin führte, die weltliche Seite seines Doppelwesens mehr und mehr zu betonen, hatte er den ersten Versuch gemacht zur Gründung eines Ordensstaates. Unter Weiterbildung der von ihm geschaffenen Formen hat ihn ein jüngerer Bruder, der Orden der deutschen Herren zu

S. Marien*), auf einem anderen Schauplatze im grossartigsten Massstabe glücklich durchgeführt.

Ein Deutscher hatte in Jerusalem ein Haus zur Aufnahme armer und kranker deutscher Pilger gegründet. Fromme Deutsche weihten sich ihm als dienende Brüder, und die Könige von Jerusalem wandten ihm Schenkungen an Geld und Ländereien zu.

Die Eroberung Jerusalems im Jahre 1187 traf auch das deutsche Hospital schwer. Aus Jerusalem vertrieben und ihrer Besitzungen beraubt, deren Ertrag ihnen die Erfüllung ihrer Pflicht ermöglicht hatte, eilten die übrig gebliebenen Glieder der Genossenschaft in das Lager von Akkon. Hier nahmen sie unter schwierigen Verhältnissen ihre Wirksamkeit unter den deutschen Kreuzfahrerscharen wieder auf und ernteten reiche Anerkennung. Besonders nahm sich Herzog Friedrich von Schwaben ihrer mit Eifer an. Und auf Betreiben der deutschen Fürsten, welche 1197 nach Syrien gekommen waren, wurde im Jahre 1198 die Krankenpfleger-Genossenschaft in einen geistlichen Ritterorden umgewandelt.

Zu ihren drei Mönchsgelübden erhielten die Mitglieder des neuen Ordens nun noch die Regeln der Templer und als äusseres Zeichen ihrer Selbständigkeit eine eigene Kleidung: den weissen Mantel mit schwarzem Kreuz.

Die oberste Leitung der Ordensangelegenheiten führte der Hochmeister. Grössere Bezirke wurden von Landmeistern oder Landkomturen verwaltet. In jeder grösseren Burg befehligte ein Komtur. Dem Hochmeister standen als engerer Rat fünf Grosswürdenträger zur Seite und als weiterer das jährlich einmal zusammen-

---

*) Vergl. Falckenstein, Prutz a. a. O. — J. Voigt: Geschichte des deutschen Ritterordens. 2 Bde. Berlin; 1857—59.

tretende Generalkapitel, bestehend aus jenen obersten Gebietigern und den Landmeistern. Zu den fünf obersten Beamten zählten der Grosskomtur, der die Aufsicht über den Ordensschatz führte und den Hochmeister in Behinderungsfällen vertrat; der Grossmarschall, dem die Sorge für das Waffen- und Kriegswesen übertragen war; der Grossspittler, der über die Ordens-Spitäler zu wachen hatte; der Grosstrappier, dem die Beschaffung der Kleidung oblag, und der Tressler, der das Finanzwesen verwaltete.

Die in die Ordensgemeinschaft aufgenommenen Brüder waren in Ritter- und Priesterbrüder geteilt. Neben ihnen finden wir auch dienende Brüder. Zu gewissen Dienstleistungen, namentlich in den Hospitälern, konnten auch weibliche Personen als Halbschwestern aufgenommen werden. Um die Mitgliedschaft möglichst vielen zu ermöglichen, wurde es auch weltlichen Leuten gestattet, die „Heimlichkeit des Ordens zu empfangen“, ohne dass sie aus ihrem Stande austraten. Als Zeichen ihrer Zugehörigkeit zum Orden führten sie ein halbes Kreuz.

„Was an fruchtbaren Ideen in den besten der Kreuzfahrer vereinzelt gelebt, das erscheint in dieser ritterlichen Genossenschaft gleichsam zusammengefasst zu einer selbstbewusst und siegesgewiss einherschreitenden Kulturidee, welche ihren grossen historischen Beruf in jedem Augenblick durch fruchtbare, schöpferische Thätigkeit aufs neue bewies. In den im Morgenlande durch die Kreuzzüge ausgebildeten Formen hat der deutsche Orden in Preussen aus eigener Kraft dasjenige in vollendeter Weise geleistet, wozu sich in Palästina die vereinzelten Kräfte der Kulturvölker des Abendlandes unfähig erwiesen hatten.“

---

3. Die Templer.

*a) Ihre äussere Geschichte.**)

In demselben Jahre (1118), da Raimund Du Puy die oberste Leitung des Johanniterordens übernahm, hatten neun französische Ritter in die Hand des Patriarchen von Jerusalem das Gelübde der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams abgelegt und zugleich im Hinblick auf die allgemeine Unsicherheit in Palästina die Verpflichtung übernommen, die Wallbrüder auf dem Wege von der Küste nach den heiligen Stätten mit gewaffneter Hand gegen mohammedanische und christliche Wegelagerer zu schützen. An der Spitze der weltentsagenden Männer, welche so im gemeinschaftlichen Leben und in strenger kriegerischer Zucht „zur Ehre der süssen Mutter Gottes" Mönchtum und Rittersitte, aufopfernde Nächstenliebe und heldenmütige Tapferkeit vereinten, stand Hugo von Payens, eine ritterliche Persönlichkeit von erprobtem Mute und unbestechlicher Redlichkeit.

Die neue Stiftung, welche schmerzlich empfundenen Bedürfnissen der Franken im Orient in gleichem Grade entsprach, als sie aus den tiefsten Lebensanschauungen jener Zeit hervorgegangen war, erfuhr bald von geistlicher und weltlicher Seite reiche Unterstützung und Förderung. Der König Balduin II. von Jerusalem wies den Rittermönchen einen Teil seines an den salomonischen Tempel anstossenden Palastes als Wohnsitz zu. Seitdem nannten sie sich „die armen Brüder Christi vom Tempel zu Jerusalem".**)

*) Vergl. W. Havemann: Gesch. des Ausganges des Templerordens. Stuttgart und Tübingen; 1846. — F. Wilcke: Gesch. des Ordens der Tempelherren. I. Band. Halle; 1860. — H. Prutz: Entwicklung und Untergang des Tempelherren-Ordens. Berlin; 1888. —

**) Pauperes commilitones Christi templique Salomoniaci.

Auf Betreiben Balduins machte der „geistliche Gewissensrat“ der abendländischen Christenheit, der heilige Bernhard von Clairvaux (1091—1153) seinen mächtigen Einfluss zu ihren Gunsten geltend, jener sittenstrenge Mystiker und starre Verfechter hierarchischer Autorität, der, ein Gegenstand allgemeinster Bewunderung seiner Zeit, sich durch die wütende Verfolgung Abälards und seines begeisterten Schülers Arnold von Brescia, der kühnen Bahnbrecher der Vernunft und Geistesfreiheit, ein so trauriges Andenken gestiftet hat. Nicht nur wurde der neue Orden*) vom Papste Honorius II. bestätigt und der edle Hugo von Payens

*) Der Templerorden wurde das Vorbild für die Entstehung einer ganzen Anzahl ähnlicher Genossenschaften. Namentlich fand er eifrige Nachahmer auf der pyrenäischen Halbinsel, wo es ebenso wie im Orient galt, alle Kräfte zur Niederkämpfung des Islams zusammenzufassen. So gründete 1158 Raimund, der Abt des Marienklosters zu Fieltro, den Orden von Calatrava. 1157 vereinigte die Priesterschaft von Galizien eine Anzahl streitbarer Raubritter zu dem Orden von Compostella, welchem die Beschützung der Grabeskirche des heiligen Jakobus in jener Stadt und die Geleitung der Pilger dahin als wichtigste Pflicht oblag. 1176 entstand der Ritterorden von Alcantara.

Verwandt mit den Templern ist ferner der Orden des heiligen Lazarus, der, in Palästina von italienischen Edelleuten gestiftet, sich der Pflege der Aussätzigen weihte und seinen Meister statutenmässig aus den vom Aussatz ergriffenen Rittern wählte. Seine Mitglieder trugen ein schwarzes, weissbesetztes Kleid mit grünem Kreuze darauf.

Auch der deutsche Orden und der nachmals mit ihm verschmolzene Orden der Schwertbrüder in Livland sind auf dem Boden erwachsen, den zuerst der Templerorden geschaffen hatte. Von ähnlichen Orden, die gelegentlich erwähnt werden, wie dem des heiligen Laurenzius, fehlt uns nähere Kunde.

In sehr verschiedene Verhältnisse gestellt, haben diese Orden sich auch sehr verschieden entwickelt. Gewisse Züge aber kehren bei allen in gleicher Regelmässigkeit wieder. Das gefährliche

als Grossmeister anerkannt, sondern ihm auch auf dem Konzile von Troyes 1128 eine Regel gegeben, an deren Abfassung der Abt hervorragenden Anteil gehabt hat.

Diese Regel von Troyes, welche den späteren 72 Artikeln der Ordenstatuten zu Grunde lag, wiederholte die Satzungen, auf welche Hugo von Payens sich mit seinen ersten sieben Genossen vereinigt hatte, und verband damit Teile von dem Statut der alten Chorherren vom heiligen Grabe, wie von dem der Zisterziensermönche, deren Reformator der heilige Bernhard war. Neu waren diejenigen Bestimmungen, welche sich auf die militärische Seite der Ordensthätigkeit bezogen.

Ausser eingehenden Geboten über den Gottesdienst, das Abhalten der Fasten, das Verhalten gegen Arme und Kranke, wurde dem Templer Ehrfurcht vor dem Alter und unbedingter Gehorsam gegen die Ordensoberen eingeschärft. Äussere Genüsse und Vergnügungen, welchen weltliche Ritter nachgehen, hatte der Templer zu meiden. Verheiratete durften dem Orden angehören, ohne indes das Abzeichen desselben zu führen: einen weissen leinenen Mantel mit achteckigem blutroten Kreuz, dem ausdrucksvollen Symbol des Märtyrertums, und einen weissen leinenen Gürtel, das Zeichen der Reinheit des Herzens. Jeder Schmuck an Kleidung und Waffen war verpönt. Gleich den Mönchen sollten alle Ordensbrüder

---

Doppelwesen, das ihnen eigen war, trug den Keim des Niederganges in sich. Je nachdem die kriegerische oder die geistliche Seite vorzugsweise gepflegt und ausgebildet wurde, drohte den Orden im Laufe der Zeit ein Konflikt entweder mit den staatlichen oder den kirchlichen Mächten, denen sie schliesslich erlagen. Dies war der Fall in Spanien, in Preussen, und so geschah es den Hospitalitern und schliesslich den Tempelrittern.

in Friedenszeiten die Klausur der Tempelhöfe bewohnen, an einer Tafel das gleiche einfache Mahl einnehmen und mit dem gleichen harten Lager sich begnügen. Freudig und furchtlos sollten alle für das heilige Gut des Glaubens in den Tod gehen und immer bereit sein, ihr Leben für die Brüder einzusetzen.

„Einem solchen Orden, dessen Glieder lebend oder tot dem Herrn gehörten, erschlossen sich Herzen und Hände der europäischen Christenheit. Man sah in ihnen die Gottesstreiter, die, jeder Ruhmsucht fern, nach vollbrachtem Kampfe in ihren stillen Tempel zurückkehrten; betende Mönche, denen die lautlose Ruhe des Klosterlebens nimmer zu teil wurde; Männer, die nach Gefahr und Entsagung geizten.“

Zahlreiche vornehme Herren traten in den Orden, dessen kriegerische Richtung am meisten dem Ideal des Rittertums entsprach, welches die dichterische Phantasie jener Zeit in den glänzendsten Farben ausgebildet. Auch die Gunst weltlicher Fürsten und Grossen wandte sich der neuen Genossenschaft zu. Reiche Schenkungen an Pferden und Waffen, riesige Vermächtnisse an Zehnten und Grundbesitz und hohe Vorrechte wurden dem Orden von allen Seiten zu teil, der in den meisten Kulturländern Europas seine dem Tempel zu Jerusalem untergebenen Häuser gründete. An den Höfen zu Paris und London und in den spanischen Königsschlössern bekleideten Templer die höchsten Ehrenstellen. In der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sollen sich die jährlichen Einkünfte des Ordens auf 54 Millionen Franken und die Zahl seiner Mitglieder auf 30 000 Köpfe belaufen haben. Mit allen Herrschern der Christenheit konnte er an Macht und Reichtum wetteifern. Aber ein Staat im Staate mit eigenem Militär, eigenem Gericht, eigener Polizei, eigenen Finanzen wurde er auch frühzeitig

der Gegenstand des Neides und des Misstrauens der Fürsten.

Dagegen waren die Päpste alle Zeit den ritterlichen Streitern gewogen. Für Männer, die lauteren Sinnes und Herzens für den Glauben zu sterben bereit, die dem heiligen Stuhle unbedingt ergeben schienen, glaubten sie nicht genug thun zu können. Ihre Gnade überschüttete den Orden auf Kosten vieler Bischöfe und weiter Kreise der Klostergeistlichkeit mit einer unerhörten Fülle von Privilegien und Auszeichnungen aller Art, die ihm auch in kirchlicher Hinsicht eine Ausnahmestellung sondergleichen schufen, zugleich aber die bitterste Feindschaft der schwer Geschädigten eintrugen.

Die vornehme Herkunft der meisten Ordensbrüder, die ungeheure Fülle der Macht, des Reichtums und der Vorrechte erzeugten in der darüber verfügenden Genossenschaft ein stolzes Gefühl unangreifbarer Herrlichkeit und habgieriger Selbstsucht.

Hatte ihre Ausnahmestellung schon früher die Johanniter mit neidischer Eifersucht erfüllt, so artete diese während des zweiten Kreuzzuges (1147—49), in welchem die Templer sich ihrer grossen Aufgabe würdig gezeigt, in glühenden Hass aus. Beide Orden lebten fortan in beständigem, oft blutigem Streite zum grössten Nachteile Palästinas. Zerrüttet und geschwächt durch die trotzige Ungebundenheit der Lehnsfürsten, durch die verräterischen Intriguen des byzantinischen Kaiserhofes, durch das kraftlose Regiment ränkevoller Weiber und unwürdiger Könige, durch die tiefe moralische Verderbtheit der lateinischen Christen, deren fromme Tugenden längst schnödem Eigennutz und schrecklichen Lastern gewichen waren, deren Glaubensstärke häufig durch allzu weltliche Rücksichten verdrängt ward, vermochte das unglückliche Land den

unausgesetzten Angriffen der fanatischen Moslemin nicht länger zu widerstehen.

Die furchtbare Schlacht bei Hittin (1187, Juli 9.) entschied über das Schicksal des christlichen Reiches im heiligen Lande. Die Blüte der Tempelritter bedeckte mit ihren zerfleischten Leibern die blutgetränkte Wahlstatt. Am dritten Oktober desselben Jahres hielt der ritterliche Saladin, seinen christlichen Gegnern an allen menschlichen Tugenden weit überlegen, seinen glänzenden Einzug in Jerusalem, welches neunzig Jahre vorher die mutigen Gottesstreiter mit ihrem Blute erworben hatten. Die Früchte unmenschlicher Opfer waren mit einem Schlage vernichtet, der christliche Stolz und seine Ehre von hohnlachenden Feinden in den Staub getreten.

Die festen Bande, welche durch die Ritterorden zwischen Europa und Asien geknüpft, waren zerrissen. Die Wechselbeziehungen, die sie geschaffen, die in das Güterleben, in die gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse mächtig eingriffen, schwanden dahin.

Nach dem Verluste Jerusalems verlegten die Templer, durch Zuzüge neuer Brüder aus dem Abendlande verstärkt, ihren Hauptsitz nach der Feste Akkon. Die kühnen Ritter waren fortan neben den Hospitalitern der einzige Schirm der noch vorhandenen wenigen Christen und der ihnen gebliebenen Besitzungen am Meeresgestade. Die heldenmütige Tapferkeit der gottbegeisterten Religionskämpfer blieb zwar dieselbe, wie in den glänzenden Tagen des Glückes, aber die gegenseitige Eifersucht der beiden Orden gestattete kein gemeinschaftliches Handeln. Unter solchen Umständen waren ihre Tage in Palästina gezählt. Und als 1291 das üppige Akkon, das letzte Bollwerk der Christen im Orient die schier unversiegbare Quelle des Reichtums der italienischen

Seestaaten, in die Hände der Sarazenen gefallen war, räumten die Templer das syrische Land, zu dessen Verteidigung seit zwei Jahrhunderten Millionen tapferer Streiter aufgeboten worden waren, und zogen sich nach der Insel Cypern zurück. Obwohl sie von hier aus den Todeskampf gegen die Ungläubigen noch eine Zeit lang fortsetzten, so fehlte ihnen doch das eigentliche, den Zwecken ihres Ordens entsprechende Thatenziel, wie es die deutschen Ritter an den Gestaden des baltischen Meeres, wie es bald darauf die Johanniter fanden: gestützt auf eine stattliche Seemacht und verbunden mit dem mächtigen abendländischen Adel eine starke Vormauer des Christentums gegen den alles überflutenden Islam zu bilden.

Bei solcher Lage der Dinge mochte in den Tempelrittern der Gedanke aufgestiegen sein, in die westliche Heimat zurückzukehren und auf ihren dortigen Besitzungen ein gemächliches Leben in ritterlichem Müssiggange zu führen. Unerwartet kam diesem geheimen Wunsche der Papst Clemens V. entgegen, indem er den Grossmeister Jakob von Molay zu sich berief, angeblich um mit ihm über einen neuen Kreuzzug zu beraten. Sofort schiffte sich Molay 1306 mit dem ganzen Konvente und sechzig der angesehendsten Ritter ein und begab sich nach Frankreich, wo dem Orden ungeheure, von der königlichen Gewalt völlig eximierte, Besitzungen gehörten. Mit sich führte Molay den Ordensschatz, der aus 150000 Goldstücken und zehn Maultierladungen Silber bestanden haben soll. Derselbe wurde im Tempel zu Paris niedergelegt. Die Ritter nahmen ihre Herberge in der nahegelegenen mächtigen Ordensburg. Hier in der Heimat, in dem Lande, in welchem der Templerorden seine Begründung und Pflege gefunden, sollte ihm auch sein Grab gegraben werden. —

b.) *Die Verfassung des Ordens und seine angebliche Geheimlehre.**)

Die auf der Synode von Troyes dem Templerorden unter thätiger Mitwirkung des heiligen Bernhard verliehene „Regula pauperum commilitonum Christi templique Salomoniaci“ enthielt fast nur allgemeine Vorschriften, so dass bald, den Forderungen und Bedürfnissen der Zeit entsprechend, eine Durchbildung und Erweiterung derselben notwendig wurde. Diese Zusätze wurden um die Mitte des 13. Jahrhunderts endgültig redigiert und mit der „Regula“ zu einem systematisch geordneten Ganzen verbunden.

Die Bekanntschaft mit der erweiterten Regel war nur für die Oberen erforderlich; von ihr erfuhr jeder untere Templer nicht mehr, als er in Bezug auf seine amtliche Stellung zu wissen nötig hatte. Es genügte wenn er von der allgemeinen Richtung und Aufgabe des Ordens Kenntnis hatte.

Aus den umfangreichen Ordensgesetzen nehmen wir nur die heraus, welche für unsere Zwecke einen besonderen Wert besitzen.

Die Ritter-Genossenschaft zeigt eine streng hierarchische Gliederung. An der Spitze des Ordens stand der Grossmeister, der durch Stimmenmehrheit von

---

*) Vergl. F. Nicolai: Versuch über die Beschuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden und über dessen Geheimnis. 2 Bde. Berlin und Stettin; 1782. — M. Michelet: Procès des Templiers. 2 Bde. Paris; 1841—51. — J. Loiseleur: La doctrine secrète des Templiers. Paris-Orleans; 1872. — Merzdorf: Die Geheimstatuten des Ordens der Tempelherren. Halle; 1877. — H. Prutz: Geheimlehre und Geheimstatuten des Tempelherrenordens. Berlin; 1879. — H. de Curzon: La règle du Temple. Paris; 1886. — L. v. Ranke: Weltgeschichte. 8. Bd. Leipzig; 1887. — H. Prutz: Forschungen zur Geschichte des Tempelherrenordens. (In: Königsberger Studien. I.) 1887. —

einem aus dem Kapitel ernannten Wahlausschusse gewählt und von diesem bestätigt wurde. Obwohl der Grossmeister in allen wichtigeren Angelegenheiten an die Zustimmung des Kapitels gebunden, bei dessen Beratungen Stimmenmehrheit den Ausschlag gab, und ihm zum Gehorsam verpflichtet war, besass er doch eine weitgehende Machtbefugnis, die sich u. a. bei der Ernennung der hohen Würdenträger äusserte. Sein unmittelbares Gefolge bildeten ein Kaplan, ein des Schreibens kundiger Kleriker, zwei dienende Brüder, ein arabischer Schreiber, ein als Ordonnanz verwendeter Ritter, ein Schmied, ein Koch und endlich zwei Knechte, denen die Pflege des Streitrosses oblag. Ferner waren dem Meister zwei der edelsten Ritterbrüder als Adjutanten beigeordnet, welche seinen nächsten Beirat bildeten.

Den Grossmeister vertrat in Behinderungsfällen der Seneschall. Ihm dienten zwei Knappen, ein niederer Bruder, ein Kaplan, ein Schreiber und zwei Knechte zu Fuss.

Der Marschall war der Kriegsminister und Feldherr des Ordens. Ritter und dienende Brüder standen unter seinem Oberbefehl, sobald sie in Waffen waren.

Der Grosspräzeptor der Provinz Jerusalem war der Schatzmeister des Ordens. Als solcher verteilte er die Brüder in die einzelnen Häuser und hatte die Aufsicht über alle Niederlassungen, Güter und Farmen. Seinem Befehle unterstanden die zu Akkon ankernden Ordensgaleeren, auch verfügte er über die im Kriege gemachte Beute. Ihm zur Seite stand der Drapier, der die Brüder mit Kleidung versorgte.

In dem Komtur der Stadt Jerusalem lebte eigentlich die ursprüngliche Bestimmung des Ordens fort; mit 10 Rittern, die ein weiss und schwarzes Ordensbanner führten, hatte er die Pilger zum Jordan zu geleiten, die er auch mit den nötigen Lebensmitteln und Pferden versah.

Die grossen Ordensämter wiederholten sich in den seit dem 12. Jahrhundert bestehenden Ordensprovinzen: Tripolis, Antiochien, Frankreich, England, Poitou, Aragonien, Portugal, Apulien und Ungarn. Jede Provinz war einem Komtur unterstellt. Unter ihm fungierten die Komture der einzelnen Ordenshäuser.

Die höchste Gewalt im Orden: Gesetzgebung, Anstellung der Grossbeamten, Entscheidung in allen wichtigen, die ganze Gemeinschaft angehenden, Angelegenheiten ruhte in der Hand des vom Grossmeister einzuberufenden Generalkapitels. Es bestand aus den Würdenträgern jeder Ordensprovinz und den erfahrensten, vom Grossmeister hinzugezogenen, Rittern und pflegte wegen der damit verbundenen ungewöhnlichen Kosten nur in besonders dringenden Fällen berufen zu werden. Die Ordensangelegenheiten einer Provinz wurden in einem Provinzialkapitel unter dem Vorsitz des Präzeptors derselben erledigt.

Die Ordensbrüder schieden sich in Ritter, Kapläne und dienende Brüder oder Servienten. Diese waren eingeteilt in Wappner, welche mit den Rittern in den Kampf zogen, und in Handwerker. Eine vierte Klasse bildeten die Affilierten. Sie bestanden aus Edelleuten und Gemeinen, Männern und Frauen, welche nach eigener Wahl einen Teil der Ordensgelübde oder sämtliche ablegten, aber nicht in Ordenshäusern lebten. Zu den Affilierten gehörten auch die Donaten, welche freiwillig der Gemeinschaft Dienste leisteten, und die Oblaten, welche schon als Kinder von ihren Eltern dem Orden bestimmt waren und nach dessen Regeln erzogen wurden.

Jedem Ritter gebührten drei Pferde, ein Knappe und ein Zelt. Alle erhielten dieselben Rationen, Waffen und Kleidungsstücke. Die Kapläne bildeten die Geistlichkeit des Ordens. „Damit die kirchlichen Sakramente und die gottesdienstlichen Handlungen dem

Orden bequemer gewährt würden," hatte der Papst Alexander III. den Templern gestattet, auch Kleriker aufzunehmen. Sie waren zum makellosen Lebenswandel, zum Gehorsam gegen den Grossmeister verpflichtet und gehalten, an einem Orte zu verweilen. Nur bei ihnen durften die Brüder die Beichte ablegen, und nur von ihnen durfte Absolution erteilt werden. Sie standen unmittelbar unter des Papstes Oberhoheit. Waren sie adliger Geburt, so konnten sie zu höheren Würden aufsteigen.

Aus den dienenden Brüdern, welche zum Unterschiede von der weissen Kleidung der Ritterbrüder einen schwarzen oder braunen Rock und ebensolchen Mantel trugen, gingen fünf Unterbeamte des Ordens hervor: der Untermarschall, der Bannerträger, der Verwalter der Ordenslandgüter, der Ordensschmied und der Komtur des Hafens von Akkon. Der Untermarschall war Gehilfe des Ordensmarschalls und hatte die Waffen zu beschaffen und in Stand zu halten. Der Bannerträger war zugleich der Aufseher aller Knappen, die er in Eid und Pflicht nahm und nach Ablauf ihrer Dienstzeit ablohnte.

Genau geregelt war, was jedem Bruder an Kleidungsstücken, Bettgerät und Waffen gebührte, genau geregelt die Ordnung des täglichen Lebens in Bezug auf Andachten, Kirchenbesuch, Mahlzeiten u. s. w., die Beobachtung bestimmter militärischer Bräuche auf dem Marsche, im Lager und im Gefecht, die Tagesordnung und die Arbeit der Kapitel. Jedes müssige Wort war den Brüdern untersagt. Auch durften sie ohne Erlaubnis des Vorgesetzten das Ordenshaus nicht verlassen und keine Briefe wechseln, selbst nicht mit den Eltern. Allen weltlichen Vergnügungen musste der Templer aus dem Wege gehen. Statt dessen sollte er fleissig beten und sich täglich unter Thränen und

Seufzern seinem Gott offenbaren. Alte, schwache und kranke Brüder sollten mit höchster Sorgfalt gepflegt und dem Armenpfleger täglich der zehnte Teil des Brotes zur Verteilung an Bedürftige übergeben werden.

Ein besonderer Strafkodex setzte die Bussen für Verstösse gegen die Ordensregeln fest. Verbrechen*) waren mit Ausstossung aus dem Orden bedroht, leichte**) Vergehen hatten nur den zeitweiligen Verlust des Ordenskleides zur Folge.

Wer die Aufnahme in die Gemeinschaft der Tempelritter nachsuchte, musste gesund, von ehelicher Geburt und aus ritterbürtigem Geschlechte sein, durfte weder durch das Band der Ehe gefesselt, noch durch Gelübde einem geistlichen Orden angehören, noch im Kirchenbann sein, noch durch Geschenke oder Versprechen seine Aufnahme erkauft haben. Vor der feierlichen Verpflichtung wurde der Suchende, nachdem er sein einjähriges Noviziat absolviert, in einem Gemach neben der Ordenskapelle von zwei Tempelbrüdern auf die Bedeutsamkeit seines Vorhabens und auf die schwere Bürde der von ihm zu übernehmenden Pflichten aufmerksam gemacht. Beharrte er trotzdem auf seinem Wunsche, so wurde er mit Zustimmung des

---

*) Hierzu gehörten Diebstahl, Mord, Meuterei, Desertion, Ketzerei, Feigheit vor dem Feinde, Mitteilung der Kapitel-Verhandlungen an einen Bruder, der dem Kapitel nicht beiwohnte, Sodomiterei und Simonie.

**) Hierzu rechnete man: Ungehorsam, Verleumdung eines Bruders, Körperverletzung eines Bruders oder eines anderen Christen, Umgang mit leichtfertigen Weibern, Verweigerung von Speise und Trank gegenüber einem Bruder etc. Wer den Mantel verwirkt hatte, durfte niemals ein Ehrenamt bekleiden oder gegen einen Bruder Zeugnis ablegen. Solange er des Mantels beraubt war, musste er mit den Sklaven arbeiten, auf der Erde essen und durfte keine Waffen anrühren.

versammelten Kapitels in den Kapitelsaal geführt, auf das Evangelium verpflichtet und in zeremonienreicher Form mit dem Ordensmantel bekleidet.

Ohne Erlaubnis den Orden zu verlassen, war streng untersagt. Wollte ein ausgeschiedener Bruder wieder zum Tempel zurückkehren, so musste er sich an dem Portale des Hauses aufstellen, vor jedem ein- und ausgehenden Bruder das Knie beugen und ihn um Barmherzigkeit anflehen. Nachdem der Armenpfleger ihn hierauf mit Speise und Trank erquickt, gab derselbe dem Kapitel Nachricht, dass ein abtrünniger Bruder um gnädige Wiederaufnahme nachsuche. War das Kapitel damit einverstanden, so trat der Bittsteller mit entblösstem Oberkörper, einen Strick um den Hals geschlungen, in das Kapitel, bat knieend und unter Thränen um Aufnahme und erklärte sich bereit, jede ihm aufzuerlegende Strafe zu dulden. Hatte er alsdann die Busse von Jahr und Tag erduldet, so erhielt er im Kapitel das erbetene Ordensgewand zurück. —

Hatte der junge Templer eine Zeit lang genügende Fähigkeiten, Selbständigkeit und Eifer bewiesen, so wurde er in die düsteren Mysterien des Ordens eingeweiht, ein Vorgang, über welchen damals die unglaublichsten Gerüchte verbreitet waren und über den auch heute noch in zahllosen Köpfen gar wunderliche Ansichten spuken.

Die Mysterien fanden gewöhnlich in einsam gelegenen Gebäuden, womöglich in unterirdischen Räumen unter dem schützenden Dunkel der Nacht statt. Zur Wahrung des Geheimnisses wurden die peinlichsten Vorsichtsmassregeln ergriffen. Die profanen Bewohner der Ordenshäuser wurden in die entfernteren Gehöfte verwiesen oder doch in seitab liegenden Räumen in sicheren Gewahrsam gebracht. Thore und Thüren wurden fest verschlossen gehalten. Auf der Zinne des

Hauses, in welchem die Einweihung vor sich ging, stand ein Wächter, der, die ganze Umgebung sorgfältig durchspähend, die Annäherung jedes Unberufenen sofort zu melden hatte.

Bevor der Kandidat dem Kapitel zur Einweihung vorgestellt wurde, musste er sich durch einen furchtbaren Eid verpflichten, alle ihm fortan zu offenbarenden Geheimnisse auf das Strengste zu bewahren. Gleichzeitig wurde ihm mitgeteilt, dass für den Fall der Eidesverletzung ein martervoller Tod oder lebenslängliches Gefängnis in den unterirdischen Kerkern der Ordenshäuser als unfehlbare Strafe ihn ereilen würden. Hatte der Kandidat den vorgeschriebenen Eid abgelegt, so wurde er unter Assistenz zweier Brüder in den Kapitelsaal geleitet. Hier zeigte man ihm zunächst ein Kruzifix mit der Weisung, nicht an den Gekreuzigten zu glauben, weil derselbe nichts als ein falscher Prophet ohne jegliche Macht sei. Doch begnügte man sich nicht mit der Verleugnung Christi und der damit verbundenen Lossagung vom herrschenden Kirchenglauben, sondern behandelte das Kreuz als ein fluchwürdiges Werkzeug schnödesten Fetischdienstes, indem man den Aufgenommenen veranlasste, es dreimal zu bespeien und mit Füssen zu treten. Noch schlimmere Dinge sollen damit an den Freitagen, vornehmlich an dem Charfreitage sich zugetragen haben.

Alsdann wurde der Kandidat zum Rezeptor geführt. Dieser entnahm einem wohlverschlossenen Behälter eine merkwürdige Figur, Baphomet (d. i. „Götzenbild") genannt, welche, aus Metall gefertigt, mit Gold und Silber verziert, bald einen Totenschädel, bald ein Greisenantlitz mit starkem Barte darstellte. Auf sie deutend, sprach der Rezeptor zum Kandidaten: „An sie glaube, ihr vertraue, und du wirst dich wohlbefinden!" Während dieser Anrede musste jener entblössten Hauptes

sich zur Erde neigen und dem Idol seine Verehrung zollen. Nach gemachtem Gebrauch wurde das Bild wieder in den Schrein gethan und dieser sorglich verschlossen.

Es folgte nunmehr der Akt der Umgürtung mit dem „Johannisgürtel". Der Kandidat wurde mit einer weisswollenen Schnur umbunden, nachdem dieselbe kurz vorher durch Berührung des Idols zu einem persönlichen Talismann geweiht war. Darum durfte er sie auch in Zukunft nimmer ablegen, damit er stets unter dem glücklichen Einfluss ihrer magischen Kräfte bliebe. Sie sollte ihm auch als geheimes Erkennungszeichen dienen, mittels dessen er sich Zugang zu den Ordensmysterien verschaffen konnte.

Ein fast ausnahmslos festgehaltener Gebrauch war ferner, dass der Novize den Rezeptor und die bei der Aufnahme assistierenden Brüder unter Missachtung der menschlichen Würde auf Körperstellen*) zu küssen hatte, die zu nennen der Anstand verbietet.

Schliesslich wurde den neuaufgenommenen Gliedern der geistlich-ritterlichen Genossenschaft, welcher doch ein feierliches Gelübde der Keuschheit auferlegt war, die ausdrückliche Erlaubnis gegeben, sich unter einander zu schrecklichen und schauderhaften Missbräuchen preiszugeben. „Wahrscheinlich", so meint Prutz, der unermüdliche Ankläger des Ordens, „hielt man das Geheimnis der Gemeinschaft für gefährdet, wenn die sittliche Laxheit der jüngeren Genossen dasselbe durch den Umgang mit Weibern zu verraten versucht würde."

Dieser Ritus fand zwar bei allen geheimen Aufnahmen statt, jedoch wurde den Neulingen nur selten

*) Vergl. hierüber Art. 30 der Anklageakte: „Item, quod in receptione fratrum dicti ordinis vel circa interdum recipiens et receptus aliquando se deosculabantur in ore, in umbilico seu in ventre nudo et in ano seu spina dorsi."

dabei zugleich eine Erklärung desselben gegeben. Dieselbe war vielmehr späteren Zeiten und der Teilnahme an den Geheimkapiteln der Wissenden, oder, wenn man will, der höchsten Grade, vorbehalten. —

Die früher allein massgebenden Regeln von 1128 und ihre spätere Erweiterung waren den Templern nur eine äussere Form. Das eigentliche Wesen des Ordens fand dagegen in einem besonderen Geheimstatut seinen entsprechenden Ausdruck. Zwischen 1220 und 1290 im Orient entstanden, bildete dasselbe ein unverletzliches Arcanum. Den Brüdern war es bei den schwersten Strafen untersagt, Abschriften davon zu besitzen oder gar bei sich zu tragen.

Die Anhänger der templerischen Geheimlehre waren nach Prutz ausgesprochene Dualisten. Sie verehrten einen oberen Gott, in welchem sie zugleich den Schöpfer des Geistes und des Guten sahen und daneben einen unteren Gott, von dem sie die Materie und das Böse herleiteten. Man verlachte in ihren eingeweihten Kreisen die wahngläubige Menge, welche in dem Bilde des Gekreuzigten Gott erblickte, den man, dem Menschen völlig unnahbar und dem menschlichen Fassungsvermögen durchaus unzugänglich, im fernen Himmel wusste.

Dies alles wurde dem Templer, welcher zur Einführung in die letzte und höchste Stufe des Mysterienwerkes sich würdig gezeigt hatte, in den Geheimkapiteln der Wissenden dargethan. Besonders wurde er darauf hingewiesen, dass nicht jenem oberen Gotte, sondern dem unteren, von dem die Materie und das Böse ihren Ursprung ableiteten, der Kultus der Eingeweihten diene. Dieser untere Gott sei dargestellt in dem Idol, das ihm in der Stunde der Aufnahme vorgezeigt sei. Es besitze die Kraft, Gesundheit zu verleihen, die Ritter mit irdischen Glücksgütern zu segnen und dem Orden alle Herrlichkeiten der Welt

zu verleihen. Zu ihm müsse man in allen Nöten des Leibes und der Seele seine Zuflucht nehmen.

Geschlossen wurde das Geheimkapitel mit der Beichte und dem Abendmahl. Dieses genossen die Wissenden, im Gegensatz zur Kirche, unter beiderlei Gestalt und zwar lediglich als ein Zeichen brüderlicher Liebe. Die Beichte war ihnen ein Akt brüderlichen Vertrauens von der einen, brüderlichen Rates von der anderen Seite. Deshalb beichteten die Wissenden sich untereinander und empfingen die Absolution von den Ordensoberen, nicht aber von den Kaplänen, denen das Beichtprivilegium im höchsten Grade, um die Gefahr einer Entdeckung der ketzerischen Geheimnisse möglichst zu vermeiden, entzogen war. —

Unzweifelhaft fest steht, dass der Orden durch seine vielfach nur von weltlichen Machtinteressen bestimmte Politik sich frühzeitig in einen unlösbaren Widerspruch versetzte mit seinem Ursprunge und mit seiner Bestimmung, dass die Brüderschaft oft die Sache des Christentums ihrer Selbstsucht geopfert, dass manche Ritter einem unzüchtigen Leben und unnatürlichen Lastern sich hingegeben, dass einzelne Komtureien „über den Streit der Religionen sich hinausgestellt hatten." Worin aber des Genaueren die „Ketzerei" bestanden, wird nirgend gesagt, vermutlich deshalb, weil eine intime Kenntnis davon ausserhalb des Ordens nicht vorhanden gewesen ist. Dieser Umstand erklärt es auch, dass die Kurie sich lange scheute, gegen die mächtige, einflussreiche und durch glänzende Thaten und Erfolge vielfach verdiente Genossenschaft einzuschreiten. Eine so allgemeine, unbestimmte Anklage zu erweisen, bedurfte es jenes planmässigen, wahnwitzigen Prozessverfahrens, welches später ein so gewaltiger Herrschergeist und ränkevoller, rücksichtsloser Despot, wie Philipp der Schöne von Frankreich,

thatsächlich mitleidslos gegen die Ordensleute durchgeführt hat.

Wie aus der Zeit vor dem grossen Prozess bestimmte Angaben über die Art der vom Orden gepflegten Ketzerei nicht vorlagen, so wird auch in diesem die schwere Verschuldung des Ordens keineswegs durch unzweideutige Zeugnisse unwiderleglich bewiesen. Abgesehen davon, dass es hauptsächlich meineidige Verbrecher und elende Schurken aller Art waren, welche die Templer jener fürchterlichen Werke beschuldigten, so lehren uns nur die eigenen Geständnisse der Ritter, die sie unter dem barbarischen Druck grausamster leiblicher wie moralischer Folterqualen abgelegt haben, jene Häresie kennen mit ihrem ganzen dämonischen Beiwerk, jenen teuflischen Hexensabbat, der von nun an förmlich durch die höchste kirchliche und staatliche Autorität bestätigt und unantastbar geworden war. Solche Zeugnisse aber als unzweideutig und wahrheitsgetreu zu bezeichnen, wird kein Verständiger den Mut haben.

c) Des Ordens Ausgang.)*

Nachdem der Templerorden seinen Sitz nach Frankreich verlegt hatte, drohte er alsbald dem eben erstarkenden, aufstrebenden, alle Sonderrechte zielbewusst

---

*) W. G. Soldan: Über den Prozess der Templer und die gegen ihren Orden erhobenen Beschuldigungen. (In: Raumers Histor. Taschenbuche. N. F. VI. Leipzig; 1845.) — H. Reuter: Gesch. der religiösen Aufklärung im Mittelalter. II. Bd. Berlin; 1877. — B. Jungmann: Klemens V. und die Aufhebung des Templerordens. (In: Zeitschrift für katholische Theologie). 1881. — K. Schottmüller: Der Untergang des Templerordens. 2 Bde. Berlin; 1887. — H. Ch. Lea: A history of the inquisition of the middle ages. III. Bd. New York; 1888. — M. de Curzon: La maison du Temple de Paris. Paris; 1888. — M. Lavocat: Procès des frères et de l'ordre du Temple. Paris; 1888. — J. v. Döl-

vernichtenden Königtum bei dem Streben nach staatlicher Einigung, bei der Ausbildung einer nationalen Monarchie ernste Verlegenheiten zu bereiten.

Eine unabsehbare Masse von Schenkungen war in diesem Lande dem Orden zugeflossen. Er verfügte hier über ausgedehnte Liegenschaften und unerschöpfliche Hilfsquellen. Gewinnreiche Handelsunternehmungen, ein lebhafter Bank- und Wechselverkehr vermehrten unaufhörlich die ungeheuren Barmittel, welche in der Hauptbank, dem Tempel zu Paris, aufgehäuft waren. Adlige und bäuerliche Grundbesitzer überliessen ihm ihr Eigentum, gaben ihre Freiheit auf und leisteten ihm gegen geringen jährlichen Zins den Treueid, um gegen die brutalen Gewaltthaten und Erpressungen der königlichen Beamten den Schutz des allgewaltigen Ordens zu gewinnen. Überall traten die Templer und ihre ungeheure Gefolgschaft den Plänen Philipps des Schönen (1285—1314) hindernd und hemmend in den Weg. Kein Wunder, dass darob dieser König, der in jedem Zuge der Mann der durchdachten Entschliessung, der, wie Ludwig XIV., von seinem unbedingten Eigenrecht, seinem rücksichtslosen Unfehlbarkeitsbewusstsein so völlig durchdrungen war, dass er darin die höchste Staatsraison erblickte, dem Orden um so heftiger grollte, je mehr dessen kolossale Reichtümer seine habsüchtige Seele reizten.

Die Glut des Hasses wurde durch eine ganze Reihe anderer Umstände neu angefacht und vermehrt.**) Und

---

linger: Der Untergang des Templerordens. (In: Akad. Vorträge. III. Bd.) München; 1891. — J. Gmelin: Schuld oder Unschuld des Templerordens. Kritischer Versuch zur Lösung der Frage. Mit einer Mappe, enthaltend 20 Tafeln. Stuttgart; 1893. —

**) Philipp befand sich in ewiger Geldnot. Die Durchführung staatlicher Reformen, sowie seine auswärtige Politik verschlangen ungeheure Summen, die durch gewagte Finanzoperationen, wieder-

als die Templer das offene Ansinnen des Königs, seinen Interessen sich dienstbar zu machen, entschieden zurückwiesen, sann er auf ihre Vernichtung.

Um einen entscheidenden Schlag gegen den Orden führen zu können, bedurfte der Monarch der Mitwirkung des Papstes Clemens V. Ein ehrgeiziger, gewandter, kluger Streber, aber kleinlichen Sinnes und von charakterloser Schwäche, mochte der Pontifex sich dem Könige, dem er seine Erhebung verdankte, zu Dank und Dienst verpflichtet fühlen; doch trug er Bedenken, sich zum hilfreichen Genossen eines gehässigen Gewaltstreiches zu machen. Da beschloss Philipp im Geheimen vorzugehen und sich selbst zum Richter über Mitglieder der Kirche aufzuwerfen.

Seinem Vorhaben kam es sehr zu statten, dass zwei ehemalige Tempelritter, die wegen verschiedener Verbrechen mit Schimpf und Schande aus der Ordensgemeinschaft ausgestossen waren, sich erboten, von

---

holte Münzverschlechterungen und drückende Besteuerungen aufgebracht werden sollten. Infolge dieser Misswirtschaft waren in Paris, in der Normandie und anderen Orten gefährliche Aufstände ausgebrochen, bei denen die Templer nicht selten ihre Hand im Spiele hatten. Bei einer Revolte der Pariser Bevölkerung i. J. 1304 hatte Philipp nur der bewaffneten Intervention des Ordens seine Rettung vor dem wütenden Pöbel zu verdanken. Sein Stolz war dadurch ebenso beleidigt worden, als er durch die verletzende Art aufgebracht wurde, mit welcher damals die Templer ein bedeutendes, dem König bei der Vermählung seiner Schwester vorgeschossenes Darlehen zurückforderten. Auch vergass er es ihnen nie, dass sie 1282 bei der blutigen Nationalerhebung gegen die tyrannische Fremdherrschaft und bei der Vertreibung der verhassten Provençalen von der Insel Sizilien thatkräftig mitgewirkt (Sizilianische Vesper) und in dem grimmen Streite des Königs mit dem Papste Bonifazius auf dessen Seite gestanden. — So waren es denn meist rein persönliche Gesichtspunkte, welche den König zur Vernichtung des gefährlichen Gegners antrieben.

einer Reihe der schauerlichsten Laster und Verbrechen, welche im Orden herrschten und streng geheim gehalten würden, Mitteilung zu machen. Sofort wurde auf Grund ihrer Aussagen die Anklage auf Verleugnung Christi, Verehrung des Baphomet etc.*) gegen die Templer erhoben und am 13. Oktober 1307 alle Ordensbrüder in Frankreich', unter ihnen der Grossmeister Jacob von Molay, welchen man, wie bekannt, unter dem Vorwande, mit ihm über einen neuen Kreuzzug zu beraten, aus dem Orient herbeigelockt, allen ihren feierlich verbrieften Privilegien zum Hohn, plötzlich und heimlich verhaftet und ihr Vermögen beschlagnahmt. Königliche Ordonnanzen rechtfertigten die schnöde Gewaltthat vor dem erstaunt aufblickenden Volke mit den Ketzereien und Verbrechen der Ordensleute und beruhigten die im Lande sich erhebenden Stimmen der Entrüstung. Das Verbrechen braucht ja immer und überall nur mit der gehörigen Unverschämtheit und mit dem gehörigen Erfolge aufzutreten, um die Augen der urteilslosen Menge zu blenden und die Feigheit der gebildeten Stände zu verblüffen. Ohne Verzug wurde in Paris durch des Königs Beichtvater, den fanatischen Dominikaner Wilhelm Imbert, das Inquisitionsverfahren gegen die Unglücklichen eingeleitet. Die Anwendung der Folter**) in ihrer ganzen Schrecklichkeit, Einschüchterungen und lockende Verheissungen machten auch den verstocktesten Angeschuldigten mürbe und führten zu so umfassenden

---

*) „Dass Philipp," sagt Gmelin, „irgend wann an die ketzerische Schuld des Ordens selber geglaubt habe, ist für gänzlich ausgeschlossen zu erachten. Hätte er auch nur eine Spur von Verdacht in dieser Richtung gehabt, so dürfen wir es ihm zutrauen, dass er schwerlich so lange gewartet und so mancherlei andere Wege, zu seinem Ziele zu kommen, versucht hätte." —

**) Wie man zu inquirieren verstand, erhellt schon aus der Thatsache, dass allein im Pariser Templerhause binnen kurzer Zeit

Geständnissen, dass der Orden in der That aufs härteste belastet wurde und die Untersuchungen immer grössere Dimensionen annahmen. Zu Märtyrern ihres Glaubens und ihrer Überzeugung waren die Templer im allgemeinen nicht geschaffen. Männern, die für eine grosse Idee leben und sterben, begegnen wir nur selten in der Geschichte. Dazu gehört eben ein ungewöhnlicher Grad moralischen Mutes und sittlicher Kraft, Tugenden, die nur ausnahmsweise sich in einem Menschen vereinigt finden. Ob nun gleich die Tempelbrüder nicht wandelten auf jenen Ätherhöhen, wo die grossen Gefühle, die erlösenden Gedanken und die befreienden Thaten gedeihen, so werden wir doch ihrem tragischen Geschicke unsere menschliche Teilnahme nicht versagen.

Der Papst, zweifelnd, zögernd, unentschlossen, wie weit er dem eigenmächtigen Vorgehen Philipps seine Genehmigung erteilen sollte, suchte den heiligen Eifer der Gerichte zu mässigen, die Untersuchung in die Länge zu ziehen, die letzte Entscheidung über die Gefangenen und ihre Güter der päpstlichen Kurie zu vindizieren. Der nie verlegene König besass indes die Mittel, ihn zum Nachgeben zu zwingen. Gefälschte Bittschriften des Volkes an den König um Ausrottung der templerischen Ketzerei wurden in die Menge geworfen. Die öffentliche Meinung kehrte sich entschieden gegen den Papst. Da erinnerte ihn nun auch Philipp an das vor der Inthronisation geleistete Versprechen, Bonifacius VIII., jenen stolzen, leidenschaftlichen Kirchenfürsten, dessen masslose Herrsch- und Habsucht ehedem Fürsten und Völker zur Auflehnung gebracht, noch im Tode zu verunglimpfen, und drang

---

36 unglückliche Gefangene an den Folgen des barbarischen Verahrens zu Grunde gingen.

unbarmherzig auf die Erfüllung der schmählichen Verpflichtung. Sein mutloses Zögern schalt er Verrat am katholischen Glauben, als dessen standhaften Verteidiger sich der heuchlerische Monarch in überschwenglichen Ausdrücken darstellte.

Rat- und hilflos und in dem beschämenden Gefühl tiefer Niedergeschlagenheit über die eigene Schwäche musste Clemens*) endlich seinen kraftlosen Widerstand aufgeben. Um das Andenken seines Vorgängers vor unfehlbarer Schmach zu retten und das ohnehin bereits tiefgesunkene Ansehen der Kirche und ihren gefährdeten Autoritätsglauben nicht noch mehr zu schädigen, machte er sich zum Mitschuldigen eines unerhörten Justizfrevels.

Ein erschütterndes Schauspiel: „Der weltliche Arm, einst der Scherge, nun plötzlich der Bundesgenosse der geistlichen Inquisition, setzt seiner ohnmächtig gewordenen Gebieterin, der Hierarchie, das sonst in ihrem Dienst geschwungene Schwert an die Kehle und zwingt sie das Unrecht, das er mit ihr und an ihr begeht, für Recht zu erklären.“ Am 12. August 1308 erging die Bulle „Faciens misericordiam“ an alle geistlichen und

---

*) Nach der Ermordung des Königs Albrecht I. (1308) war Philipp auf den Gedanken gekommen, dem französischen Königshause, das bereits in Frankreich, Neapel, Navarra und Ungarn herrschte, die römische Kaiserkrone zu verschaffen und seinen Bruder Karl von Valois, den „Hutkönig“, damit zu schmücken, einen mit unauslöschlicher Schmach und Schande bedeckten Fürsten, dessen unruhigen Ehrgeiz er gern in allerlei abenteuerlichen Plänen voll grosser Hoffnungen vorübergehende Befriedigung finden liess. Die französischen Bewerbungen in Deutschland hatte der Papst heimlich hintertrieben. Er mochte nun Philipps Zorn fürchten, wenn sein doppelzüngiges Ränkespiel an den Tag käme. Er wagte also dem unablässigen Drängen des Königs bezüglich der Templer nicht länger zu widerstehen.

Vergl. C. Wenck: Clemens V. und Heinrich VII. Halle; 1882.

weltlichen Fürsten der Christenheit, gegen die Tempelritter gerichtlich einzuschreiten. Wer sich der Ausführung widersetzen würde, sollte mit Bann und Kirchenstrafen belegt werden. Als Richtschnur bei der Eröffnung des Inquisitionsverfahrens sollte ein beigefügtes Formular mit 127 Fragestücken dienen, welche angeblich aus den unzweifelhaften Ergebnissen der Pariser Untersuchung bestanden.

Der Hauptprozess fand in Paris statt, wo 540 Templer der Aburteilung harrten, und zwar vor einer von Clemens selbst aus angesehenen französischen Prälaten ernannten Kommission. Viele Monate schon hatte die Untersuchung gedauert, ohne dass die Richter, verhältnismässig milde, ehrenhafte und für jene finstere Zeit recht aufgeklärte Männer, die bei ausgedehnteren Vollmachten sicherlich den Orden gerettet hätten, sich zu einem Rechtsspruch vereinigen konnten, weil die meisten Angeklagten die mannhafte und charaktervolle Erklärung abgaben, dass ihre früheren Aussagen und Zugeständnisse durch Folterqualen, Drohungen und Versprechungen erpresst seien, mit allem Nachdruck gegen die wider sie erhobenen Beschuldigungen protestierten und ihrer Entrüstung über diese furchtbare Verleumdung in kraftvollen Worten Ausdruck verliehen. Da wurden die Kommissare durch die Nachricht überrascht, dass am 12. Mai (1310) 54 Templer, welche die Provinzialsynode von Sens als Rückfällige verdammt, den Flammen übergeben worden seien. Es war ein Urteil vor dem Schluss der Akten, ein schreiender Eingriff in den Rechtsgang, ein offenkundiger Justizmord, dem bald noch andere in Rheims, Rouen, Carcassone folgten. Kein Thatbestand war erhoben, kein Beweis durch gültige Zeugen geführt, nur allein die erpressten Bekenntnisse der Inquisiten lagen als zweifelhaftes Beweismittel vor.

Angesichts dessen unterbrach die päpstliche Kommission ihre Thätigkeit. Erst gegen Ende des Jahres

eilte man, die Zeugenvernehmungen wieder aufzunehmen und zu schliessen. Die Akten wurden nun dem Papste zugestellt, welcher bereits zur endgültigen Entscheidung über das Schicksal des Ordens ein allgemeines Konzil nach Vienne ausgeschrieben hatte. Auf dem Kirchenkongress, dessen Sitzungen im Oktober 1311 eröffnet und den ganzen Winter über fortgesetzt wurden, wurde schliesslich nach mannigfachen Vermittlungsvorschlägen*), die aber Philipp stets zu hintertreiben wusste, der Beschluss zur Aufhebung des Templerordens gefasst. Durch die Bulle „Vox in eccelso audita est“ vom 2. Mai 1312 wurde sie der Christenheit in schwankenden Ausdrücken bekannt gegeben.

In Paris sollte das Trauerspiel mit einem tragischen Akt endigen. Der Grossmeister Jacob von Molay, der fast sieben Jahre in strengster Haft geschmachtet, ein hilfloser Greis, tiefgebeugt und gebrochen an Leib und Seele, und vier andere Grosswürdenträger waren zu lebenslänglicher Haft verdammt worden. Gegenüber der Hauptkirche von Paris, der Notredame, wurde ihnen vor versammeltem Volke das Urteil verlesen. Da erhoben sich plötzlich der Meister und der Grosspräceptor Gottfried de Charmay in sittlicher Entrüstung, leugneten laut die Schuld des Ordens und deckten das ganze mit ihnen getriebene verruchte Spiel auf. Der König musste fürchten, völlig entlarvt zu werden. Solcher Gefahr mit Erfolg zu begegnen, verurteilte er die Unglücklichen sofort als Rückfällige („relapsi“)-zum Tode. Das Ur-

*) Eine Partei wollte die Vereinigung der Templer und Johanniter herbeiführen, eine andere wollte den Orden reformieren und ihm die Fortsetzung des Kampfes gegen die Ungläubigen zur Pflicht machen usw. — „Trotz der allgemeinen Antipathie der Prälaten und Diözesangeistlichkeit gegen die Templer ist keine Rede davon, dass diese Stimmung schliesslich entscheidend für die Verurteilung des Ordens ins Gewicht gefallen ist.“

teil wurde am folgenden Tage (11. März 1314) vollstreckt. An derselben Stätte, wo sie so mannhaft für die Unschuld ihrer Brüderschaft eingetreten waren, wurden die beiden letzten Vertreter des glänzenden Ordensstaates am gelinden Feuer langsam verbrannt. An der Schwelle des Todes und angesichts der Ewigkeit soll Molay ausgerufen haben, er verdiene den Tod, weil er aus Liebe zum Leben und um dem Übermass entsetzlicher Martern zu entgehen, vor allem aber, durch listige Schmeichelworte des Königs und des Papstes verlockt, ruchlose Schandthaten und Verbrechen gegen seinen Orden erlogen habe. Das Volk verehrte die beiden Dulder, die seelengross ihre jammervolle Leidensbahn beschlossen und heldenmütig sühnten, was sie früher in schwachen Augenblicken versäumt, die noch sterbend, das Angesicht der schmerzensreichen Mutter Gottes zugewandt, ihre Hände zum Gebet falteten, als Märtyrer und bewahrte ihre Asche als heilige Reliquie. Man erzählte sich, Molay habe auf dem Scheiterhaufen seine Henker vor Gottes Richterstuhl geladen. Und als beide Oberhäupter*) nicht gar lange nachher n schweres Siechtum verfielen und unter qualvollen Leiden ihr bewegtes Leben beschlossen, wurde ihr Tod von der Menge in dem abergläubischen Gefühl, dass

*) Der Papst starb bereits am 20. April 1314, einsam, verlassen, im vergeblichen Ringen, die mahnende Stimme des empörten Gewissens zum Schweigen zu bringen. In der Nacht wurde die Kirche, in welcher der Leichnam des unglückseligen Mannes aufgebahrt war, durch eine Feuersbrunst eingeäschert. Hierbei verbrannte auch der untere Teil der Leiche. Sie wurde später in einem prächtigen Mausoleum beigesetzt, das Verwandte errichtet, denen der Verstorbene unermessliche Schätze hinterlassen. Aber auch hier sollten die letzten Überreste des Pontifex keine bleibende Ruhestatt finden. Wütende Calvinisten-Haufen zerstörten 1577 das Mausoleum, warfen den Rest der Gebeine ins Feuer und zerstreuten die Asche in alle Winde. — Philipp wurde am 29. Nov. 1314, erst 46 Jahre alt,

eine höhere vergeltende Gewalt zur Vollstreckung einer Sühne an den ungerechten Richtern der Templer sich erniedrigt habe, als göttliches Strafgericht gedeutet.

Das Schicksal des Ordens war in den verschiedenen Ländern verschieden. Man begnügte sich meist mit gerichtlichen Verfolgungen, mit Untersuchungshaft und Güterraub. Viele Templer wurden, wie in England, Portugal, wo der feingebildete König Diniz, die wahren Beweggründe Philipps schnell und richtig durchschauend, seine schützende Hand über die verfolgten Brüder hielt, in Ravenna, Mainz und anderen Orten freigesprochen, viele entgingen auch der Prozessierung durch die Flucht, irrten in weltlicher Tracht ruhelos durch die Länder Europas als heimatlose Vagabunden und traten hier und da wohl in den Johanniter-Orden über, andere fristeten ein jammervolles Dasein, so gut es gehen mochte, von dem kümmerlichen Ertrage harter, ungewohnter Arbeit, viele starben auch im Gefängnis. Nur in Neapel übte das französische Königshaus fürchterliche Vergeltung für die Begünstigung der sicilianischen Vesper und löschte die heisse Glut wilden Hasses in dem Blute der unglücklichen Ritter.

Nur 40 Jahre lagen zwischen Ludwig IX., der für das Kreuz gestorben, und seinem Enkelsohn, der es mit dem Blute seiner Verteidiger befleckte. Welche

von einer rätselhaften Krankheit dahingerafft. Welch' eine ungeheure Summe von Hass und Ingrimm seine fluchbeladene Regierung erzeugt, dafür liefert die Thatsache einen schwerwiegenden Beweis, dass sein Sohn und Nachfolger Ludwig X. die Geistlichkeit des Reiches zum Teil mit Gewalt zwingen musste, für den Abgeschiedenen Seelenmessen zu lesen. Die Söhne folgten dem Vater früh ins Grab. Schlimme Zeiten kamen für Frankreich und manche Stimmen wollten in dem Unglück des englischen Krieges eine Vergeltung für die Verbrechen Philipps erblicken und eine Sühne für die nationale Schuld, die das Volk durch seinen passiven Anteil daran auf sich geladen.

Veränderung war während dieser Zeit in der Anschauung der Menschen vorgegangen!

In Frankreich bezeichnete die Katastrophe auf der Seine-Insel das Ende der weltgeschichtlichen Bewegung, die einst auf der Ebene von Clermont ins Leben gerufen worden. Die Güter des Ordens und das grosse Tempelhaus in Paris wurden Eigentum der Krone. Niemand ahnte damals, dass es einst einem unglücklichen Nachkommen Philipps (Ludwig XVI. und seiner Familie im Winter 1792/93) zum letzten traurigen Aufenthalte dienen sollte. Vielleicht ist hier der Ort, einmal daran zu erinnern, dass in der Weltgeschichte mit ernstem Blicke jene hehre Göttin waltet, welche zügelt der Sterblichen stolzen Lauf und züchtigt ihren verderblichen Übermut, die ewige Richterin und Rächerin Nemesis. „Von der Grabkammer der Templer geht die Sage, dass alle Jahre in der Nacht der Aufhebung eine gewappnete Gestalt, das rote Kreuz auf dem weissen Mantel, daselbst erscheine mit der Frage, wer das heilige Grab befreien wolle; niemand, niemand ist die Antwort, die ihm aus dem Gewölbe entgegenschallt, denn der Tempel ist zerstört."

Also waren die Templer und ihre Gegner dahingegangen. Der grosse Prozess„ bedeutet das ungeheuerste und schmachvollste Unrecht, wovon die Blätter der mittelalterlichen Kirche zeugen. In den Hauptpunkten der Anklage sind die Templer so unschuldig und rein gewesen als der heilige Vater selbst." Soweit von einer sittlichen Schuld bei ihnen die Rede sein kann, haben sie „überreich und ungewöhnlich dafür gebüsst." Was aber dem Orden, der sich überlebt, zum gerechten Vorwurf gereicht, ist der „Mangel an einem festen Halt, an politischem Verständnis, seine Unfähigkeit, die wirklichen und neuen Bedürfnisse und Mächte der Zeit zu verstehen und sich nach diesen zu richten."

III. Die Feme.

1. Das deutsche Reich.*)

An dem Tage, da der grosse Hohenstaufe Friedrich II. zu Fiorentino in Italien gramgebeugt verschied (1250, 13. Dezember), hörte Deutschland auf eine Weltmacht zu sein. Von jeher war es das Verhängnis des staufischen Hauses gewesen, dass es glaubte, an der Herrschaft Italiens festhalten zu müssen, dass es dort die Wurzeln seiner Kraft und die Mittel suchte, die wankende Krone in dem von inneren Parteiungen zerrissenen Vaterlande zu befestigen.

In solche Ideenkreise gebannt, war auch Friedrichs Nachfolger, der junge König Konrad IV. (1250—54), nach dem schönen Lande gezogen. Aber die heisse Fieberluft des südlichen Italiens, die so manches germanische Leben in der Blüte der Jahre geknickt hat, bereitete dem Sechsundzwanzigjährigen einen frühzeitigen Tod.

Das schwere Erbe des Hauses fiel seinem zarten Sprössling zu, dem zweijährigen Konradin. Auch er folgte den staufischen Traditionen und ging 1267 nach dem fernen Lande, „gleich einem jungen Adler, dem noch kaum die Fittige zu dem kühnen Flug gewachsen“.

Aber schon 1268, am 29. Oktober, im Angesicht des herrlichen Landes, das seine Väter errungen und gross gemacht, sank der kaum siebzehnjährige Jüngling nach einer schnellen und glänzenden Laufbahn, „die

---

*) Vergl. O. Lorenz: Deutsche Gesch. im 13. u. 14. Jahrh. 2 Bde. Wien; 1853—67. — J. E. Kopp: Gesch. von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen Römischen Reiches. Berlin; 1858—71. — Th. Lindner: Deutsche Gesch. unter den Habsburgern und Luxemburgern. 2 Bde. Stuttgart; 1893.

eher einer Romanze als der geschichtlichen Welt anzugehören scheint“, durch Henkershand in ein ruhmloses Grab, der letzte Sprössling eines glänzenden Herrscherhauses, das an Macht und allen Gütern der Erde, wie an Talent, Seelenadel und Hochgefühl alle anderen Fürstengeschlechter des Mittelalters überstrahlte und bei allen seinen Fehlern eine der bezauberndsten und unwiderstehlichsten Erscheinungen der Geschichte ist.

Während das Staufengeschlecht im fernen Süden einen tragischen Ausgang fand, seufzte daheim das grosse ruhmvolle deutsche Reich unter schwerer Bedrängnis und ging einem trostlosen Zerfalle entgegen. Es brach jene schreckliche Zeit über unser Vaterland herein, welche sich als das grosse Interregnum (1256 bis 1273) im Andenken der Nation mit blutigen Zügen eingegraben hat. Die feindselige und treulose Politik der römischen Kurie, die habgierige Selbstsucht und der gewinnsüchtige Eigennutz der fehdelustigen deutschen Fürsten lösten das Reich in kleine Territorialherrschaften, Bistümer und städtische Gemeinwesen auf und überliessen die deutsche Krone fremden Machthabern, die imstande und bereit schienen das goldene Füllhorn ihres Reichtums auf das gewissenlose Wahlkollegium auszuschütten.

Von ihren festen Burgen herab führten die Vasallen der Grossen ein wildes Räuberleben, plünderten die Güterwagen der aufstrebenden Handelsstädte, misshandelten die Wehrlosen und Schwachen und lachten auf ihren unzugänglichen Felsennestern der machtlosen Gesetze und der ohnmächtigen Gerichte.

Am härtesten und am leidensvollsten gestaltete sich damals das Los des Bauernstandes. In den Fehden der ritterlichen Gutsherren wurden oft seine Dörfer und Höfe niedergebrannt, die Saaten verwüstet und die Ernte vernichtet, wofern Wild und Jagden noch etwas

zum Ernten übrig gelassen hatten. Endlos waren die persönlichen Leistungen durch Frohndienste, Steuern, Zehnten und Abgaben jeder Art. Ohne Recht und Schutz der Gesetze war der unfreie Mann den härtesten und entehrendsten Strafen ausgesetzt. Roh gab sich die verwilderte Menschennatur ihren ungebändigten Trieben hin. Jedes Rechtsgefühl war verdunkelt oder erstickt; jede Rücksicht auf gemeinsame Wohlfahrt war geschwunden, jede Regung für die Nationalehre dahin.

In dieser entsetzlichen Zeit gingen auch die alten Rechtsordnungen*) unter. Ursprünglich hatten die freien Eingesessenen der kleineren Abteilungen des Landes, der Hunderte, in bestimmten Fristen, meist alle acht oder vierzehn Tage, sich zur gerichtlichen Tagfahrt eingefunden. Diese alte Ordnung des Gerichtswesens war bei der häufigen Abwesenheit der waffenfähigen Einwohner auf weiten und langdauernden Kriegszügen, sowie der Grafen, welche an die Stelle der Stammesherzöge getreten waren, nicht länger durchführbar. Daher beschränkte Karl d. Gr. die Gerichtstage und setzte fest, dass in minder wichtigen Rechtssachen nicht mehr alle Freien eines Gaues, sondern nur bestimmte Personen für die Urteilfindung, die Scabinen oder Schöffen, dem Gerichte anwohnen sollten. Sie sowohl als die richterlichen Unterbeamten wurden von den königlichen Sendboten unter Mitwirkung des Grafen und des Volkes aus der Mitte der Freien gewählt und bildeten bald einen besonderen Stand.

Durch die Verleihung verschiedener Rechte an geistliche und weltliche Machthaber zersplitterte sich

*) Vergl. K. F. Eichhorn: Deutsche Staats- u. Rechtsgesch. 2. u. 3. Teil. Göttingen; 1844. — O. Stobbe: Gesch. der deutschen Rechtsquellen. Braunschweig; 1860—64.

mit der Zeit die Gerichtsbarkeit der Grafen. Zu Ende des 12. Jahrhunderts gab es besondere Gerichte für die Freien unter den „Freigrafen“, und besondere unter den „Gaugrafen“. Die Beisitzer der Freigrafen hiessen „Freischöffen“, während das Gericht „Freistuhl“, der einzelne Gerichtsbezirk „Freigrafschaft“ genannt wurde. Allmählig gingen die Freigrafschaften unter, vielfach verschmolzen sie sich auch mit den Gaugrafschaften. Nirgend aber erhielten sie sich so sehr in ihrer ursprünglichen Bedeutung, wie in dem abgeschlossenen Westfalen.

Hier bildete sich die fürstliche Landeshoheit langsamer aus als anderwärts; hier erhielten sich die freien Grundbesitzer länger als sonstwo in ihren Rechten, bewahrten die alte Freiheit, die freie Gemeindeverfassung, ihre Unmittelbarkeit unter Kaiser und Reich; hier blieb „eine kostbare Erbschaft früherer Zeiten, der Königsbann d. h. das dem König allein zustehende Recht, den Grafen die Grafschaft zu verleihen, in einer zwar abgewandelten, aber doch alten Gestalt lebendig“; hier „fuhr man fort, in alter Weise, in den hergebrachten Formen, an den gewohnten Malstätten die Freien zum Gericht zu versammeln“.

Als dann später die fürstliche Territorialgewalt die Gemeinfreiheit immer mehr schmälerte, wussten die geistlichen und weltlichen Dynasten, in deren Gebieten Freigrafschaften lagen, diese insofern von sich abhängig zu machen, als sie unter der Benennung von Stuhlherren sich vom Kaiser mit denselben belehnen liessen. Indessen übte dies auf die westfälischen Gerichte keinen besonderen Einfluss aus. Die Freigrafen wurden von dem Stuhlherrn dem Kaiser zur Ernennung vorgeschlagen und empfingen von diesem ihre Bestätigung. Bei der Ernennung, welcher zwei Freischöffen beiwohnen mussten, schwuren die Freigrafen dem Kaiser einen

Eid, „bei der Heimlichkeit, wie es sich gebührte“, und erhielten zum Zeichen der Investitur Schwert und Strang.

Einen neuen ungewöhnlichen Aufschwung und neue Lebenskraft erhielten die Volksgerichte der „roten Erde“ im 13. Jahrhundert, als mit dem Verfall der höchsten Gewalten in Staat und Kirche überall in den unteren Schichten der Nation neues Leben sich regte.

2. Die rote Erde.*)

Das Westfalen des Mittelalters entsprach keineswegs genau dem Westfalen unserer Zeit. Es umfasste das Land zwischen Rhein und Weser, wurde im Süden durch die hessischen Gebirgszüge begrenzt und erstreckte sich nordwärts bis nach Friesland.

In der ältesten Zeit hauste in Westfalen die grosse Nation der Brukterer. Später wurde es das Hauptgebiet der westlichen Volksgruppe der Sachsen oder Westfalen. Von den Erschütterungen der Völkerwanderung nur wenig berührt, bewahrten sie unverändert die Grundzüge echtgermanischen Wesens, und bis auf den heutigen Tag haben sich Name und Volk erhalten. Noch heute

---

*) Vergl. J. S. Seibertz: Landes- u. Rechtsgesch. des Herzogtums Westfalen. 2 Bde. Arnsberg; 1860—64. — G. Löbker: Wanderungen durch Westfalen. 6 Tle. Münster; 1873—79. — L. Schücking u. F. Freiligrath: Das malerische u. romantische Westfalen. Paderborn; 1889.

Die Bezeichnung „rote Erde“ findet sich erst 1490. Unter den mancherlei versuchten Erklärungen ist diejenige, welche die Farbe des Erdbodens im Auge hat, vielleicht die richtige. Obwohl keineswegs ganz Westfalen roten Grund aufweist und solcher sich auch in anderen Ländern findet und „anfänglich nicht so allgemein von Westfalen als roter Erde gesprochen worden sein kann, so mag sich doch in der Nachbarschaft eines westfälischen Landstriches, dessen Bodenfarbe rötlich ist, im Volksmunde diese Bezeichnung gebildet haben“.

bildet trotz vieler volkreicher Städte, in denen eine hochentwickelte Industrie blüht, der Bauer das eigentliche Grundelement der Bevölkerung. Wie der Edelmann auf seinem Stammschlosse, haust er auf dem von den Vätern ererbten Gute', ein tüchtiger, kerniger Menschenschlag.*)

Bekannt ist, dass die tapfere, zähe Nation der Sachsen durch einen mehr als dreissigjährigen Krieg von Karl d. Gr. unterjocht und ihr Gebiet dem fränkischen Weltreiche einverleibt wurde. Die Herzogswürde wurde abgeschafft und die fränkische Grafschaftsverfassung eingeführt. Die anhaltende Schutzlosigkeit, welcher das Land unter den schwachen Nachfolgern Karls gegen die räuberischen Einfälle der Normannen und Slaven preisgegeben war, veranlasste die Sachsen, sich wieder unter die altbewährte Führung eines Herzogs zu stellen, eine Würde, die zuerst Otto der Erlauchte (880—912) bekleidete. Nach der Ächtung Heinrichs des Löwen (1180) wurde das Herzogtum Sachsen abermals aufgelöst und die herzogliche Gewalt in Westfalen dem Erzbistum Köln übertragen. Unter der milden Herrschaft des Krummstabes erfreute sich das Land einer eigenen Verfassung, eigener Grundgesetze und Landtage, welche in Arnsberg zusammentraten. Infolge des Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 fiel Westfalen an Hessen-Darmstadt, bis es auf dem Wiener Kongress (1815) an Preussen abgetreten wurde. —

*) „Die knorrige, aber durch und durch gesunde und ehrenwerte Gestalt des westfälischen Bauern mit seinem tüchtigen Konservatismus, seinem Mangel an Interesse im allgemeinen und seinem Hange zum Partikularismus, seinem unbeugsamen Rechtssinn hat Immermanns „Hofschulze“ in Deutschland populär gemacht.“

3. Das heimliche Gericht.*)

a) Sein Ursprung und seine Entwicklung.

Unter den mancherlei seltsamen und schrecklichen Dingen, von denen die mittelalterliche Geschichte berichtet, nimmt die vielberufene Feme**) wohl den ersten Platz ein. Die Sage hat um das geheimnisvolle Institut ihre üppigen Ranken geschlungen, die Dichtung hat sich beeifert, dasselbe mit dem Reize romantischer Schauer zu umgeben und in phantasievoller Weise seine düstere Zurüstung uns auf der Bühne vor Augen zu führen, und zahllose Ritterromane und andere populäre Schriften

---

*) Vergl. Th. Berck: Geschichte der Westfälischen Femgerichte. Bremen; 1815. — P. Wigand: Das Femgericht Westfalens. Hamm; 1825. — F. Ph. Usener: Die Frei- und heimlichen Gerichte Westfalens. Frankfurt a. M.; 1832. — B. Thiersch: Der Hauptstuhl des westfälischen Femgerichts auf dem Königshofe zu Dortmund. Dortmund; 1838. — C. G. v. Wächter: Beiträge zur Deutschen Geschichte. Tübingen; 1845. — Th. Keightley: Die Geheimen Gesellschaften des Mittelalters. Aus dem Engl. von W. Drugulin. Stuttgart; 1847. — R. W. Tadama: Geschiedenis van het Veemgericht. Leiden; 1857. — E. T. Gaupp: Von Femgerichten mit besonderer Rücksicht auf Schlesien. Breslau; 1857. — H. Geisberg: Die Feme. Münster; 1858. — W. Kampschulte Zur Gesch. des Mittelalters. Bonn; 1864. M. F. Essellen: Die westfälischen Frei- oder Femgerichte. Schwerte; (o. J.). — O. Henne-Am Rhyn: Allg. Kulturgesch. III. Bd. Leipzig; 1877. — R. Brode: Freigrafschaft und Feme. Breslau; 1880. — J. Scherr: Deutsche Kultur- und Sittengesch. Leipzig; 1882. — Th. Lindner: Die Feme. Münster u. Paderborn; 1888. — F. Thudichum: Femgericht u. Inquisition. Giessen; 1889.

**) Das Wort „Veme" erscheint selbständig zuerst 1251, vorher nur in der Ableitung „vimenot" d. i. Teilnehmer des Gerichts, Gerichtsschöffen. Es bedeutet seinem ursprünglichen Begriffe nach nichts anderes als „Genossenschaft" oder „Gemeinschaft". Erst später und zwar im 14. Jahrh. bezeichnet es die richterliche Genossenschaft und nahm nunmehr auch die Bedeutung „Gericht", „Strafe" an. Aus „vimenot" wurde damals „vemenote", d. i. Vemegenossen. Vergl. Lindner a. a. O.

haben das ergiebige Thema schauerlich variiert. Mit behaglichem Gruseln liest man dort, wie vermummte Männer in tiefster Nachtzeit in düsteren Höhlen, in dunklen Waldesschluchten oder in unterirdischen Gewölben heimlich sich versammeln, schweigend sich um einen schwarzbehangenen Tisch niederlassen, „über welchen spärliche Lichter ein grausiges Halbdunkel verbreiten“ und ihres unerbittlichen Richteramtes walten. „Der Vorgeladene, den man in unbewachtem Augenblicke ergriffen, mit verbundenen Augen auf verborgenen Pfaden zur heimlichen Gerichtsstätte geschleppt hat, wird vorgeführt. Der Ankläger enthüllt das Verbrechen. Sein Schwur gilt als Beweis und gestattet keine Verteidigung mehr. Zur selbigen Stunde wird das Urteil gesprochen — es lautet allemal: Tod. Wir hören das dreifache Wehe der vermummten Schöffen; der Freigraf zerbricht den Stab; der Frone tritt hinzu und vollstreckt den Blutspruch. Still und lautlos, wie sie gekommen, verschwinden die Femerichter im Dunkel der Nacht. — Es nutzt dem Unglücklichen nichts, sich der Ladung zu entziehen. Das Urteil wird nichtsdestoweniger gesprochen und vollzogen.“ „Entweder wird er bei Nachtzeit aus dem Schlafe gerissen und mit dem Strange gerichtet oder, wo er allein des Weges wandelt, von den seine Schritte belauernden Schöffen gepackt und an den nächsten Baum gehenkt. Ein neben der Leiche in den Stamm gehefteter Dolch verkündet, dass er der unfehlbar treffenden Feme verfallen war.“ Dem rächenden Arm der Feme entgeht niemand; ihre geheimen Sendlinge wandern in die Ferne. „Die heilige Feme durchkreuzt die Welt, sie durchkreuzt die stille, die bewegte Welt,“ und zahllos waren die Verbrecher, welche durch sie den wohlverdienten Lohn empfingen.

Die historische Forschung hat von dem phantasti-

schen Aufputze der Sache manchen zauberhaften Glanz beseitigt. Das schauerliche Dunkel ist geschwunden, und über Ursprung, Entwicklung und Bedeutung des ehrwürdigen Rechtsinstituts herrscht kaum noch ein Zweifel. Trotzdem werden die „Femgerichte immer ein denkwürdiges Stück deutscher und namentlich der westfälischen Geschichte sein. Zwar kein so ruhmvolles, wie übertriebene Wertschätzung sie auffasste, aber auch kein unrühmliches.“

Die Sage liebt es, bestehende Verhältnisse an historische Personen anzuknüpfen, die im nimmer müden Volksgedächtnis unvergänglich fortleben. So nennt sie als Stifter der Feme den Kaiser Karl d. Gr. und erzählt von dem Papste Leo III., den sie phantasievoll zu seinem Bruder macht, er habe das heimliche Gericht bestätigt, als er, der zuerst von allen Päpsten deutschen Boden betreten, im sächsischen Lande mehrere Kirchen weihte.

Allerdings hat das eigentümliche Gerichtsverfahren eine uralte historische Basis insofern, als einerseits seine Wurzeln im altgermanischen Rechte zu suchen sind: dem Recht der Selbsthülfe des freien Mannes gegen den auf frischer That ergriffenen Dieb oder Räuber, als es andererseits zum Teil auf Einrichtungen und Verordnungen des grossen Kaisers zurückzuführen ist. In Wirklichkeit aber hat sich die eigenartige Entwicklung des Femewesens erst im 13. Jahrhundert unter dem Einfluss der Zersetzung aller öffentlichen Verhältnisse vollzogen.

Das Femgericht leitete der Freigraf; ihm standen 7 Freischöffen zur Seite. Der Bewerber um das Freischöffenamt musste „echt, recht und frei“ sein, während zwei Schöffen für seine Person Bürgschaft übernahmen. Behufs seiner Aufnahme führten ihn diese vor das versammelte Gericht. Dort legte er zwei Finger der rechten Hand auf Schwert und Strick, welche als unheimliche Amtszeichen vor dem Freigrafen lagen, und

leistete den Schöffeneid.*) Zugleich verpflichtete er sich ohne Rücksicht der Person und unbestechlich — weder um Leib noch Leid, noch um Silber, Gold und Edelgestein, noch um Vater, Mutter, Schwester, Verwandtschaft und keinerlei Ding, das Gott hat werden lassen — die Feme zu lassen, sondern alle vemewrogigen Sachen, die er glaublich erfahren möchte, vor Gericht zu bringen, die heilige Feme und das Recht zu fördern und zu stärken.

Andere Pflichten, welche der neue Freischöffe auf sich nehmen musste, bestanden darin, dass er die Vorladungsbriefe zu besorgen, geschehene Vorladungen zu beglaubigen und bei der Hinrichtung eines Verfemten auf Erfordern Beistand zu leisten hatte.

Darauf eröffnete der Freigraf dem Aufgenommenen die erworbenen Rechte**) und teilte ihm die heimliche

---

*) „Ik gelowe bi der hilligen ee, dat ik numer will de veme waren helen hoden ind halden vor man vor wif — vor torf vor twich (Zweig) — vor stock vor stein — vor gras vor grein — vor alle quecke wichte (lebende Wichte) — vor alle godes gestichte (Geschöpfe) vor alle dat tuschen hemel ind erden — got heft laten werden — wente (bis) an den man, de de veme halden kan."

**) Den Pflichten entsprachen bedeutende Rechte: Der Freischöffe konnte weder ausschliesslich vor dem Freistuhl belangt werden, noch gab er lediglich vor diesem Recht. Dagegen hatte er die Pflicht, sich dem heimlichen Gerichte zu stellen, wenn er einer femewrogigen Sache angeklagt war. Wurde er auf handhafter That ergriffen, so schützte ihn seine Stellung nicht. Er konnte sofort gerichtet werden. Bei andern Anklagen jedoch genoss er wichtige Gerechtssame. So musste seiner Verurteilung eine dreimalige Vorladung vorangehen; jede musste mindestens einen Zeitraum von 6 Wochen und 3 Tagen umfassen. Die Vorladung war in besonders feierlicher Weise zu vollziehen, die erste (sie hiess „Heischung") von zwei, die zweite („Ladung") von vier, die dritte („Mahnung") von sechs Freischöffen und einem Freigrafen

Losung, die geheimen Erkennungszeichen und das Notwort mit. In der Zeit, da das Femewesen in seiner höchsten Blüte stand, gab es ausserordentlich viele Freischöffen; doch ist die Zahl 100,000, die häufig angegeben wird, nicht zu erweisen.

Seit 1311 verbreitete sich das Schöffentum über ganz Westfalen, und bald waren hier alle wissend, die irgend eine Stellung in der Gesellschaft beanspruchten: der hohe und der niedere Adel und alle Stadtmagistrate.

Allmählig überflutete das Schöffentum alle deutschen Länder. Ein gewisses Schutzbedürfnis gegen die heimliche Acht machte den Rat Wissender notwendig. Kein Fürst, keine Stadt konnte mehr desselben entbehren. Namentlich die mit der Rechtspflege Betrauten waren darauf angewiesen, sich mit den sonderbaren Gebräuchen des geheimnisvollen Institutes bekannt zu machen. Aller Orten bedurfte man Wissender, welche als Prokuratoren oder Boten vor der Feme erscheinen konnten. Sogar zahlreiche Fürsten*), Geistliche und Gebietiger des deutschen Ordens im entlegenen Preussen verschmähten es nicht, sich dem heimlichen Gericht anzuschliessen. Sie waren ihm als Freischöffen eidlich verbunden und verpflichtet.

Es war eine lange Zeit, in welcher der angeklagte Freischöffe leicht Eideshelfer finden konnte. Hatte er sechs gewonnen, so war er geborgen, ein Umstand, der natürlich nicht unbedenklich war und thatsächlich auch mancherlei Misshelligkeiten im Gefolge hatte.

*) Unter den weltlichen Fürsten lassen sich als Glieder des heimlichen Gerichtes nachweisen: Kaiser Sigmund, die Kurfürsten Friedrich I. und II. von Brandenburg, die sächsischen Kurfürsten Friedrich I. und II., Herzog Wilhelm III. von Sachsen, die Herzoge Heinrich der Reiche und Wilhelm III. von Bayern, der Landgraf Ludwig II. von Hessen, der Herzog Wilhelm I. von Braunschweig, die Pfalzgrafen Ludwig III., Johann und Otto u. a.

Trotz aller Vorsicht kamen nicht selten unredliche und übelbeleumdete Männer zum Schöffenamte. Nicht immer das Bedürfnis, sondern der herrschende Zug der Zeit, die Mode mochte Viele, welche die nicht unbeträchtliche Aufnahmegebühr zahlen konnten, veranlassen, die Aufnahme nachzusuchen. Freischöffe zu sein, schmeichelte zudem der Eitelkeit und der Neugierde. Geheimniskrämerei hat ja zu jeder Zeit einen unwiderstehlichen Reiz auf die schwachen Menschenherzen ausgeübt.

Die unterste Stufe in der femerichterlichen Hierarchie nahmen die Freifronen oder Fronboten ein. Sie hatten die Aufträge der Freigrafen zu vollziehen und insbesondere für Aufrechterhaltung der Ordnung und Beobachtung der vorgeschriebenen Formen Sorge zu tragen. In die Geheimnisse des Gerichts eingeweiht, waren auch sie zur unbedingten Verschwiegenheit gegen alle Nichtwissenden verpflichtet.

b) Die Heimlichkeit.

Geheimnisse mannigfachster Art, von Menschen bewussten und unbewussten Sinnes geschaffen, ziehen sich wie ein roter Faden durch die ganze Weltgeschichte;

„Sie erben sich, wie Gesetz und Rechte,
Gleich einer ewigen Krankheit fort
Und pflanzen von Geschlecht sich zu Geschlechte
Und ziehen sacht von Ort zu Ort.“

Um die Mitte des 14. Jahrhunderts begann der Freischöffenstand, welcher sich lediglich durch Aufnahme neuer Mitglieder ergänzte, in der richtigen Voraussetzung, dass die Wirksamkeit des Gerichts durch den Schrecken der Heimlichkeit erhöht werde, gegen die profane Welt sich abzuschliessen und sich besondere geheimnisvolle Formen und Gebräuche zu schaffen, die mit grösster Ängstlichkeit gehütet wurden.

Die früheste Andeutung eines wirklichen Geheimnisses bei Gericht und Schöffentum findet sich 1340. Und der Schöffeneid schärfte das Geheimnis*) der Feme dringend ein.

Die wichtigsten Geheimnisse waren die „Losung“, das Erkennungszeichen (der „heimliche Scheppengruss“) und das Notwort. Die Losung, ein Teil des Schöffeneides, bestand in den unscheinbaren Worten: „Stock, Stein, Gras, Grein“. Der „heimliche Scheppengruss“ war von einer vorgeschriebenen Handbewegung begleitet. Der ankommende Schöffe legte seine Rechte auf die linke Schulter des Amtsgenossen und redete ihn an:

„Eck grüt ju lewe man,
Wat fange ji hi an.“

Der also Angeredete erwiederte alsbald die Handbewegung, indem er dabei die Worte gebrauchte:

„Allet Glücke kehre in,
Wo die Freienscheppen sin.“

Das Notwort endlich, „wie es Carolus Magnus der heimlichen Acht gegeben“, bildete der rätselhafte Spruch: „Reinir dor Feweri!“ (Gereinigt durch Feuer?), dessen eigentliche Bedeutung bis heute in undurchdringliches Dunkel gehüllt ist. Auf Verrat dieser Geheimnisse stand die Todesstrafe, doch ist er anscheinend selten vorgekommen.

---

*) In einem alten Rechtsbuch der Feme heisst es hierüber: „Wäre es, dass ein Freischöffe die Heimlichkeit und Losung der heiligen Acht oder irgend etwas davon sagte, den sollen die Freigrafen und Freischöffen greifen unverklagt und ihm seine Hände vorn zusammen und ein Tuch vor seine Angen binden und ihn auf seinen Bauch werfen und ihm seine Zunge hinten aus seinem Nacken winden (eine höchst seltsame Prozedur!) und ihm einen dreisträngigen Strick um seinen Hals thun und ihn sieben Fuss höher hängen als einen verurteilten, verfemten, missethätigen Dieb.“

Bald wurde der düstere Begriff der Heimlichkeit auf das ganze Verfahren vor dem Gericht ausgedehnt. Die Warnung eines Verfemten war streng verboten, mochte es auch der nächste Anverwandte sein. Briefen und Vorladungen, welche von dem Gericht ausgingen oder schwebende Sachen betrafen, wurde die warnende Aufschrift beigefügt: „Diesen Brief soll Niemand aufbrechen, lesen oder lesen hören, es sei denn ein echter, rechter Freischöffe.“ Es kam selten vor, dass die schreckende Formel nicht beachtet wurde. Auch die Rechtsbücher der Feme erhielten in der Regel auf dem Titelblatt den unheimlichen Vermerk. Häufig wurden die Wörter im Schöffeneide, welche die geheime Losung darstellten, nicht ausgeschrieben, sondern nur durch Anfangs- (S. S. G. G.) oder andere, beliebig gewählte, Buchstaben angedeutet.

c) *Das offene und das heimliche Ding.*

Denselben feierlichen Ernst, der die Zeremonie der Aufnahme eines Schöffen begleitete, trug auch das Gericht selbst zur Schau.

Die Femegerichte wurden nach urgermanischer Sitte gehegt an altherkömmlichen Malstätten unter freiem Himmel, gewöhnlich des Montags, Dienstags und Donnerstags vom Morgen, „sobald sich die Sonne erhöht hatte“, bis zum Nachmittage. Die Gerichtsstätte befand sich gewöhnlich an der offenen Königsstrasse, oft bei Brücken, zuweilen auf Hügeln oder in den Vorhöfen von Burgen, doch auch innerhalb der Städte auf dem Markte oder neben der Kirche, nicht selten äusserlich gekennzeichnet durch hochragende Eichen oder breitwipflige Linden, die der Versammlung willkommenen Schatten spendeten. In der Mitte der eingefriedigten Dingstätte befand sich die Richterbank und der Gerichtstisch, mit weissem Linnen bedeckt. Auf ihm lag ein

blinkendes Schwert und ein aus Weiden geflochtener Strick (wide).

Das Femegericht schloss zwei Formen der Sitzungen in sich: das offene und das heimliche Ding. Jenem waren Handlungen über Gut und Eigen, Schuld und Schaden, Weg und Steg und Flurgrenzen zugewiesen; es zu besuchen waren alle verpflichtet, „welche einen eigenen Rauch in der Freigrafschaft hatten und darinnen wohnten“. Das heimliche Gericht verhandelte nur femewrogige (femerügige) Sachen.*)

Die Schöffen erschienen bei Gericht unbewaffnet, ohne Hut, Handschuhe und Mantel.

Der Freigraf eröffnete das Gericht nach altem Brauche durch ein feststehendes, lautes Wechselgespräch mit dem Freifronen: „Ich frage dich, Frone, ob es wohl Tag und Zeit ist, dass ich in Statt und Stuhl des römischen Königs ein Gericht und heiliges Ding hege zu Recht unter Königsbann?“ — „Sintemalen ihr den Bann. Stuhl und Freigrafschaft von des Königs eigener Hand leiblich empfangen habt, mögt ihr das zu Recht thun!“ Damit trat das Gericht in die Verhandlung der Sache ein.

---

*) Ein im Jahre 1430 zu Dortmund aufgestelltes ausführliches Verzeichnis zählt folgende Verbrechen als vemewrogig d. h. dem Strafrecht der Feme unterliegend auf: Raub und jede Gewaltthat gegen Kirchen und Geistliche, Diebstahl, Beraubung einer Kindbetterin oder eines Sterbenden, Leichenraub (Reraub), Mordbrand und Mord, Verrat, Verrat der Feme an einen Unwissenden, Notzucht, Falschmünzerei, Raub auf der Kaiserstrasse, Meineid und Treulosigkeit, Verweigerung des Erscheinens auf Vorladung. — Später als das Unwesen der Hexenverfolgung seine dunklen Schatten immermehr über Deutschland ausbreitete, wurde auch das Verbrechen der Ketzerei und Hexerei dem Feme-Programm beigefügt.

Vergl. O. Wächter: Femegerichte und Hexenprozesse. Stuttgart; 1882. —

Der Kläger erschien vor den Schranken, an jeder Hand einen Freischöffen führend, und kniete mit ihnen nieder, während der Sprecher die Klage vortrug. Nachdem ein Urteilsspruch erkannt hatte, dass die Sache vor das Gericht gehöre, beeidete der Kläger, unterstützt von zwei Eideshelfern, die Wahrheit seiner Anschuldigung.

Gewöhnlich richtete der Freigraf erst eine schriftliche Warnung an den Beschuldigten, sich binnen 6 Wochen und 3 Tagen mit dem Kläger zu vergleichen, da im andern Falle das Gericht eingreifen müsse. Geschah das nicht, so wurde die fragliche Sache noch einmal vorgebracht und dann die Vorladung beschlossen.

Sie erging schriftlich in verschlossenen Ladebriefen,*) deren kühne und herausfordernde Sprache unser Staunen erregt. Sie trugen die bekannte Warnungsformel und wurden durch zwei Schöffen dem Angeklagten persönlich („an seine Gegenwärtigkeit“) oder seinen nächsten Angehörigen zugestellt. Jedoch war dies Geschäft keineswegs immer gefahrlos; und es wurde um so misslicher, je mehr das Ansehen der Feme sank. Alle

*) Von den zahlreichen Vorladungen, die sich in der Urschrift erhalten haben, sei hier die folgende mitgeteilt: „Wisset Hermann Degler und sein Sohn und Albert Strodemann, dass ich Jacob Stoffregen, Freigraf der Grafschaft zu Rheda, Euch thue bitten und entbieten von des heiligen Reiches wegen unter Königsbann, dass Ihr kommet vor den Freistuhl an dem Hundehof bei der Mühle zu Rheda am nächsten Montag nach St. Bartholomäustag zur rechten Richtezeit und antwortet dort auf die Klage des Johann Stroding, weil die Klage Euch Allen hochgeht an Euren Leib und Ehre. Guten Freunde, hie kehret Eure Weisheit zu, dass der schweren Gerichte über Euch keine Not thut.“

Ladungen ausserhalb des Gebietes der „roten Erde“ wurden entweder durch westfäl. Schöffen besorgt, welche mit ansehnlichen Reisegeldern ausgestattet wurden, oder sie wurden an Freischöffen, welche in der Nähe des Belangten ansässig waren, zur weiteren Veranlassung übersandt.

Verordnungen und Gesetze über die Unverletzbarkeit der Gerichsboten halfen dagegen nichts. Die Ladung durfte daher auch in anderer Weise geschehen. Die vorladenden Schöffen erledigten also ihren Auftrag im heimlichen Dunkel der Nacht. Sie hefteten die Briefe an die Thore von Burgen oder Städten, in denen der Angeschuldigte wohnte, und riefen dabei die Wächter an, dass sie die Ladung bestellten. Zum Zeichen des Vollzuges hieben sie drei Spähne vom Thorriegel und legten sie dem Gerichte vor. Vielfach wurden die Vorladungen auch in Kirchen niedergelegt. Die vorsichtigsten Boten warfen sie kurzweg auf die Landstrasse oder steckten sie an Gartenzäune.

Der Verklagte wurde weder verhaftet noch mit Gewalt vor Gericht gebracht. War er auf geschehene Ladung erschienen und hatte das Gericht festgestellt, dass dieselbe richtig ergangen war, so heischte ihn der Freigraf dreimal nach den vier Himmelsrichtungen, dass er „vorkomme und Leib und Ehre zum höchsten Rechte verantworte."

Der Beschuldigte konnte nun das Verfahren seinen Gang gehen lassen oder versprechen, dem Kläger anderweitig vor den regelmässigen Gerichten Recht zu thun. Bot er dafür genügende Sicherheit oder übernahm eine Anzahl Schöffen für ihn Bürgschaft, so musste das Anerbieten angenommen werden. Ging dagegen das Gericht seinen Gang, so folgte auf die Anklage die Verteidigung des Beschuldigten, welche wesentlich durch den Reinigungseid geführt wurde, worauf das Urteil nach altem strengen Gewohnheitsrecht gesprochen wurde. Es erhielt sofort Rechtskraft, wofern es nicht von dem „Umstande gescholten" oder keine Berufung dagegen an den König eingelegt wurde.

Der Urteilsspruch hing davon ab, ob Kläger und Beklagter zur Stelle waren. War jener nicht anwesend,

so wurde sofort auf Freisprechung erkannt. Fehlte der Angeschuldigte, so erhielt der Kläger Recht, sobald 6 Freischöffen eidlich die Berechtigung seiner Klage erhärteten.

Heimliches Gericht wurde stets gehalten, wenn es sich um eine femerügige That handelte oder der Vorgeladene ausgeblieben war. In diesem Falle wurde „bis Mittags um die dritte Uhr“ auf ihn gewartet, worauf der Freigraf allen Nichtschöffen bei Strafe der „Wide“ gebot, sich zu entfernen, das offene Gericht für beendet erklärte und sich zum Zeichen dessen von seinem Stuhl erhob. Alsdann wurde das heimliche Ding mit allen Formeln eröffnet. Sobald das Eidverfahren die Schuld des Angeklagten erwiesen hatte, erging das Endurteil. das „Vollgericht“ oder die „letzte schwere Sentenz“. Es lautete bei allen vemewrogigen Verbrechen auf den Tod durch die Wide. Der Freigraf kündete den Spruch unter lautloser Stille mit der feierlichen Formel „Den Angeklagten nehme ich aus dem Frieden, aus dem Rechte und aus den Freiheiten, welche Kaiser Karl gesetzt, und werfe ihn nieder vom höchsten Grad zum niedersten Grad und setze ihn aus allen Freiheiten, Frieden und Rechten in Königsbann und Wette und in den höchsten Unfrieden und Ungnade und mache ihn unwürdig, echtlos, rechtlos, siegellos, ehrlos, friedelos und unteilhaftig alles Rechtes und verführe ihn und verfeme ihn und setze ihn hin nach Satzung der heimlichen Acht und weihe seinen Hals dem Stricke, seinen Leichnam den Vögeln in der Luft, ihn zu verzehren, und befehle seine Seele Gott im Himmel in seine Gewalt, wenn er sie zu sich nehmen will, und setze sein Leben und Gut ledig, sein Weib soll Witwe, seine Kinder Waisen sein.“ — Hierauf warf der Freigraf zum Zeichen der Ausstossung des Verfemten aus der menschlichen Gesellschaft den vor ihm liegenden Strick

über die Schranken, und die Schöffen „spieen aus dem Mund, gleich als ob man den Verfemten sofort in der Stunde hänge.“ Eine einmal ausgesprochene Verfemung wurde nicht wieder aufgehoben.

Damit war erklärt, dass der Verurteilte vogelfrei sei. Alle freien Schöffen wurden aufgefordert, den Verfemten zu ergreifen und zu hängen „an den nächsten Baum, den man haben mag.“ Bei der Vollstreckung des Urteils waren drei Schöffen verpflichtet mitzuwirken. Das summarische Verfahren der Feme kürzte sich noch ab, wenn ein Verbrecher bei „handhafter That“ (auf frischer That), mit „blickendem Schein“ (wenn der Augenschein seine Thäterschaft unzweifelhaft erkennen liess) oder mit „gichtigem Mund“ (wenn er der That geständig war) ergriffen wurde. Diese Fälle führten ohne Weiteres die Verfemung und Hinrichtung des Missethäters herbei.

d) Der Feme Ausgang.

Die Zahl der Todesurteile, welche von der Feme verhängt wurden, ist, wie urkundlich feststeht, eine ziemlich grosse gewesen, und an vielen Verfemten ist das Urteil auch wirklich vollstreckt worden. Durch die strenge Handhabung des Rechts erlangten die westfälischen Freischöffen ein gewaltiges Ansehen. Es war hauptsächlich die Furcht, welche ihre Wirksamkeit in schreckhaftem Lichte erscheinen liess.

Die Blütezeit der Feme fällt in die Jahre 1420—60. Ihre Ladebriefe gingen damals bis nach Holland und Lothringen, nach Schlesien, den Österreichischen Landen, den Schweizer Bergen und dem fernen Preussen. Kaum blieb eine grössere Stadt von der Feme verschont. Ihre Vorladungen waren mehr gefürchtet, als alle Gebote des Kaisers. Phantastische Übertreibung malten ihre Macht und Furchtbarkeit ins Ungeheuer-

liche aus. Sie nannte sich „des heiligen Reiches Obergericht übers Blut“ und scheute sich nicht, hochgestellte Personen, Grafen, Herren und Fürsten vor ihr Forum zu fordern, ein Recht, das König Sigmund wiederholt und ausdrücklich anerkannte. So wurden nicht nur Herzog Heinrich von Bayern-Landshut,*) sondern auch sein Gegner Herzog Ludwig von Ingolstadt vom heiligen Gericht ihres Leibes und ihrer Lehren verlustig erklärt.

Also herrschte das heimliche Gericht im 15. Jahrhundert gleichsam als der oberste Gerichtshof des deutschen Volkes, hier mit ehrfürchtiger Scheu betrachtet, dort bitter gehasst, überall aber gefürchtet.

Aber mit seiner Macht stieg auch seine Ausartung. Und bald traten bedenkliche Missstände zu Tage. Da den Freigrafen der sichere Rechtsboden und unzweideutige Rechtssätze fehlten, auf welche sie ihr Urteil stützen konnten, so zögerten sie nicht, ihr willkürliches Belieben als höchstes Gesetz hinzustellen. Ihre tolle und empörende Anmassung kannte bald keine Grenzen mehr. König Sigmund musste es sich gefallen lassen, dass er von ihnen drohend an seine Pflicht als Schöffe erinnert wurde, während der Kaiser Friedrich III. samt seinem Kanzler und den Mitgliedern des Reichskammergerichts vor den Stuhl zu Wunnenberg geladen und im Falle ihres Ausbleibens mit der letzten Sentenz bedroht wurden, eine masslose Frechheit, die durchaus ungestraft blieb.

Der Kreis der Vergehen, über welche die Feme Klagen entgegen nahm, nahm allmählig solchen Umfang an, dass jede beliebige Sache angebracht werden konnte, während die Formen des Prozesses und der Urteile sich derartig erweiterten, dass die Freigerichte den ordent-

*) Vergl. B. Tiersch: Verfemung des Herzogs Heinrich des Reichen v. Baiern und die heimliche Acht in Westfalen. Essen; 1835.

lichen völlig gleich erscheinen. Hierdurch vernichteten sie selbst die Rechtstitel, unter denen sie Anerkennung gefunden hatten, und forderten zu lebhaftem Widerspruch heraus. Daher geschah es, dass staatliche und kirchliche Mächte ihre Wirksamkeit einzuschränken strebten. Allein Bann und Reichsacht brachen sich an dem verwegenen Übermute der Freigrafen.

Gefährlich aber wurde den Freistühlen der Umstand, dass die wüste Geldgier, das hässliche Kennzeichen der damaligen Zeit, auch bei ihnen sich einbürgerte. Das Prozessieren war mit erheblichen Kosten verbunden. Für jedes Urteil, deren bei dem formelhaften Verfahren eine ganze Anzahl erforderlich war, für alle Vorladungen mussten grosse Summen geopfert werden. Sollte das Gericht durch die Anwesenheit zahlreicher Freischöffen besonderen Glanz und Nachdruck erhalten, so war den Aufgebotenen eine angemessene Entschädigung zu zahlen. Am schlimmsten war, dass die Stuhlherren anfingen, mit ihren Gerichten förmlich Handel zu treiben. Das schlechte Beispiel ahmten die Freigrafen nach. Jedermann, mochte er noch so übel beleumdet sein, kam zur Ehre des Freischöffenamtes, wofern er nur gehörig zahlen konnte, und suchte nun seinerseits in ihm eine ergiebige Erwerbsquelle. Unter dem Deckmantel der Feme trieben Gauner und Schwindler aller Art ihr nichtswürdiges Handwerk, suchten Neid, Rachsucht und andere gefährliche Leidenschaften Befriedigung. Für Geld waren Recht und Gericht feil. Und die Klagen über die Bestechlichkeit und Unredlichkeit der Feme mehrten sich von Tag zu Tag. Auf den Reichstagen bildeten sie einen stehenden Artikel.

Es konnte nicht ausbleiben, dass angesichts dieser greulichen Ausschreitungen die öffentliche Meinung sich immer entschiedener gegen die entsetzliche Geissel wandte, welche von Westfalen aus über Deutschland geschwungen

wurde. Fürsten und Städte rüsteten sich zu energischer Abwehr und liessen die geheimen Sendlinge der Feme, wo sie betroffen worden, ohne weiteres aufknüpfen. Die Reform der deutschen Reichsverfassung am Ende des 15. Jahrhunderts, die Einrichtung des ewigen Landfriedens, die festere Gestaltung des Gerichtswesens, das neue Landesfürstentum brachen endlich das Ansehen des verhassten Instituts so gründlich, dass sein völliger Untergang nicht mehr aufzuhalten war, obwohl die entarteten Schöffen mit verzweifeltem Trotze und krampfhafter Hartnäckigkeit den morschen Bau zu stützen suchten. Und am Ausgange des 16. Jahrhunderts „konnte ein deutscher Chronist die Femgerichte bereits als der Vergangenheit angehörig bezeichnen."

Zwar wurde die Feme niemals förmlich aufgehoben, aber ihre Zeit war für immer dahin. Und die wenigen Freistühle, welche sich in Westfalen erhielten, nahmen im Laufe der Zeit einen völlig veränderten Charakter an und sanken im 17. und 18. Jahrhundert zu „harmlosen bäuerlichen Polizei- und Rügegerichten" *) herab, deren letzter kümmerlicher Rest

*) Reste des Femgerichts haben sich vielleicht noch in dem „Haberfeldtreiben" erhalten, einer Art Volksjustiz, welche in Oberbaiern und Tirol an solchen Personen ausgeübt wird, deren Vergehen und Laster dem rächenden Arme der Justiz zuweilen unerreichbar sind: namentlich Geiz, Wucher, Betrug etc. Von der geheimnisvollen Verbindung, die ihren Namen davon haben soll, dass gefallene Mädchen früher von den Burschen des Dorfes unter Geisselhieben durch ein Haberfeld getrieben oder Feldmarkfrevler ehemals mit Verwüstung ihrer Felder bestraft worden seien, und ihrem seltsamen Thun ist nur Folgendes bekannt: Hat die missliebige Person trotz wiederholter Verwarnungen keine Besserung gezeigt, so sammeln sich im schützenden Dunkel der Nacht um ihr Gehöft zahlreiche vermummte und bewaffnete Individuen und rufen den Schuldigen an das Fenster oder die Thür, die er aber bei schwerer Leibesstrafe nicht überschreiten darf. Nachdem festgestellt,

im Jahre 1811 durch die französische Gesetzgebung beseitigt wurde. Der letzte Freigraf starb 1835. Freischöffen, welche den Schöffeneid geschworen hatten, die heimliche Losung und ihre Bedeutung kannten, die häufig in aller Stille an den uralten Malstätten sich

---

dass das ganze Aufgebot der „Haberer“ anwesend, verliest der Haberfeldmeister ein in Knittelreimen verfasstes Sündenregister des Delinquenten, wobei nach jeder Strophe die versammelte Schar ein von der greulichsten Katzenmusik begleitetes Geheul und Gelächter anstimmt. Ist die Vorlesung zu Ende, so verschwinden die „Haberer“ auf einen Pfiff des Anführers ebenso schnell, wie sie erschienen waren. Ein anderes Leid, ausser der Pflicht, die Vorlesung mit anzuhören, wird dem Schuldigen selten zugefügt.

Trotz energischen Einschreitens der Behörden ist dieser seltsame Brauch nicht beseitigt, und noch im Herbste des Jahres 1894 berichteten die Zeitungen von vielfachen Haberfeldtreiben in Baiern. Wie wenig sich die Haberer aus allen polizeilichen und kirchlichen Massregeln machen und wie wirkungslos der damals gegen sie erlassene Hirtenbrief des Münchener Erzbischofs sich erwies, das geht aus dem unglaublich frechen Verhalten eines „Haberer-Komitees“ in Holzkirchen hervor. Dort wurde am Sonntag der Hirtenbrief von der Kanzel verlesen. Als Antwort darauf war am folgenden Mittwoch an allen Strassenecken, Scheunenthoren etc. folgendes gedrucktes Plakat zu lesen:

„Bekanntmachung.

Samstag, den 4. November lfd. Jahres.

Grosses Haberfeldtreiben in nächster Nähe von Holzkirchen,

Bezirksamt Miesbach.

Es wird eindringlichst gewarnt und darauf hingewiesen, dass das zuhörende Publikum und die Polizei in keiner Weise den Haberern oder der Vorpostenlinie zu nahe tritt, damit jedes grössere oder kleinere Unglück vermieden bleibt. Da die Haberer diesmal gegen derartige Verstösse energisch vorgehen werden, so wird es daher unter keinen Umständen ausgeschlossen bleiben, dass nicht blos wie in Miesbach einem Gensdarmen der B ..... weggeschossen würde, sondern auch viele Tote und Schwerbetroffene vom Platze getragen werden müssten.

Das Geheime Komitee der Haberer.“

versammelten, gab es noch in den vierziger und fünfziger Jahren unseres Säculums. Ihrem Eide getreu, haben sie das Geheimnis der Losung, das sie nicht verraten wollten, mit ins Grab genommen. —

IV. Die Bauhütten.

1) Städte und Zünfte.*)

Nachdem die Verbreitung des Christentums grössere Verhältnisse angenommen, nachdem das gewaltige Reich Karls d. Gr. in nationale Gebiete zerfallen war, verschwand die kompakte Natureinheit der Völker, und an ihre Stelle trat eine Masse persönlicher Verhältnisse. Der Staat stellte sich als ein luftiges Gerüst dar, das, von der grösseren Zahl der niederen Vasallen aufsteigend, durch schmalere Mittelstufen sich zu einer einheitlichen Spitze erhob — ein künstlicher Aufbau, der sich in allen jenen grossartigen Lebensäusserungen wiederholt, die das mittelalterliche Leben unvergänglich zieren.

Überall macht sich der Trieb der mittelalterlichen Menschheit geltend, sich nach dem Beruf in freigeschlossene Lebenskreise und Korporationen zu sondern. „Überall in Kampf und Arbeit, in Poesie und Genuss,

*) Vgl. E. Th. Gaupp: Deutsche Stadtrechte des Mittelalters. 2 Bde. Breslau; 1851—52. — W. Arnold: Verfassungsgesch. der deutschen Freistädte. 2 Bde. Basel; 1854. — K. W. Nitzsch: Ministerialität und Bürgertum im 11. und 12. Jahrh. Leipzig; 1859. — Lambert: Die Entwicklung der deutschen Städteverfassungen im Mittelalter. 2 Bde. Halle; 1865. — A. F. Gfrörer: Zur Gesch. der deutschen Volksrechte im M. A. 2 Bde. Schaffhausen; 1865—66. — Gengler: Deutsche Stadtrechte des Mittelalters. Nürnberg; 1866. — G. L. v. Maurer: Gesch. der Städteverfassung in Deutschland. I. und II. Bd. Erlangen; 1869—70. — G. v. Below: Entstehung der deutschen Stadtgemeinde. Düsseldorf; 1888.

gilt der Einzelne an sich wenig, alles seine freie Bruderschaft, die sich gegen Andere abscheidet und bei jeder Macht der Erde Begünstigung sucht gegen die Anderen.“ Darum begegnen wir überall solchen Genossenschaften, in denen der Einzelne Schutz, Herrschaft, Behagen und derben Genuss sucht, so die Mönche und Ritter, die Kaufleute (Hansen), Handwerker und Künstler.

Wir haben es hier hauptsächlich mit den bürgerlichen Korporationen der Handwerker und Künstler zu thun, die sich in den sogenannten Bauhütten zur Ausführung jener „grossartigen Werke vereinigten, zu denen christkatholische Romantik die Idee, städtischer Gemeinsinn und bürgerliche Frömmigkeit die Mittel hergaben.“ Die Entwicklung der Baubrüderschaft hat die städtische zur Voraussetzung.

Die Pilgerfahrten und Kreuzzüge und die damit verbundenen Erlebnisse und Erfahrungen in der fremdartigen Welt, die Kenntnis der fremden Länder und der Verkehr mit hochentwickelten Kulturvölkern, die Bekanntschaft mit ihren Sitten und Gebräuchen, ihren Staatseinrichtungen und gesellschaftlichen Formen, ihren Anschauungen und Gewohnheiten übten auf die sozialen Zustände und Verhältnisse, auf die Gestaltung desLebens und der Vorstellungen der mittelalterlichen Menschheit einen unberechenbaren Einfluss aus. Die abendländische Welt, aus der bisherigen trostlosen Beschränktheit emporgerüttelt, sah sich in einen neuen, ungeahnten Gedankenkreis versetzt.

Für Klerus und Adel freilich waren die Wirkungen der Kreuzzüge von gemischter Natur. Ihr schliesslicher Misserfolg untergrub das alte Ansehen der Kirche, zu deren Verherrlichung sie vorzugsweise dienten, und nährte den Hang zur religiösen Selbständigkeit, die der gefürchteten Macht des Papsttums allmählig den Boden entzog. Die arg gelichtete Schar der streit-

baren Burgherren und Ritter erlitt durch die kostspieligen Fahrten nach den heiligen Ländern an ihrem Vermögen unersetzlichen Schaden, sodass sie in ihrer Machtstellung schwer bedroht wurden.

Dagegen hatten jene Pilgerfahrten für den Bürger- und Bauernstand nur segensreiche Folgen. Die Schranken zwischen Freien und Leibeigenen sanken dahin. Zahlreiche Gutshörige und leibeigene Leute, zu denen auch die Handwerker gehörten, erlangten eine bessere Rechtsstellung und durften sich der Freiheit rühmen, da ihre kreuzzugslustigen Herren beim Scheiden aus der Heimat das drückende Leid der Dienstbarkeit beseitigten. Überdies trat jeder unfreie Mann, der an der Kreuzfahrt teilgenommen — daran durfte keiner gehindert werden — und glücklich in das Vaterland zurückgekehrt war, sofort mit seiner Familie in den Stand der Freien. Dabei war es gleichgiltig, ob er dem freiwillig erwählten Kriegshandwerk treu blieb, oder als Siedler in die unwirtbaren Landstriche der Elbe und Oder zog, um dort ein unerschrockener Vorkämpfer deutscher Kultur zu werden, oder in den festen Städten ein Unterkommen suchte, um an ihrem aufblühenden gewerblichen Leben teilzunehmen und zu Wohlstand und Ansehen emporzusteigen.

Den Grundstock der Städte bildeten überall geistliche Stifter, königliche und landesfürstliche Burgen, während königliche Dienstleute, fürstliche und geistliche Vasallen, unfreie Ackerleute und Handwerker ihre erste Bevölkerung ausmachten. Sie verstand es trefflich, vom Kaiser oder dem Landesfürsten allmählig gewisse Hoheitsrechte zu erlangen, von denen eigene Gerichtsbarkeit, Zoll- und Münzprivilegien und das einträgliche Marktrecht die Nahrungsfähigkeit und somit das materielle Gedeihen der bürgerlichen Genossenschaft ganz erheblich förderten. Wahrhaft grossartig aber

wurde der Aufschwung der Städte erst mit und nach den Kreuzzügen.

Der rege Verkehr mit dem Morgenlande schuf an den günstig gelegenen Gestaden Italiens und Südfrankreichs, wo es von wandernden Menschen aller Länder und Zungen wimmelte, einen Markt, auf dem alle Reichtümer der Erde zusammenflossen. Der märchenhafte Aufschwung der grossen Seerepubliken Pisa, Genua, Venedig, Marseille etc. machte sich bald auch in den Rhein- und Donaustädten, den Handelsplätzen von Flandern und Brabant bemerkbar. Der glänzende Heldenkampf, welchen die lombardische Bürgerschaft zur Behauptung ihrer Freiheit gegen die staufischen Kaiser geführt, konnte eines nachhaltigen Eindrucks auf die emporstrebenden süddeutschen Städte um so weniger entbehren, als diese bereits zu den italienischen Kommunen in rege Handelsbeziehungen getreten waren. Ein männlicher, kriegerischer Geist und ein schönes Freiheitsgefühl lebten in den deutschen Stadtgemeinden auf, und auch dem armseligen Unfreien wurde Pflicht und Ehre, die schützenden Mauern zu verteidigen gegen den drohenden Feind.

Die Bedeutung des europäischen Handels wuchs von Jahr zu Jahr, und im gleichen Masse steigerte sich die Wohlhabenheit seiner Pfleger. Der heimatlose Krämer kaufte Häuser und Güter. Bei ihm mussten jetzt die verarmten Herren, die bisher mit einem ausgeprägten Gefühl romantisch-adliger Verachtung auf den Kaufmannsstand herabgeblickt, Hilfe und Beistand erbitten. „Der Realismus des Besitzes begann während der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts in den Städten überall gegen das aristokratische Vorurteil anzukämpfen, und der Gedanke bürgerlicher Freiheit trat der Vorstellung von altgermanischer Adelsfreiheit siegreich entgegen und hob den Bürgerstand auf gleiche Stufe mit

dem Edelmann und dem Klerus." Und je mehr die Kommunen erstarkten, je bedeutsamer sie in das öffentliche Leben eingriffen, desto grösser wurde der Zudrang vom Lande nach der thürmestolzen Stadt. Der alte deutsche Wandertrieb regte sich wieder mächtig und unwiderstehlich. Gutsbesitzer und Burgherren, Ritter und Ministerialen, Handwerker, Knechte, Tagearbeiter, meist Hörige, strömten herbei, um an den unerhörten Rechten und Vorteilen des Bürgertums sich zu beteiligen. Alle lernten den Segen der Arbeit erkennen und ihre Leben schaffende Kraft schätzen. Ein „neues Geschlecht, arm an Illusionen und arm an schöner Erfindung, aber unermüdlich rührig, hartnäckig, unzerstörbar, von grossartiger Willenskraft" wuchs auf. Gewerbe und Handel entfalteten sich zu ungeahnter Blüte. Die gewerbliche Technik machte reissende Fortschritte, die berufsmässige Arbeitsteilung nahm in starkem Masse zu, die Scheidung nach Ständen aus der Verschiedenheit des Gewerbes trat immer mehr hervor, und die Handwerker gewannen eine gesicherte Existenz, gelangten zur Freiheit und zu behäbigem Wohlstand.

Hand in Hand mit diesem grossartigen Aufschwunge ging eine korporative freie Vereinsbewegung, welche sich auf alle Arten damaliger Unternehmer erstreckte.

Alle Bürger, welche innerhalb der Ringmauern Besitz hatten, ehrlich- und freigeboren waren, traten zu einer geschworenen Bruderschaft (Gilde)*) zusammen,

---

*) Statt „Gilda" findet sich in den spärlichen Quellen auch die Bezeichnung „Trinkstube", „Gevatterschaft", „Minnebrüderschaft", „Sodalität" etc. Schon frühzeitig trat eine Trennung der Gilden in weltliche und geistliche ein. Von ihnen erzählen wir an anderer Stelle. Vergl. W. E. Wilda: Das Gildewesen im Mittelalter. Halle; 1831. — O. Hartwig: Untersuch. über die ersten Anfänge des Gildewesens. (In: Forsch. zur Deutsch. Gesch. I.)

um durch den genossenschaftlichen Verband gemeinsame wirtschaftliche, soziale und politische Interessen zu pflegen und zu fördern. Die Mitglieder betrachteten sich als Brüder und waren zu gegenseitigem Beistande verpflichtet, zur Ehrerbietung gegen die Kirche und zum Gehorsam gegen die bestehenden Gesetze. Die Gilden stellten sich unter den Schutz eines Heiligen, dessen Fest, welches zugleich das Rechnungsjahr bestimmte, durch ein solennes Gelage gefeiert wurde. An der Spitze der Gilde stand der Aldermann. Zur Unterstützung bei Erledigung der Geschäfte erwählte er sich aus der Zahl der Brüder zwei Gehilfen. Diese drei Beamten beriefen und leiteten die Versammlungen; ihren Anordnungen mussten die Brüder Folge leisten.

Wer die Mitgliedschaft der Gilde nachsuchte, musste sich von einem Bruder anmelden lassen, der für die Ehrbarkeit und Rechtschaffenheit des Kandidaten sich verbürgte. Entschied sich die Brüderschaft für die Aufnahme, so wurde der Kandidat durch einen feierlichen Eid verpflichtet, dem Bunde unverbrüchliche Treue zu bewahren und die ihm anzuvertrauenden geheimen Zeichen auf das strengste geheim zu halten. Nachdem er hierauf sein Eintrittsgeld errichtet und sein Name in die Gilderolle eingeschrieben war, wurden ihm der Handgriff, die Losung oder das Passwort nebst deren Erklärung mitgeteilt. Zu einer Zeit, da die Schreibkunst noch ein Privilegium weniger auserwählter Kreise war, also von geschriebenen Zeugnissen wenig oder garnicht die Rede sein konnte, war es geradezu

Göttingen; 1862. — O. Gierke: Deutsches Genossenschaftsrecht. Bd. I. Berlin; 1868. — L. Brentano: Die Arbeitergilden der Gegenwart. Leipzig; 1871. — K. W. Nitzsch: Über die niederdeutsch. Genossenschaften des 12. u. 13. Jahrh. (In: Monatsberichte der K. Preuss. Akad. d. Wiss.) Berlin; 1879. — K. Hegel: Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter. 2 Bde. Leipzig; 1891.

ein Gebot der Notwendigkeit, sich durch derlei geheimnisvolles Werk gegen das Eindringen Unbefugter zu schützen.*)

In der Gildeversammlung, die mindestens viermal im Jahre, gewöhnlich am Quartalsanfange, abgehalten wurde, durfte kein Mitglied bewaffnet erscheinen. Die Beratungen erstreckten sich auf die Pflege und Wahrnehmung der Genossenschafts-Interessen, auf die Aufrechterhaltung der Gesetze unter den Brüdern, deren Streitigkeiten dem Gildespruch unterlagen. Eröffnet und geschlossen wurde die Versammlung in feierlicher, zeremonienreicher Form.

Im Laufe der Jahre vergrösserten sich die Unterschiede des Vermögens der Stadtbewohner. Die einflussreichen Kaufmannsfamilien, mit dem aristokratischen Teil der Stadtbevölkerung eng verwachsen, machten zahlreiche Bürger abhängig von ihrem Wohlstand und ihrem Geschäft und schlossen sich streng gegen sie ab. Die Stadtgilden wurden nun lediglich Handelsgilden, die nur noch bestrebt waren, die reichen Privilegien in ihrem Handelsinteresse auszubeuten. Unter ihnen hat bekanntlich die „Hansa" die grösste Bedeutung erlangt.

Waren bisher alle freien Einwohner Mitglieder der Stadtgilde, so weigerte sich jetzt das geldstolze Patriziertum mit den weniger wohlhabenden Handwerkern in eine geschworene Bruderschaft einzutreten. Es geschah dies etwa um die Wende des 13. Jahrhunderts. Die verschmähten „Vertreter der gewerblichen Arbeit aber be-

---

*) Aus mehreren Konzilienbeschlüssen erfahren wir, dass die Brüder in den Gildeversammlungen auch gewisse Abzeichen und Kleidungsstücke trugen. Welcher Art jedoch diese waren, ist nicht zu ersehen. Nur von der berühmten Zirkeler-Brüderschaft in Lübeck, Danzig, Königsberg ist bekannt, dass ihre Mitglieder einen kleinen Mantel („Hoike") trugen und als Brustschmuck einen goldenen, offenen Zirkel in einem unten offenen Ringe führten.

seelte damals ein lebendiges Gefühl, dass sie wesentlich mit die Träger des grossen technischen Fortschritts der Zeit seien, dass ihre Künste die Stadt wohlhabend machen, vom Lande unterscheiden. Sie waren die ersten, die ohne Grundbesitz durch kluge Teilnahme am Marktrecht sich über den blossen Tagelöhner hinwegschwangen; ohne sie war der grosse Verkehr an Markt- und Festtagen nicht möglich. Die Bäcker und Fleischer, die Wirte und Weinhändler standen in ihren Gewinnen den Kaufleuten vielfach kaum nach. Was das Leben schmückte, was der Edelmann und Ratsherr an Waffen und Zierrat, an Hausrat und Kleidern brauchte, das lieferten die Handwerker; sie hatten die Geheimnisse der Geistlichen im Kirchen- und Profanbau, im Glockenguss und in der Holzschnitzerei, in der Glas- und Wandmalerei zuerst dem Laientum zugänglich gemacht. Es war die freudige Jugendkraft einer neuen Welt, der freien Arbeit, der modernen Industrie, die sich in dem Handwerkertum jener Tage regte.“

Es war also nur folgerichtig, dass bei dem allgemeinen Streben, sich zur Erreichung aller möglichen Zwecke zu associieren, nun auch die Glieder des Handwerks zur Pflege ihrer speziellen Interessen nach und nach und oft auf mehr oder weniger stürmische Weise, je nachdem die mächtigen Patrizier die neu entstandenen Bedürfnisse befriedigten oder sich abtrotzen liessen, zu festen Genossenschaften, Zünften oder Innungen*)

---

*) Vergl. W. Arnold: Das Aufkommen des Handwerkerstandes im Mittelalter. Basel; 1861. — V. Böhmert: Beiträge zur Gesch. des Zunftwesens. Leipzig; 1862. — F. J. Mone: Zunftorganisation vom 13. und 16. Jahrh. (In: Zeitschrift für die Gesch. des Oberrheins. Bd. XV.) Karlsruhe; 1863. — C. Wehrmann: Die älteren Lübeckischen Zunftrollen. (Einleitung.) Lübeck; 1864. — H. A. Mascher: Das deutsche Gewerbewesen. Potsdam; 1866. — G. Schoenberg: Zur wirtschaftlichen Bedeutung des deutschen

zusammentraten und nun auch ihrerseits kein Mitglied der Altgilde mehr in ihre Gemeinschaft aufnahmen.

Daraus ergab sich hauptsächlich die Abschliessung der Zünfte auf die, deren Berufsinteressen mit den ihrigen übereinstimmten. So kam denn zu der alten Aufnahme-Bedingung der ehelichen Geburt und des unbescholtenen Rufes noch der Nachweis einer bestimmten Qualifikation in technischer Beziehung. Jeder Neueintretende musste sein Handwerk gründlich verstehen und darin tüchtig sein. Aus der allmähligen Verschärfung dieser Bedingung entstand die zünftige Meisterschaft und die Gliederung in Meister, Knechte (Gesellen) und Lehrlinge.

Die Verfassung der Zünfte entsprach der der alten Schutzgilden, aber mit besonderer Beziehung auf das Handwerk.*)

Eine der merkwürdigsten Handwerks-Institutionen der damaligen Zeit nun waren die Bauhütten.

Zunftwesens im Mittelalter. Berlin; 1868. — W. Stahl: Das deutsche Handwerk. I. Bd. Giessen; 1874. — W. Stieda: Die Entstehung des deutschen Zunftwesens. Jena; 1876. — v. Huber-Liebenau: Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. Berlin; 1879. — C. Neuburg: Zunftgerichtsbarkeit und Zunftverfassung in der Zeit vom 13.—16. Jahrh. Jena; 1880. — G. Schmoller: Die Strassburger Tucher- und Weberzunft. Strassburg; 1880. — G. Schoenberg: Handbuch der politischen Ökonomie. I. Bd. Tübingen; 1882.

*) In erster Linie pflegten die Zünfte soziale und wirtschaftliche Interessen, dann aber verfolgten sie anch gesellige, religiöse und wohlthätige Zwecke. Sie versammelten ihre Genossen zu regelmässigen Andachten, übten eine strenge Sittenpolizei, unterstützten in werkthätiger Liebe arme und kranke Brüder, nahmen sich fürsorglich der Witwen und Waisen an. Den verstorbenen Mitgliedern spendeten sie nicht nur ein ehrenvolles Begräbnis, sondern waren auch um ihr ewiges Heil bemüht, indem sie ihnen an eigens dazu gestifteten Altären Seelenmessen singen liessen. Die Versammlungen wurden in eigenen Zunfthäusern abgehalten.

2. Die deutschen Bauhütten.*)

a) *Ihre Entstehung und Blüte.*

Der mächtige Aufschwung, welchen das Städtewesen und der Bürgerstand im 13. Jahrhundert genommen hatten, wirkte auch auf das geistige Leben ein und schuf ihm einen ungeahnten Wirkungskreis.

---

*) C. Heideloff: Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Nürnberg; 1844. — F. A. Fallou: Die Mysterien der Freimaurer oder die verschleierte Gebrüderung, Verfassung und Symbolik der deutschen Baugewerke. Leipzig; 1848. — C. Schnaase: Gesch. der bildenden Künste IV. 1. Düsseldorf; 1850. — E. Rebold: Histoire générale de la Franc-Maçonnerie. Paris; 1851. — A. Reichensperger: Die Bauhütten des Mittelalters. Kölner Domblatt; 1851. — G. Kloss: Gesch. der Freimauerei in Frankreich. Berlin; 1852—53. — A. Reichensperger: Verm. Schriften über christliche Kunst. Leipzig; 1856. — J. Winzer: Die deutschen Bruderschaften des Mittelalters insbesondere der Bund der deutschen Steinmetzen. Giessen; 1859. — J. Kreuser: Der christliche Kirchenbau, seine Geschichte, Symbolik, Bildnerei. I. Band. Regensburg; 1860. — J. Schauberg: Vergleichendes Handbuch der Symbolik der Freimaurerei. 3 Bde. Schaffhausen; 1861—63. — E. Rebold: Histoire des trois Grand-Loges de France. Paris; 1864. — J. Seeberg: Die Juncker von Prag, Dombaumeister um 1400 und der Strassburger Münsterbau. Leipzig; 1871. — J. Janner: Die Bauhütten des deutschen Mittelalters. Leipzig; 1876. — F. v. Ržiha: Über die deutschen Steinmetzzeichen. (In: Mitteilungen der K. K. Zentral-Kommiss. für die Erforschung der Kunst- und Gesch.-Denkm. in Österreich.) Wien; 1881. — W. Lübke: Gesch. der Architektur. II. Bd. Leipzig; 1884. — L. Keller: Die Reformation und die älteren Reformparteien. Leipzig; 1885. — F. K. Schwalbach: Gesch. des älteren maurerischen Gebrauchtums. I. Berlin; 1889. — R. Walden: Die Laienbruderschaften und die Logen, Bauhütten, Baulogen und Arbeit am Bau. Berlin; 1889. — J. v. Döllinger: Beiträge zur Sektengesch. des Mittelalters. 2 Bde. München; 1890. — G. Dehio und G. v. Bezold: Die kirchliche Baukunst des Abendlandes. I. Bd. Stuttgart; 1892. — J. G. Findel: Gesch. der Freimaurerei von der Zeit ihres Entstehens bis auf die Gegenwart. Leipzig; 1893. — H. Boos: Gesch. der Freimaurerei. Aarau; 1894.

Im frühen Mittelalter waren die Klöster die Pflanzstätten der Wissenschaft und Gesittung, der Landwirtschaft und aller Gewerbe, die Brennpunkte künstlerischer Thätigkeit. Auch die Pflege der Baukunst befand sich vornehmlich in den Händen der Mönche. Namentlich waren es die Benediktiner und später die Cisterzienser, von denen sie eifrig gepflegt wurde. Die Vorsteher ihrer Klöster, in der Regel selbst hervorragende Baukünstler,*) entwarfen die Baurisse und leiteten den Bau neuer Klosteranlagen und Kirchen. Die reichen Stiftungen des Ordens begünstigten die grossartigsten Unternehmungen, und so bildeten sich feste Schultraditionen aus und knüpften sich Verbindungen von Kloster zu Kloster.

„In der Zeit der höchsten kirchlichen Begeisterung, da man aller Orten Kirchen und Klöster zu gründen begann, vom Ende des 11. bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts, reichten die physischen Kräfte der Geistlichen nicht aus.“ Es musste die Hilfe der Laienwelt angerufen und zahlreiche Handwerker aller Art, Maurer, Steinmetzen, Zimmerleute, zu den Bauten herangezogen werden. Diese Laien-Handwerker bildeten nun, wie wir aus zahlreichen Klosterdokumenten erfahren, überall, wo ein grosser Bau aufgeführt wurde, der die Arbeiter viele Jahre beisammen hielt, nach Art der von den Klöstern in verschiedenen Ländern errichteten Konfraternitäten, genossenschaftliche Korporationen,**)

*) Durch tüchtige Baumeister, Bildhauer, Maler, Goldschmiede usw. zeichneten sich längere Zeit die reichen Benediktinerklöster St. Gallen, Hirschau, Hersfeld, Corvey, Strassburg, Reichenau, Trier, Hildesheim, Bremen aus.

**) Nach Heideloff und anderen ist die Baukorporation ein sehr altes Institut, das vielleicht schon zur Zeit der Pharaonen blühte. „Wenn man nämlich“, so heisst es bei ihm, „die ungeheuren Bauwerke jener Zeit betrachtet und erwägt, welche

aus denen unzweifelhaft die Bauhütten hervorgegangen sind.

Als ihr eigentlicher Gründer ist der Abt von Hirschau Wilhelm der Heilige (1069—1091) anzusehen. Er war ein ungewöhnlicher Mann, reich begabt, in mehreren Sprachen bewandert, in den Künsten der Musik und Poesie wohl erfahren und ein vorzüglicher Zeichner und Architekt.

Er hatte schon vorher an der Spitze der Baukorporation zu St. Emmeran in Regensburg gestanden und gründete nun eine solche auch in Hirschau, wozu ihm die Erweiterung des Klosters die beste Gelegenheit bot. Die Arbeiter, deren er hierzu benötigte, liess er in allen notwendigen Fertigkeiten unterrichten und vereinigte sie als Laienbrüder mit dem Kloster. Ihr geselliges Leben regelte er durch Statuten, als deren Hauptregel brüderliche Eintracht eingeschärft wurde, weil bei der Ausführung eines Baues gemeinsames

---

Hilfsmittel der Mathematik und anderer technischen Wissenschaften dabei zur Anwendung gekommen sein müssen, welche kluge Verteilung ungeheurer physischer Kräfte dies Alles voraussetzt, so ist man überzeugt, dass dies unter Leitung begabter Köpfe und hervorragender Talente geschah, dass die ersten Arbeiter in einem Institut, ähnlich unsern Bauhütten, für ihre Kunst ausgebildet wurden, dass die Priester die leitenden und belehrenden Köpfe waren und ihr Wissen Andern mitteilten."

Auch die Griechen und Römer erkannten in der Blütezeit ihrer Kunst die Wirksamkeit solcher Baukorporationen und ihren Einfluss auf die Kunst. Die zerstreuten Bauleute waren zu einem „collegium fabrorum" vereinigt. An ihrer Spitze standen quästores, procuratores, magistri quinquennales, welche die Zunftversammlungen leiteten, die Zunft-Gerichtsbarkeit übten und die Korporation nach aussen vertraten. Vergl. J. G. Heineccius: De collegiis et corporibus opificum. Halae; 1721. — Dass aber zwischen diesem „collegium fabrorum" und den geistlichen Korporationen, wie oft behauptet worden, ein innerer Zusammenhang bestanden habe, ist schwerlich mit einiger Sicherheit zu beweisen.

Zusammenwirken und liebevolle Vereinigung aller Kräfte allein das Gelingen des Ganzen bedingen. Sein Ruf als Baukünstler erfüllte weit und breit die Länder. Er erhielt zahlreiche Bau-Aufträge, weshalb er genötigt war, noch mehr Laienbrüder in den Klosterverband aufzunehmen, die, nachdem sie zu den verschiedensten Handarbeiten herangebildet waren, als geschlossene Baukorporation unter Leitung erfahrener Meister ausgesandt wurden, um die übertragenen Werke auszuführen.

Diese von den Benediktinern geleiteten Baugenossenschaften blühten, bis die Bischöfe und Äbte dem einfachen Leben zu entsagen anfingen und die Lust an der Bauthätigkeit zu verlieren begannen. Damit kam auch die Architektur gänzlich in die Hände der Laien. Die in den Klosterschulen gebildeten Baumeister sagten sich von der geistlichen Gemeinschaft los, und es wurde nun ihnen allein die Ausführung der Bauten übertragen. Dies geschah zu der Zeit, da das Selbstgefühl der Städte erwachte und die Bürgerschaft, wie ehedem Bischöfe, Könige und mächtige Fürsten, von „dem edlen Ehrgeiz erfüllt wurde, ihre Stadt mit prachtvollen Gotteshäusern zu schmücken, in denen sich ihre Macht und Grösse abspiegeln, die ein Zeugnis ihrer religiösen Gesinnung, ihres Selbstgefühls und ihrer Wohlfahrt sein sollten.“ Damals streifte auch die Baukunst die alten hemmenden Fesseln der fremden Formgesetze ab, und der nationale Geist sprach „zum erstenmale seine tiefsten Gedanken in eigener Sprache aus.“ Die Baukunst entfaltete in der gotischen oder germanischen Architektur*) ihre

*) Alle älteren Werke christlicher Bauthätigkeit waren von dem römischen Einfluss beherrscht. Erst nach dem allgemeinen Siege des Christentums trat ein von der antiken Bauweise abweichendes Prinzip in die Baukunst ein und suchte dem christlichen Geiste auch in den architektonischen Verhältnissen Ausdruck zu geben. Während der antike Tempel sich liebevoll der

ganze Freiheit und Schönheit, alle bisherigen Schöpfungen an Grossartigkeit überbietend.

Erde anschmiegte, weil er aus dem Begriff einer körperlichen Gegenwart der Gottheit hervorging, sollte das christliche Gotteshaus die versammelte Gemeinde über das irdische Leben emporheben. So entstand in der byzantinischen Zeit die Verbindung des runden gewölbten Kuppelbaues mit dem Langhaus. Kräftige Pfeiler stiegen empor, durch stolze Bogen verbunden, über denen sich der Raum in einer leichten Kuppel wölbte. Im 10. Jahrhundert offenbarte sich ein neuer Geist in der mehr oder minder freien Umbildung der alten Form. Die altchristliche Basilika blieb zwar noch als Grundform der architektonischen Anlage bestehen, aber die Umgestaltung der horizontalen Decke zum halbkreisförmigen Kreuzgewölbe verlieh dem ganzen Gebäude einen neuen, grundlegenden Charakter. Mit der Hinzufügung der Glockentürme, „die wie steinerne Andachtsstrahlen in die Lüfte steigen", wurde der Drang nach den lichten Himmelshöhen noch kräftiger ausgeprägt, während eine reiche Portalanlage das christliche Gemüt für das innere Heiligtum vorbereiten sollte.

Ruhiger Ernst und würdevolle Einfachheit zeichnet im Allgemeinen den romanischen Baustil aus, der, hauptsächlich von Klostergeistlichen ausgebildet und geleitet, im 11. Jahrhundert blühte und im 12. seinen Abschluss fand.

Ihren schönsten Ausdruck aber fand die inbrünstige Himmelssehnsucht des christlichen Kultus, ihre unergründliche Tiefe in der Gotik. Sie setzte an die Stelle des bisher vorherrschenden Rundbogens den Spitzbogen, verband ihn mit dem Säulenbau der altchristlichen Kunst und dem schon ausgebildeten Gewölbesystem und schuf so eine neue Kunstlehre, durch welche eine grössere Gliederung der Überwölbung, gefällige Leichtigkeit der äusseren Formen und eine harmonische Mannigfaltigkeit und ein höherer Schwung erzielt wurde. Die Gotik „löste den riesenhaften Bau in eine zahllose Masse feiner Glieder und Ornamente auf, und indem sie Altäre, Fenster und andere Teile mit Skulpturen und Malereien, mit Laubwerk und geometrischen Gebilden ausschmückte, gestaltete sie das Gotteshaus zu einem wahren Meisterwerk plastischer Kunst; und wenn sie durch ihre zierlichen schlanken Thürme der gläubigen Seele das Ziel wies, dem sie in stiller Sehnsucht zustrebte, so suchte sie durch reiche, tiefsinnige

Der Zusammenfluss zahlreicher Scharen von Meistern und Gesellen bei den gewaltigen Bauunternehmungen der damaligen Zeit machte an sich schon eine strenge Ordnung zum Gelingen des Ganzen notwendig. Hierzu kam der gotische Baustil mit seiner überschwenglichen Fülle ornamentaler Dekoration, welche die höchsten Anforderungen an die Baumeister und Werkleute stellte. Sie erforderte nicht nur ein ungewöhnliches Mass handwerksmässiger Fertigkeiten, sondern vor allem ein vollendetes technisches Kunstgeschick und architektonische Kenntnisse und Erfahrungen. Diese aber konnten nur durch die forterbende Überlieferung einer strengen Schule gewonnen werden. Und als nun den weltlichen Bauleuten neben der technischen Ausführung auch die schöpferische Erfassung und Gestaltung der Bauidee überlassen wurde, sahen sie, Architekten, Steinmetzen, Maurer, Maler, Formschneider, Schmiede, Zimmerleute und andere Holzarbeiter, ihren Vorteil darin, dass die Lehre ihrer Baukunst nicht Gemeingut werde, und vereinigten sich zu einer geschlossenen Genossenschaft, zu einer Bauhütte, die, zunftmässig gegliedert, gleich anderen bürgerlichen Korporationen, kirchlichen und klösterlichen Einrichtungen, ihre eigenen Gesetze und Statuten

---

Symbolik, worin sich die geheimnisvolle Tiefe der kirchlichen Glaubenslehre abspiegelt, der mystischen und schwärmerischen Zeitrichtung zu genügen."

Wie die Kunst überhaupt, so nahm auch die Gotik ihren Ausgang von Frankreich. Von hier aus nahm sie ihren Weg nach England und den Niederlanden, wo der neue Baustil in herrlichen Kathedralen und stolzen Rathäusern zur Anwendung gelangte. Aber die reinste und vollendetste Ausbildung fand die Gotik in Deutschland an dem 1248 gegründeten Dom von Köln, in den bischöflichen Kirchen von Freiburg, Regensburg, Ulm, in dem von Erwin von Steinbach entworfenen Strassburger Münster, in dem Stephansdome zu Wien und zahlreichen anderen Kirchen des frommen, städtereichen Landes.

hatte und in denen die mathematischen Verhältnisse und Regeln des gotischen Baustils als Kunstgeheimnis fortgepflanzt wurden.

Schon zu Ausgang des 12. Jahrhunderts begegnet man im südlichen Frankreich einer Baubrüderschaft, welche sich die „Hüttenjungen des lieben Herrgotts" nannte, und im Anfange des 13. Jahrhunderts werden bereits in England Bauhütten erwähnt.

In Deutschland, wo ihnen der Boden durch den genossenschaftlichen Geist der Gilden und Zünfte bereits geebnet war, erstanden die Bauhütten, insbesondere der vornehmen kunstverständigen Brüderschaft der Steinmetzen, offenbar im 13. Jahrhundert, während ihre völlige Ausbildung in die Zeit fiel, da die Gotik*) zusammenbrach, da „das Wissen, das Vorwiegen des Verstandesmässigen die Baukunst einseitig beeinflusste und die künstlerische Unbefangenheit zurückdrängte."

Die älteste Steinmetzhütte ist offenbar die von Strassburg. Sie stand unter der Leitung Erwins von Steinbach, des genialen Münsterbaumeisters, und wurde 1273 vom Kaiser Rudolf von Habsburg mit Privilegien ausgestattet, unter denen das der eigenen Gerichtsbarkeit das geschätzteste war. Unweit des Münsterbauplatzes war eine Bretterbude errichtet, in welcher die Steinmetzen ihre Werkzeuge aufbewahrten, auch wohl ihre Mahlzeiten einnahmen und schliefen. Man nannte dieses Gebäude die Hütte der Bauleute. Hier versammelten sie sich zu regelmässigen Sitzungen. Aus der Zahl der leitenden Münster-Baumeister wurde jährlich ein Vorsitzender gewählt. In dieser Eigenschaft sass er unter einem Baldachin und führte dabei ein blosses Schwert

---

*) C. Gurlitt: Kunst und Künstler am Vorabend der Reformation. (In: Schriften des Ver. für Reformationsgesch.) No. 29. Halle; 1890.

in der Hand zum Zeichen der verliehenen Gerichtsbarkeit. Das Recht wurde gehandhabt nach altem, gutem Herkommen, nach „Handwerksbrauch und Steinwerksrecht“, wie es die Altvordern in guter Meinung geübt. Neu hinzutretende Bauleute mussten auf das Evangelium beim heiligen Johannes dem Täufer schwören, sich dieser Gewohnheit zu unterwerfen.

Von Strassburg wanderten Hüttenleute nach allen Orten, wo hervorragende Kirchenbauwerke geplant waren. Dort gründeten sie sofort eine neue Hütte. So entstanden die Bauhütten in Köln, Magdeburg, Bremen, Lübeck, Wien, Zürich usw. Ihre Zahl soll am Ausgange des 13. Jahrhunderts schon 22 betragen haben.

Die einzelnen Hütten standen untereinander, wie es scheint, in einer Art Bruderschaftsverbindung und sicherten sich dadurch eine gewisse moralische und richterliche Gewalt über ihre Mitglieder. Ob aber damals die Strassburger Bauhütte als „Mittelpunkt einer ganz bestimmten Schule“ ein entschiedenes Übergewicht über alle deutschen Hütten gewann, ist nicht wahrscheinlich.

Im 15. Jahrhundert begannen die alten Formen und Gewohnheiten, welche seit langer Zeit zur Ehre und zum Nutzen des Bauhandwerks geübt wurden, bei der zunehmenden Verwilderung der Sitten zu zerfallen; die alte Zucht schwand dahin, Unordnung riss ein, erschütterte die Bauhütten und bedrohte sie ernstlich in in ihrem Bestande. Infolgedessen wurde auf Anregung von Jobst Dotzinger, welcher im Jahre 1452 Werkmeister am Strassburger Münsterbau war, auf den Tagen zu Speier und Strassburg ein engerer Zusammenschluss der deutschen Steinmetzen zustande gebracht, worauf am 25. April 1459 die Meister von 19 süd- und mitteldeutschen Bauhütten in Regensburg zu einem Kongresse zusammentraten, auf welchem eine „Ordnung“ der deutschen Baubrüderschaft beraten, niedergeschrieben

und feierlich beschworen wurde. Als Haupthütten wurden Strassburg, Wien, Köln und Zürich bestimmt, ihre Gerichtsbarkeit genau abgegrenzt und die darunter fallenden Hütten zum Gehorsam verpflichtet. Allmählig traten noch zahlreiche andere Hütten*) der Regensburger Konvention bei.

Die Vereinbarung soll zuerst vom Kaiser Friedrich III. bestätigt worden sein. Doch ist die Konfirmationsurkunde nicht erhalten, wohl aber die seines Nachfolgers Maximilian, der sie am 3. Oktober 1498 zu Strassburg erteilte. Maximilian**) war selbst Mitglied dieser Hütte und giebt in seinem „Weisskunig" treffliche Kenntnisse in der Architektur kund.

In den Bauhütten wurde der künstlerische Gedanke und der erfinderische Geist der Mechanik gepflegt. Hier wurden auch die Pläne zu jenen Werken entworfen, „die überall in unseren alten Städten kühn gen Himmel streben und an denen man nie wird vorübergehen können, ohne beim Anblick solcher Grossartigkeit der liebevollen Hingabe unserer Ahnen an eine erhabene Idee, ihrem Gemeinsinn und ihrer Beharrlichkeit den Zoll der Achtung und des Dankes zu entrichten."

Der Schatz umfangreicher Bau-Kenntnisse, welcher allmählig in der Hütte aufgespeichert wurde, legte den Brüdern den Gedanken nahe, diesen kostbaren Besitz vor

---

*) Die niedersächsischen Bauhütten, namentlich die von Magdeburg, Halberstadt, Hildesheim, Lübeck etc., waren auf dem Regensburger Kongress nicht vertreten. Ihnen wurde später eine Abschrift der neuen Ordnung zugeschickt, mit der Aufforderung, sich dem Bunde anzuschliessen. Sie lehnten indes ab und stifteten auf eigene Hand am 24. August und 29. September 1462 zu Torgau eine besondere Ordnung, die zwar im wesentlichen mit der älteren übereinstimmte, jedoch niemals eine rechtliche Bedeutung erlangt hat.

**) Vergl. R. v. Liliencron: Der Weisskunig Kaiser Maximilian I. (In: Raumers Histor. Taschenbuch) Leipzig; 1873.

unberufenen Augen zu verbergen, um dadurch sich „die Ausübung des Gewerkes gleichsam als Monopol zu sichern.“ Deshalb wurde allen neuen Mitgliedern, denen überdies bei der zunehmendeu Überzahl der Wissenden der Eintritt in die Hütte nach Möglichkeit erschwert wurde, die strengste Geheimhaltung der Kunstregeln und Fertigkeiten zur Pflicht gemacht.

Gerade das Kunstgeheimnis war es, das die weitbreitete Genossenschaft zu einer angesehenen einflussreichen Macht stempelte, die auf dem Kunstgebiete eine Art Universalherrschaft ausübte, um so mehr, als bedeutsame Privilegien ihr eine ziemlich unabhängige Stellung von den herrschenden Gewalten in Staat und Kirche sicherten. So kann es denn nicht auffallen, dass ein kühner Zug berechtigten Selbstvertrauens die deutschen Bauleute erfüllte und ihnen lange Zeit eine gewisse geistige Selbständigkeit sicherte.

Es war eine schlimme Zeit jene letzten Jahrzehnte des 13. und jene ersten des 14. Jahrhunderts. Papsttum und Kirche führten einen erbitterten Kampf mit den frommen Anhängern einer weitverbreiteten Aufklärung, den Katharern, Waldensern und anderen Ketzern, die damals durch ganz Westeuropa zogen, überall Genossen sammelten und nicht blos Edelleute und Stadtbürger, sondern auch zahlreiche Mitglieder des Klerus, Mönche, Äbte und Bischöfe, der herrschenden Kirche abwendig machten und in ihre geweihte Gemeinschaft aufnahmen. Auch viele deutsche Bauleute wandten sich jenen reformatorischen Bestrebungen zu und wurden zu Pflegern der schönsten menschlichen Tugenden, der Duldsamkeit, Bruderliebe, Treue, Verschwiegenheit und Wahrhaftigkeit.*)

---

*) Schon die einfache Thatsache, dass die Bauleute sich den Gebrauch und die Kenntnis der Bibel, welche die Kirche der Laienwelt

b) Die Ordnung und das geheime Werk der Bauhütte.

Die Hütte der Bauleute war möglichst in quadratischer Form und meist aus Steinen erbaut und befand sich stets in der Nähe des Baues. Sie diente nicht nur als Versammlungslokal, sondern enthielt auch die Registratur und die Werkzeugmagazine. Sie selbst, wie der Platz um sie her, war der niederen städtischen Gerichtsbarkeit entzogen, die lediglich von dem Meister auf Grund der vom Kaiser verliehenen Privilegien und bestätigten Statuten und nach dem herkömmlichen Handwerksbrauch geübt wurde.

Von aussen gelangte man durch ein hölzernes Thor, dessen Bewachung dem jüngsten Gesellen oblag, in den Arbeitsraum, an dessen Seitenwänden Bänke für die Gesellen angebracht waren. Hier war auch ein hartes Brett aufgehängt. Drei vom Meister, zwei von dessen Stellvertreter auf dasselbe geführte Schläge zeigten den Gesellen an, dass sie zur Versammlung zu erscheinen hätten, während mit je einem Schlage das Zeichen zum Beginn und Schluss der Arbeit gegeben wurde. Jede

---

entzogen, bewahrt hatten, machte sie zu natürlichen Bundesgenossen der aufgeklärten Mystiker. Bedienten sich doch auch diese der Bibel und derselben aus ihren Büchern geschöpften geheimnisvollen Symbolik, wie sie die Hüttenleute bei ihren Kirchenbauten zur Anwendung brachten; entsprach doch das formelreiche Zeremonienwesen und die ganze Verfassung der „Gemeinden Christi" zum grössten Teile derjenigen, welche in der Baugenossenschaft herrschte. Möglich auch, dass sogar erst unter dem Einfluss der waldensischen Gemeinden die Organisation, die Zeremonien der Bauhütten entstanden sind. Das Nähere hierüber siehe bei Keller a. a. O., dessen Ausführungen nach dieser Richtung im Ganzen aufmerksame Beachtung verdienen. Die bemerkenswerten Ergebnisse seiner Forschungen bedürfen sicherlich noch hie und da der Berichtigung, jedoch werden sie u. E. in den wesentlichsten Punkten kaum zu erschüttern sein. Das ist auch trotz mehrfacher Versuche

Nichtbeachtung dieser Zeichen wurde mit einer Geldbusse geahndet. Die Strafgelder sowie die Mitgliederbeiträge, welche sich wöchentlich auf je einen Pfennig beliefen, flossen in eine Kasse, aus welcher die Bedürfnisse der Gemeinschaft bestritten und wandernde Gesellen unterstützt wurden. Sie stand wie das Hüttenbuch (Gesetzbuch) unter der Oberaufsicht des Meisters und durfte aus dem „Maurerhof" nicht entfernt werden. Am Johannistage oder auf dem jährlichen Gaugerichtstage wurden die Statuten zur Verlesung gebracht. Löste sich eine Hütte auf, so waren sie nebst der Kasse an die Haupthütte abzuliefern.

In der Regel stand jeder Hüttenbrüderschaft der vom Bauherrn kontraktlich angestellte Werkmeister vor. Er war verpflichtet, den Nutzen des Bauherrn wahrzunehmen, über den Bau zu wachen und die Ehre des Handwerks zu pflegen, damit es vor jeglichem Schaden behütet werde. Er präsidierte den Hüttenversammlungen und richtete und schlichtete alle Streitigkeiten der Mitglieder.

In der Ausübung seines Amtes standen ihm 2 Brüder, der „Parlierer" und der „Schatzmeister", zur Seite. Seinen Platz hatte der Stuhlmeister im Osten der Hütte, wie in der Kirche der Priester. Die beiden andern Beamten sassen im Westen, das Angesicht nach Osten gekehrt. Diese drei ersten Würdenträger waren die Repräsentanten der Brüderschaft und ihrer Werkthätigkeit. Die übrigen Brüder standen sich als solche gleichberechtigt einander gegenüber. Sie waren gehalten,

---

neuerer Forscher bisher nicht gelungen. Und selbst Boos (Gesch. d. Freim.) vermag, obwohl er manche beherzigenswerte Momente für seine gegenteilige Ansicht ins Feld führt, einen mathemathisch überzeugenden Beweis gegen die angeblich „auf schwachen Füssen stehende, schöne Geschichtskonstruktion" Kellers nicht zu erbringen. —

der Hüttenordnung*) in allen Punkten nachzukommen, insonderheit durch Bethätigung christlichen Sinnes sich auszuzeichnen und die Handwerksgeheimnisse streng zu bewahren. Ausserdem war jeder Geselle verpflichtet, seinen Mitbruder unentgeltlich in seiner Kunst zu unterrichten.

Jeden Monat fand eine Versammlung statt, die mit einem feststehenden Wechselgespräch des Meisters und seiner Gehilfen eröffnet und geschlossen wurde und in welcher die Gesellschaftsangelegenheiten beraten, die Übertreter der Hüttenordnung gerichtet und schliesslich Gelage abgehalten wurden. Ausser den Monatsversammlungen hielt jede Haupthütte jährlich ein Hauptgedinge, die „hohe Morgensprache". Die Hauptfeste der Steinmetzen waren der Johannistag und der Tag der sogenannten vier Gekrönten, der Schutzpatrone**) der Verbindung.

Die meisten Satzungen verlangten von dem Kandidaten, welcher die Aufnahme in die Hütte nachsuchte, dass er das Handwerk fünf Jahre erlernt, ordnungsmässig losgesprochen***) und seine Wanderjahre zurück-

---

*) Wer sich gegen die Hüttenordnung auflehnte, wurde für ehrlos erklärt und sein Name an den Schelmenpfahl geheftet. Keine Hütte durfte dem Geächteten Arbeit geben, kein Geselle ihn unterstützen.

**) Als Patrone der Genossenschaft wurden die Heiligen Claudius, Nikostratus, Symphorianus und Castorius verehrt, ausgezeichnete Bildhauer, welche nach der heiligen Legende, als sie sich weigerten, Götterbilder anzufertigen, auf Befehl des Kaisers Diocletian ertränkt wurden. Ihre Gedächtnisfeier fiel auf den 8. November. Ob auch Johannes der Täufer als Schutzpatron gefeiert worden, ist nicht zu erweisen. Fest steht nur, dass am 24. Juni von den Bauleuten ein Fest begangen wurde, bei welchem die Hütte mit Laub und Kränzen geschmückt wurde.

***) Der junge Steinmetzgeselle erhielt bei der Lossprechung ein Zeichen, welches er fortan in jede von ihm fertiggestellte Arbeit einzu-

gelegt habe, dass er einer rechtmässigen Ehe entsprossen, unbescholtenen Rufes und tüchtig an Leib und Seele sei. Nachdem er von einem Bruder, der für seine Qualifikation Bürgschaft übernehmen musste, zur Aufnahme vorgeschlagen, begab sich der Aspirant an dem für seine Einweihung festgesetzten Tage in die Hütte. Der Stuhlmeister eröffnete in herkömmlicher Weise im Handwerkssaale die Versammlung, verkündete Friede, verbot Lärm und Streit, teilte mit, dass die Aufnahme eines Kandidaten erfolgen solle, und sandte darauf einen Bruder ab, denselben für die feierliche Handlung vorzubereiten. Dieser veranlasste den Gesellen das Äussere eines Hilfesuchenden anzunehmen. Nachdem er die Waffen und alles Metall abgelegt, trat er verbundenen Auges, mit blosser Brust und entblösstem linken Fusse an die Thür des Saales, die sich ihm auf drei Schläge öffnete. Hier nahm ihn der Parlierer in Empfang und geleitete ihn vor den Meister, der, während er ihn niederknieen liess, ein Gebet verrichtete. Hierauf wurde der Kandidat dreimal im Zunftsaale herumgeführt bis zurück an die Thür, wo er seine Füsse in den rechten Winkel stellte, um dann mit drei Schritten vor den

---

hauen hatte, sein Ehrenzeichen. Bei seiner Aufnahme wurde es in das Hüttenbuch bei seinem Namen eingetragen und diente nicht nur zur Legitimation des ausgelernten Arbeiters, sondern auch „als Zeichen zur Kontrolle der Güte und Quantität des Gefertigten, sowie auch dessen, was der Einzelne verdient hatte.“ Die Bedeutung des Zeichens, „seine Lesung“, war Geheimnis der Eingeweihten. Vergl. Brandt: Ausbildung der Steinmetzzeichen. (In: Mitteil. des thüringisch-sächs. Altertumsvereins. VIII. Bd.) Halle; 1850. — Schwetschke: Hallische Steinmetzzeichen. Halle; 1852. — Back: Von Steinmetzzeichen. Altenburg; 1861. — C. G. Homeyer: Die Haus- und Hofmarken. Berlin; 1870. — Fr. Schneider: Über die Steinmetzzeichen. Mainz; 1872. — Heinsch: Handwerksgebrauch der alten Steinhauer. Stuttgart; 1872. — E. Fischer: Das Zunftwesen der Steinmetzen. Leipzig; 1876. —

Meister zu treten. Zwischen beiden lag auf einem Tische das geöffnete Evangeliumbuch oder das Hüttenbuch nebst Zirkel und Winkelmass, auf welches der Kandidat seine rechte Hand ausstreckte, während er die linke auf die Brust legte und schwor, treu zu sein, die Bruderpflichten zu erfüllen und zu verheimlichen, was er hier erfahren habe und noch erfahren werde. Nun wurde ihm die Binde abgenommen, ein neuer Schurz angelegt und das Passwort gegeben. Nachdem er schliesslich über den Gruss, den Handgriff, den Notruf belehrt, überhaupt in das geheime Steinmetzwerk eingeführt worden, richtete der Meister die Frage an die Versammelten, ob einer von ihnen noch etwas zur Entscheidung vorzutragen habe, worauf die Versammlung mit den drei üblichen Schlägen geschlossen wurde.

Der Aufnahme folgte ein Trinkgelage, das jedesmal mit einem Gebet eröffnet wurde, während dessen die Brüder unbedeckten Hauptes standen. Bei dieser Gelegenheit brachte der Obermeister dem Neuaufgenommenen den Ehrentrunk dar mit dem Brüderschaftspokale (Willkommen), den dieser auf das Wohl der Brüderschaft erwiederte. Dabei wurde in dreimal drei Absätzen getrunken: der Willkommen wurde mit einem Taschentuch oder mit einem reinen Handtuch angefasst, nie mit der blossen Hand, der Deckel abgehoben und nun an den Mund gesetzt; in drei Absätzen wurde getrunken, der Pokal niedergesetzt und die Hand von ihm entfernt. Schliesslich wurde der Johannissegen gesprochen, den der Meister auf das Wohl der ganzen Gesellschaft ausbrachte, worauf ein Gebet und die drei Schläge das Gelage schlossen.

Wollte ein wandernder Steinmetzgeselle die Bauhütte eines Ortes zum erstenmale besuchen, so klopfte er mit drei Schlägen an die Eingangspforte derselben

und rief: „Arbeiten deutsche Steinmetzen hier?“ Hierauf wurde die Hütte vertagt, Hammer, Winkelmass, Zirkel, Setzwage, welche die Brüder als alte Wahrzeichen des Handwerks in Händen hielten, beiseite gelegt. Der Parlierer trat heraus, forderte dem Fremden das Passwort und den Handgriff ab und prüfte ihn in Bezug auf seine Kenntnis des geheimen Werkes. Hatte er die Prüfung bestanden, so öffnete sich die Pforte auf die Schläge des jüngsten Bruders. Der Fremde näherte sich nun dem Meister oder Parlierer, der in Abwesenheit des Meisters dessen Stelle vertrat mit drei Schritten, stellte seine Füsse in einen rechten Winkel, reichte dem Meister die Hand und sprach, während die Gesellen sich erhoben: „Gott grüsse Euch, Gott weise Euch, Gott lohne Euch, Obermeister.“ Darauf hiess ihn der Obermeister oder Parlierer willkommen mit den Worten: „Der Meister N. N. entbietet Euch seinen werten Gruss.“ Demnächst trat der fremde Geselle mit drei Schritten zurück und begrüsste jeden einzelnen Gesellen mit denselben Worten und bat um Beförderung oder Beschäftigung. Konnte er dieselbe nicht erhalten, so verabschiedete er sich vom Meister, welcher ihm Grüsse mitgab an alle frommen Steinmetzen zu Wasser und zu Lande, und nahm seinen Feierabend d. h. er ging zur geöffneten Hüttenthür von dannen. —

Bekanntlich liebte es der mystische Sinn des naiven Mittelalters, das reale Leben zu bedeutungsvoller Bildlichkeit umzuschaffen, jede Erdenhandlung zu idealisieren, das Geistige sinnlich wahrnehmbar zu gestalten, eine Wahrheit nicht in direkter Form dem Beschauer vorzulegen, sondern sie in sinnvolle Symbolik zu kleiden.

Diese symbolische Sprache stand wegen ihrer Zweckmässigkeit auch in den Bauhütten in grossem Ansehen und zwar waren hier die Grundsätze der Kunst sym-

bolisiert. Sie vollkommen zu verstehen, galt jedem Bruder als Ehrensache. Sie galten als Norm und Richtschnur bei Ausübung des Gewerbes und erleichterten dem, der sie verstand, die Arbeit, über deren Zweck und Führung er dadurch auf dem kürzesten Wege verständigt wurde. Diese Symbole bestanden aus geometrischen Elementen: Dreieck, Viereck, Fünfeck, Sechseck, Achteck, Kreis, teils waren sie den Werkzeugen entlehnt, deren man sich zum Zeichnen, sowie zum Bauen bedient, dem Zirkel, Messstab, Winkelmass, Richtscheit, Spitzhammer etc.

Jene brachten die mathematischen Gesetze der Formation *) in Erinnerung und waren zu diesem Zwecke, und um den Mitgliedern den langen Weg des Lernens abzukürzen und zu erleichtern, auf Zahlen zurückgeführt. So wurde z. B. das Verhältnis des pythagoräischen Lehrsatzes zu seiner praktischen Anwendung auf die Zahlen 3, 4 und 5 reduziert. Die Grundfiguren waren auch mit einer Art kabbalistischer Umkleidung versehen. So stellte beispielsweise das Viereck in symbolischer Sprache die Beständigkeit, Unwandelbarkeit der christlichen Glaubenslehre dar.

Die Versinnbildung der Werkzeuge lag nicht allein im Charakter der Zeit, da alle Zünfte ihr Handwerksgeräte symbolisierten, sondern sie wies auch auf eine höhere geistige Auffassung des Berufes der Baubrüderschaft und ihres Bundes hin. So sollte der Messstab die Mitglieder an die Kürze des menschlichen Lebens erinnern und sie ermahnen, ihre Zeit weise einzuteilen. So war das Richtscheit das getreue Wahrzeichen der brüderlichen Gleichheit, der Zirkel das Symbol des

*) „Aus den drei Fundamenten: Kreis (Zirkel), Dreieck (Triangulatur) und Quadrat (Quadratur) entspringen die vornehmlichsten gotischen Konstruktionen."

geschlossenen und festgefügten Bundes, der Spitzhammer das Zeichen der Arbeit, während das Winkelmass das Abbild eines unsträflichen gerechten Lebenswandels vorstellte.

c) Die Auflösung der Bauhütte.

Mit dem Eintritt des Humanismus und der Reformation, welche eine höhere Weltanschauung und ein idealeres Kulturstreben dem zerfallenen Gebäude hierarchischen Zwanges und scholastischen Geistesdruckes entgegenstellte, welche den Grundsatz der freien Forschung, des unbeirrten Strebens nach Erkenntnis und Wahrheit als Ziel und Frucht einer edleren, reineren Menschenbildung bezeichnete, erstreckte die wieder aufgegangene und allseitig erweiterte Kenntnis des klassischen Altertums ihre reformatorische Thätigkeit auch auf die Kunst, entriss den einzelnen Genossenschaften das ängstlich gehütete Wissen und brachte es auf den Markt des Lebens. Vom 15. Jahrhundert an begann „ein innerer, mächtiger anschwellender Zug sich fühlbar zu machen, welcher auf die Umkehr aus der Romantik zu dem Realismus der Natur abzielte". So trat in der Architektur an die Stelle des gotischen Spitzbogenstils der griechische Säulenbau und die römische Kuppelform (Renaissancestil).

Mit dieser Umwälzung begann der Verfall der deutschen Baubrüderschaft, „weil die neuaufkommende Kunst sich nicht in die Fesseln des zünftigen Handwerks schlagen liess. Die künstlerische Individualität dürstete nach Freiheit und sie vollzog den Bruch mit der Tradition." Hand in Hand damit ging ein zunehmender Mangel an Baulust, welcher zahllose Bauleute brotlos machte. Dazu kam der dreissigjährige Krieg, während dessen die Baukunst ganz darniederlag. Und als nun gar 1681 Strassburg, der Vorort der

deutschen Bauhütten, in die räuberischen Hände Ludwigs XIV. gefallen war, lag es nahe, u. a. auch den Verein der deutschen Bauleute der Gerichtsbarkeit einer fremden Behörde zu entziehen. So wurde denn durch den Reichstagsbeschluss vom 16. März 1707 den deutschen Bauleuten aufgegeben, jede Verbindung mit der Strassburger Haupthütte abzubrechen. Wohl wurden vereinzelte Anstrengungen gemacht, eine deutsche Nationalhütte ins Leben zu rufen. Allein die Zeit der Baubrüderschaft war erfüllt. Eine Einigung kam nicht zustande; vielmehr brachen unter den einzelnen Hütten Misshelligkeiten aus. Die Folge war, dass endlich am 16. August 1731 durch ein kaiserliches Edikt das Institut der Bauhütte aufgehoben wurde.

Nichtsdestoweniger aber erhielt sich im Geheimen die Verbindung fort. Dies war in Deutschland noch bis vor wenigen Jahrzehnten an vielen Orten der Fall. Die sächsischen Steinmetzen anerkannten noch zu Anfang der sechsziger Jahre die Strassburger Hütte als ihre Haupthütte.

Der letzte „Wissende" soll der Dombaumeister Schmidt in Wien gewesen sein. In dem Artikel „Dombaumeister Schmidt's Hüttengeheimnis" der No. 1 Jahrgang 1892 der „Allgemeinen Kunst-Chronik" versichert der „Baurat Mothes in Zwickau, dass Schmidt nicht der letzte Wissende sei, dass auch er zu den Wissenden gehöre und überhaupt in Deutschland noch mehrere Steinmetzhütten beständen, dass es ihm aber nicht erlaubt sei, darüber Näheres mitzuteilen." *)

---

*) Vgl. Findel a. a. O.

2. Die französischen Handwerker-Verbindungen.*)

Wie in Deutschland, so thaten sich auch in Frankreich, vielleicht im Anfange des 14. Jahrhunderts**), die Vertreter des Handwerks zu geschlossenen Verbindungen zusammen. Doch trat hier schon frühzeitig eine scharfe, ja feindselige Trennung zwischen den Zünften der Meister und den Gesellen-Vereinigungen hervor. Während jene eine einheitliche Organisation, die sich

*) Vergl. Schauberg, Schwalbach, Henne-Am Rhyn, C. Neuburg, Boos a. a. O. — A. Perdiguier: Le livre du Compagnonnage. 2 Bde. Paris; 1841. — L. Levasseur: Histoire des classes ouvrières en France. I. Bd. Paris; 1859. — R. F. Gould: The history of Freemasonry. I. Bd. London; 1882. —

**) Den Ursprung der französischen Handwerker-Verbindungen genauer festzustellen, ist bisher nicht gelungen. Möglicherweise sind sie aus der Gesellschaft der Brückenbrüder hervorgegangen, die bereits 1189 urkundlich nachweisbar sind. Die Brückenbrüder (fratres pontifices), ehedem nur im südlichen Frankreich unter diesem Namen zu finden, sahen in dem Bau und in der Erhaltung von Brücken, Strassen, Hospitälern u. s. w. zum Schutze und zur Pflege der nach dem heiligen Lande wallenden Pilger und Reisenden ein religiöses Werk. Die fromme Vereinigung soll von einem armen Hirten, dem späteren heiligen Bendikt 1178, ins Leben gerufen sein, nachdem er zu Avignon beim Eintritt einer Sonnenfinsternis dem Bischof und dem versammelten Volke verkündet hatte, dass er vom Himmel auserwählt und ausgesandt sei, eine Brücke über den Rhônestrom zu bauen. — Ihre Mitglieder, welche als Ordenszeichen einen Spitzhammer auf der Brust trugen, waren in drei Grade: Ritter, Mönche und Arbeiter geteilt, standen unter erwählten Grossmeistern und erfreuten sich einer merkwürdigen Verfassung. Lange Zeit in hohem Ansehen stehend, artete die Brückenbrüderschaft, als sie zu Reichtum gelangt war, aus und wurde vom Papste Pius II. aufgehoben. Viele ihrer Mitglieder sollen sich dem Johanniter-Orden angeschlossen haben. — Vergl. B. Grégoire: Recherches historiques sur les congrégations hospitalières des frères pontifes. Paris; 1818. —

über das ganze Land erstreckte, nicht aufzuweisen haben, weshalb sie auch keinen nennenswerten politischen Einfluss gewannen, bildeten die Bruderschaften der Gesellen (Compagnons) mächtige Verbindungen mit geheimer Verfassung und mysteriösen Gebräuchen. Obwohl von der Kirche mehrfach als ketzerisch in Verruf erklärt und harten Verfolgungen ausgesetzt, von den staatlichen Gewalten scharf überwacht und wiederholt aufgehoben, haben sich die französischen Gesellen-Bünde doch bis in die moderne Zeit*) hinein zu erhalten vermocht.

Unter ihnen sind besonders zwei Hauptgruppen bemerkenswert:

1. die „Compagnons de liberté“ oder „Enfants de Salomon“ genannt;

2. die „Compagnons du devoir“, welche sich wieder in die beiden grossen Parteien der „Enfants de Maître Jacques“ und der „Enfants de Maître Soubise“ scheiden.

Ein Zusammenhang unter diesen Verbindungen besteht nicht, im Gegenteil, die einzelnen Gruppen stehen einander feindlich gegenüber und befehden sich in echt gallischer Weise mit grimmigem Hass. Wie wir denn überhaupt fast vergeblich bei ihnen jene menschlich schöne Denk- und Handlungsweise suchen, welche die deutschen Handwerker-Associationen der mittelalterlichen Zeit vielfach vorteilhaft auszeichnete.

---

*) Ob der bekannte Geheimbund der Carbonari (Kohlenbrenner), der zu Anfang unseres Jahrhunderts im ehemaligen Königreich Neapel entstand und später auch in Frankreich zahlreiche Anhänger fand, wo Paris der Mittelpunkt der „Charbonnerie“ wurde, auf diese Compagnons zurückzuführen ist, wie Boos annimmt, oder aus ähnlichen Institutionen in Spanien und Deutschland hervorgegangen ist, wie andere Schriftsteller behaupten, bedarf erst noch des Beweises.

Die feindselige Haltung der verschiedenen Parteien findet in den von ihnen gepflegten seltsamen Sagen und Überlieferungen eine Art historischer Begründung. So erzählen die „Gesellen der Pflicht“: Bei dem Bau des Salomonischen Tempels habe Hiram, der kundige Werkmeister, unter seinen Arbeitern behufs Bewahrung von Zucht und Ordnung geheime Gesellschaften von Meistern und Gesellen gegründet. Einst hätten nun mehrere Gesellen versucht, von Hiram das geheime Losungswort des Meisterbundes zu erfahren. Als er sich weigerte, es preiszugeben, sei er elend von ihnen umgebracht worden. Hierauf hätten die Totschläger einen eigenen Gesellenverein, den der Freiheit, gestiftet. Unter den Pflichtgesellen nun seien auch zwei Franzosen gewesen, der Steinmetz Jakob, der in Ägypten und Griechenland sich in seiner Kunst vervollkommnet hatte, und der Zimmermann Soubise. Nach Vollendung des Tempels in die Heimat zurückgekehrt, hätten sie, jener in Marseille, dieser in Bordeaux, nach dem Vorbilde der Hiramschen Vereine solche unter den französischen Bauhandwerkern ins Leben gerufen. Jm Laufe der Zeit hätten sich diese Bau-Vereinigungen über alle anderen Handwerke ausgedehnt, ihre Mitglieder aber hätten sich verfeindet, weil die Steinmetzen und Zimmerleute den Vorzug des höheren Alters für sich in Anspruch nahmen. Jedes dieser Gewerke verlegt nämlich angeblich auf Grund authentischer Dokumente, deren Vorhandensein in Wirklichkeit nur in dem phantasievollen Wahne weniger auserwählter Gläubigen beruht, die Gründung der eigenen Genossenschaft auf das Jahr 558 v. Chr. und die der andern auf das Jahr 550 n. Chr.

Die Compagnons de Liberté weisen dieselbe geschmackvolle Tradition auf, nur mit dem Unterschiede, dass sie den ihnen gemachten Vorwurf, Abkömmlinge

der Mörder Hirams zu sein, auf ihre Gegner, die Pflichtgesellen, zurückschleudern und sich als die eigentlichen Nachkommen der guten und getreuen Arbeiter bezeichnen, die kein Geringerer als König Salomo selbst zu einer Genossenschaft vereint und verpflichtet habe, die Welt zu durchwandern und überall die Segnungen des Handwerks zu verbreiten.

Die Gesellen der Freiheit zählen die Angehörigen des Steinmetz-, Zimmermanns-, Tischler- und Schlosser-Handwerks zu ihren Mitgliedern, während in der Partei der Pflicht 28 Handwerke vertreten sind, und zwar unter den „Kindern des Meisters Jakob“ die Tischler, Schlosser, Steinmetzen nebst 22 anderen später errichteten Gewerken, unter den „Kindern des Meisters Soubise“ die Zimmerleute, Dachdecker und Gipser.

Schuhmacher und Bäcker sind von den Verbindungen der Compagnons ausgeschlossen. Die Anhänger Jacobs, soweit sie dem Bauhandwerk angehören, blicken sogar mit Geringschätzung auf diese jüngeren Genossen herab; betrachten sie sich doch als die berufenen Vertreter jener Gewerke, deren Ausübung allein der Kunst und Geschicklichkeit bedarf; leiten sie doch das Wort Compagnon von Compas (Zirkel) ab, dem geheiligten Symbole der Baukunst.

Über die geheimnisvolle Art der Aufnahme in den Bund der Compagnons und die in ihm herrschenden sonderbaren Gebräuche sind zuverlässige Nachrichten nicht überliefert worden. Nur soviel scheint erwiesen, dass sie unter verschiedenen Zeremonien vor sich gegangen ist, welche, dem weihevollen Kultus der katholischen Kirche entlehnt, manche Berührungspunkte mit dem Ritual der Bauhütten aufweisen.

Trotz der unaufhörlichen Streitigkeiten, welche die verschiedenen Genossenschaften unter einander ausfochten, sollen doch in einzelnen von ihnen die Grund-

sätze der Treue, Verschwiegenheit, Brüderlichkeit und Hingebung eifrig gepflegt und unverbrüchlich gehalten worden sein. —

---

3. Die englischen Baukorporationen.*)

In keinem Lande war das Associationsprinzip von jeher so stark entwickelt, wie in England. War es doch für die bedrängten unteren Klassen häufig genug das einzige Mittel, in der unverschuldeten Not des täglichen Lebens das gefährdete Dasein zu erhalten, gegen die rücksichtslosen Übergriffe der besitzenden und bevorrechteten Kreise mit einigem Erfolg sich zu wehren. Wir finden darum auf englischem Boden zahlreiche korporative Genossenschaften, vom Handels- und Handwerkerstande gebildet, deren Mitglieder sich Brüder nannten. Jene hiessen Gilden, diese nannten sich Crafts, Mysteries oder Compagnies.

Diese Genossenschaften mit ihrem mystischen Evangelium einer allgemeinen Verbrüderung haben auf die Verbreitung und Entfaltung sittlicher Grundsätze im Volke einen grossen und wohlthätigen Eindruck dadurch geübt, dass sie das sittliche Verhalten ihrer Mitglieder beständig überwachten.

Obwohl jede Regung des öffentlichen Lebens in England durch harte Polizeigewalt darniedergehalten ward, blühte das Korporationswesen auf weltlichem und

*) Vgl.: Wilda, Findel, Gould, Schwalbach, Winzer, Hegel, Boos etc. a. a. O. — J. O. Halliwell: The Early History of Freemasonry in England. London; 1844. — G. Kloss: Die Freimaurerei in ihrer wahren Bedeutung aus den alten und ächten Urkunden der Steinmetzen, Masonen und Freimaurer nachgewiesen. Leipzig; 1846. — W. Keller: Gesch. der Freimaurerei in Deutschland. Giessen; 1859. — R. Gneist: Englische Verfassungsgeschichte. Berlin; 1882. —

kirchlichem Gebiete im 14. Jahrhundert, nachdem der schwarze Tod unter den niederen Volksklassen fürchterlich gehaust und eine ernstere Lebensanschauung geweckt hatte, so mächtig auf, dass es die Aufmerksamkeit der Staatsregierung erregte. Sie gebot deshalb am 1. November 1388 allen Vereinen, Gilden und frommen Brüderschaften, ihre Statuten und Privilegien einzuliefern und einen Nachweis über ihren Vermögensbestand zu erbringen. Mehr als 500 Korporationen kamen dem Befehle nach, deren Berichte, meist in lateinischer Sprache verfasst, noch heute im Record-Office (Staatsarchiv) zu London aufbewahrt werden.

Wie in Deutschland so bildeten sich auch in den englischen Zünften viele seltsame Gebräuche aus, die nur mündlich überliefert wurden. Doch besassen sie auch schriftlich aufgezeichnete Statuten. Es sind deren 51 vorhanden, von denen das älteste aus dem 14. Jahrhundert datiert. In allen wird übereinstimmend als Zweck der Vereinigung angegeben: die brüderliche Gleichstellung der Zunftgenossen, die Sorge für ihre technische Ausbildung und die Überwachung der Mitglieder hinsichtlich ihres sittlichen Betragens.

Mit den Statuten war meist eine Zunftgeschichte verbunden, in der Regel harmloser Art, oft aber auch phantasievollen und abgeschmackten Inhalts. Unter anderem wurden darin mythologische und biblische Personen, wie Hermes, Nimrod, Abraham, David, Salomo und berühmte Mathematiker des Altertums zur Baukunst in Berührung gebracht.

Neben den Bauzünften finden sich seit der Einführung und in der Blütezeit des gotischen Baustiles auch Baulogen.*) Ausser der Pflege der Geselligkeit

*) Das Wort „Loge“ bedeutet: 1. Die Hütte, in der Bausteine zugerichtet werden; 2. eine Gesellschaft von Bauleuten, die

und der humanen Pflicht gegenseitiger Unterstützung in Fällen der Not dienten auch sie dem praktischem Zwecke, ihren Mitgliedern technisches Wissen zu übermitteln.

Mit dem Verfalle der Gotik verloren die Baulogen ihre Bedeutung. Nur in Schottland scheinen sie eine grössere Lebenskraft bewahrt zu haben.

Als Versammlungslokal diente den Brüdern bei schlechtem Wetter irgend ein geschütztes und geräumiges Obdach. Vor Eröffnung der Loge wurden Wachen ausgestellt, um den Zutritt Unbefugter und Neugieriger zu verhüten. Wurde ein unbefugter Lauscher

---

zur Pflege der Geselligkeit an einem bestimmten Orte regelmässig sich versammelt.

Eine besondere Steinmetzenzunft, wie in Deutschland, hat sich in England nicht entwickelt. In den Baulogen waren nicht nur Bauhandwerker aller Art, sondern auch Angehörige anderer, sogar vornehmer Gesellschaftskreise vertreten. Die Bezeichnung free-masons, welche sich die Mitglieder der Logen beilegten und die zuerst 1350 urkundlich nachgewiesen ist, bezieht sich lediglich auf ihre Zugehörigkeit zu einer privilegierten Zunft. Wurden doch auch andere Handwerker, wie die Zimmerleute, durch das Prädikat „free“ ausgezeichnet.

Ob den englischen Baulogen die deutschen Bauhütten, mit denen sie vielerlei Gebräuche und Einrichtungen gemeinsam haben, als Vorbild gedient haben, ob überhaupt deutsche Bauleute es gewesen, welche, wie Findel u. a. behaupten, die Baulogen auf englischer Erde gegründet haben, ist eine Frage, die noch der endgültigen Entscheidung harrt. Boos bestreitet die Einwirkung deutscher Hüttenbrüder auf die englischen Bauhütten, ohne indes seine von der bisherigen Auffassung abweichende Meinung näher zu begründen. Insbesondere lässt er die gewiss schwerwiegende Thatsache unberücksichtigt, dass nicht nur erwiesenermassen viele deutsche Werkleute in England und Schottland thätig gewesen sind und in den englischen Constitutionen Verzeichnisse von Werkmeistern mit unzweifelhaft deutschen Namen sich finden, sondern dass auch „die ältesten deutschen Steinmetzordnungen mit den ältesten englischen Constitutionen in den meisten Paragraphen wesentlich übereinstimmen“.

ertappt, so wurde er so lange unter die Dachtraufe gestellt, „bis ihm das Wasser aus den Schuhen lief“. Bei schönem Wetter lagerte sich die Logenversammlung unter freiem Himmel, „am liebsten auf einem Hügel, wo niemand lauschen konnte.“

Über die merkwürdigen Gebräuche, die sich in den Logen herausgebildet, ist mancherlei interessante Kunde auf uns gekommen.

Bei der Aufnahme eines Kandidaten mussten mindestens 5 oder 6 Brüder zugegen sein, die nebst ihren Frauen von jenem mit Handschuhen beschenkt wurden. Nachdem ihm vom amtierenden Logenmeister die Konstitution vorgelesen war, wurde er vom Aufseher dem Meister und den anwesenden Brüdern vorgestellt, welche er der Reihe nach mit der Formel anzureden hatte:

„Ich möchte gern ein Maurergeselle sein, wie Eure Ehrwürden alle deutlich sehen können.“

Hierauf musste der Neuling den vorgeschriebenen Eid ablegen. Er schwor bei der Liebe, die ihm durch die Logen-Gesetze auferlegten Pflichten getreulich zu erfüllen, insbesondere die Passwörter, die Zeichen und sonstigen Geheimnisse der Loge nicht zu verraten, weder Mann noch Frau, Kind, Stock oder Stein, ausser einem echten und rechten Bruder, bei Strafe, „dass ihm die Gurgel abgeschnitten wird und er dereinst einen doppelten Anteil an Hölle und Verdammnis erhält“.

Demnächst wurden ihm die geheimen Zeichen, mittelst deren er sich als Mitglied der Brüderschaft ausweisen konnte, mitgeteilt und erklärt und ihm gleichzeitig Gelegenheit gegeben, sie seinem Gedächtnis unveräusserlich einzuprägen.

Nachdem die Anwesenden sich überzeugt, dass dies wirklich der Fall sei, flüsterte das jüngste Mitglied dem älteren Bruder das rätselhafte Wort „Maugh-

bin“ zu. Dieser gab es weiter, bis es zum Meister gelangte, welcher es dem Neuaufgenommenen mitteilte, worauf derselbe zu sprechen hatte:

„Ein aufgenommener Maurer bin ich gewesen,
Boas und Jachin habe ich gesehen;
Zum höchst vortrefflichen Gesellen wurde ich vereidigt
Und kenne den Bruchstein, den Spitzstein und das Quadrat;
Ich kenne die Meister-Partie gar wohl,
Wie der ehrliche Maughbin euch sagen wird.“

Dann antwortete der Meister:

„Wenn Sie ein Meistermaurer sein möchten,
Beobachten Sie wohl die Regel von drei (Regel de tri),
Und was Ihnen in der Mauerei fehlt —
Deine Marke und Maughbin macht Dich frei.“

Von den zahlreichen bekannt gewordenen Zeichen führen wir hier nur die merkwürdigsten an, zunächst die Begrüssungszeichen. Hierbei wurde die rechte Hand von links nach rechts über die Brust geführt, alsdann mit der Rechten der Hut abgenommen und in der Richtung von rechts nach links geschwenkt und wieder aufgesetzt. Der Hut selbst wurde in der Weise erfasst, dass der Zeige- und Mittelfinger über, der Daumen und die übrigen Finger unter seinen Rand zu liegen kamen.

Im Weiteren hören wir von einer ganzen Reihe anderer unauffälliger Zeichen, an denen die Genossen der verschiedenen Korporationen sich erkannten. So wurde u. a. mit der Rechten das Taschentuch ergriffen und über die linke Schulter geworfen, von wo es über den Rücken herabhing. Liess man sich zu einem gemeinsamen Trunke nieder, so wurde das Trinkgefäss in der Richtung von links nach rechts unter das Kinn hingezogen. Kam ein wandernder Bruder an einen Ort, wo Handwerker beschäftigt waren, von denen er annehmen durfte, dass sie einer verwandten Genossenschaft angehörten, so legte er einige ihrer Werkzeuge in die Form eines Winkelmasses und war dadurch

bei ihnen sofort als zünftiger Genosse legitimiert. Oder aber er schlug mit einem Werkzeuge oder einem Stabe auf die gerade in Arbeit befindlichen Gegenstände mit den Worten: „Das ist lose oder hohl!" War nun ein Bruder zugegen, so antwortete er: „Es ist fest!"

Die Logenmitglieder waren unter sich gleichberechtigt. „Meister hiess nur der Genosse, welcher durch freie Wahl zum Vorsitzenden in der Loge berufen war." Jedoch hatten Meister und Gesellen ihren besonderen Handgriff. Die Gesellen fassten gegenseitig ihre rechte Hand und drückten mit aneinander gelegten Daumen das dritte Glied des Zeigefingers. Der Meistergriff bestand darin, dass man gegenseitig die Rechte ergriff und mit den vier fest an einander geschlossenen Fingern auf das dritte Glied des Zeigefingers einen leichten Druck ausübte. Der Meistergrad hatte ausserdem ein eigenes Passwort: „Maharyn", das in zwei Teilen gegeben wurde. Während nämlich der Fragende dem Befragten die Silben „Maha" zuflüsterte, antwortete dieser mit der Silbe „Ryn".

Von einer höheren Symbolik, von tiefen Gedanken, die in ihr sinnbildlich zum Ausdruck gebracht worden wären, ist weder hier, noch überhaupt in dem ganzen Ritual etwas zu entdecken. Es entsprach vielmehr durchaus der niederen Bildungsstufe und dem engbegrenzten Gesichtskreis des damaligen englischen Handwerkertums.

Wollte ein Bruder die Loge besuchen, so musste er dreimal in kurzen Intervallen, zweimal leise und einmal stark, an die Eingangspforte klopfen und sich einer eingehenden Prüfung unterziehen, deren Gang genau vorgeschrieben war. Auf die Frage: „Sind Sie ein Maurer?" hatte der Besuchende zu antworten: „Ja, ich bin einer." Auf die weitere Frage: „Wie soll ich das erkennen?", musste die Antwort erfolgen:

„An Zeichen und Griffen von meiner Aufnahme in die Kirche und von da in die Hölle.“

Es folgte nunmehr ein Examen über die Art seiner Aufnahme. Hatte er auch hierüber genauen Aufschluss gegeben, so redete ihn einer der Aufseher an: „Gottes Gruss sei bei diesem Zusammentreffen und mit dem sehr ehrwürdigen Meister und den „ehrwürdigen Gesellen, die die Schlüssel der Loge, von wo sie herkamen, bewahren; und Sie sind auch willkommen, ehrwürdiger Bruder, in dieser ehrwürdigen Gesellschaft.“

Dann grüsste der Besuchende:

„Der sehr ehrwürdige Meister und die ehrwürdigen Gesellen der Loge, von der ich herkam, grüssen Sie vielmals.“

Die Prüfung war damit jedoch keineswegs abgeschlossen; sie erstreckte sich vielmehr noch auf die richtige Beantwortung einer Reihe aus dem Gebiete des Logenwesens entnommener Fragen. Insbesondere hatte der fremde Bruder die äusseren Merkmale einer gerechten und vollkommenen Loge anzugeben und mitzuteilen, wo er zum Maurer gemacht, wo die erste Loge gehalten worden, wie viele Ordnungen es in der Architektur gäbe, welchen Platz die Maurer bei der Arbeit einnehmen, wie viele Kleinodien und Lichter die Loge habe, ob ein Schlüssel zur eigenen, des Besuchenden, Loge vorhanden und wie er beschaffen, wo er aufbewahrt werde, wo der Schlüssel einer arbeitenden Loge sich befinde u. s. w.

Hatte der besuchende Bruder auf alle Fragen genügende Antwort gegeben, dann erst wurde er zur Beteiligung an der Logenarbeit zugelassen. —

---

4. Die Kalandsbrüderschaften.*)

Es ist bereits erwähnt worden, dass jede weltliche Gilde auch eine geistliche in sich schloss. Standen doch alle Genossenschaften unter dem Schutze eines Heiligen; hatten sie doch auch religiöse Zusammenkünfte und unterhielten zu Kirchen und Klöstern freundschaftliche Beziehungen.

Der Klerus trat der Entwickelung des Gildenwesens häufig hemmend entgegen oder suchte es völlig auszurotten. In allen zu diesem Zweck ergangenen kirchlichen Verboten aber waren die Gilden ausgenommen, welche zu Ehren der Heiligen, zum Besten der Armen und der Kirche errichtet waren. So geschah es denn, dass schon in der ersten Zeit der Entwickelung des Bruderschaftswesens eine besondere Vereinigung von den ausschliesslich weltlichen Zwecken dienenden Gilden sich lossagte und eine geistliche oder fromme Brüderschaft bildete, die trotzdem manche Berührungspunkte mit den weltlichen bot.

Im 14. und 15. Jahrhundert war die Zahl der geistlichen Brüderschaften bereits so angewachsen, dass es nicht leicht eine Kirche**) gab, zu der nicht eine oder mehrere derselben gehörten.

---

*) Vgl. Wilda, Hegel a. a. O. — Ch. G. Blumberg: Kurtze Abbildung des Kalands oder Derer so gen. Kaland-Brüderschaften etc. Chemnitz; 1721. — L. v. Ledebur: Die Kalands-Verbrüderungen. (In: Märkische Forschungen. IV.) Berlin; 1850.

**) In Köln zählte man damals 80, in Hamburg mehr als 100, in Lübeck 70 solcher geistlichen Korporationen.

Auf die frommen Brüderschaften sind auch, wenn man von der sagenhaften Tafelrunde des Königs Artus absieht, die älteren „höfischen Orden“ zurückzuführen, wie die „liebende Brüderschaft des Hosenbandordens“, der „Elefantenorden“ u. a. Sie waren „ursprünglich nicht blosse Veranstaltungen für die Verleihung äusserer Zeichen der Fürstengunst oder des Verdienstes um

Manche dieser frommen Korporationen haben sich Jahrhunderte hindurch erhalten; die meisten aber sind

---

das Gemeinwohl“, sondern Brüderschaften, deren Mitglieder sich zur Übernahme ernster, sittlicher Pflichten eidlich verstehen mussten. Die Versammlungen (Kapitel) dieser Orden wurden geheim gehalten. Ihnen präsidierte der Grossmeister, ein Amt, das sich die Fürsten selbst vorzubehalten pflegten.

Von besonderem Interesse ist der Schwanenorden („Die Gesellschaft uns. l. Frauen zum Schwan“), welcher, 1440 von dem Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg gestiftet, seinen Hauptsitz in Ansbach und in dem Marienkloster auf einem Berge bei Brandenburg hatte und mit Recht als „Bruderschaft und gleichsam Tafelrunde“ des Fürsten bezeichnet wird. Nach den Statuten des Ordens waren seine Mitglieder berufen, zur Heilung der mannigfachen Gebrechen der damaligen Zeit und zur Milderung ihrer schlimmen Sitten mitzuwirken. Der Jungfrau Maria geweiht, sollte er auch dazu dienen, die Genossen im Falle der Verarmung zu unterstützen und sie gegen Ehrverletzungen in Schutz zu nehmen. Den Mitgliedern war bei allen Reisen zu den Ordenskapiteln freies Geleit zugesichert. Als Ordenssymbol diente der Schwan, der bekanntlich in der griechischen und germanischen Mythologie eine bedeutsame Rolle spielt und den Ruf der Weissagung, insbesondere der Vorausverkündigung seines Todes, geniesst. (Vergl. Paulus Cassel: Der Schwan in Sage und Leben. Berlin; 1872.) Sein weisses Gefieder wurde auf die Reinheit des Herzens gedeutet, sein Bild sollte den Gedanken an die Vergänglichkeit alles Irdischen wacherhalten. Zu diesem Zwecke und als äusseres Erkennungszeichen wurde das „Juwelk“ (der Schwan) unter dem von einem Strahlenkranze umgebenen Marienbilde von den Ordensbrüdern an einer Kette getragen, deren Glieder ein in Premsen (Folterklammern) eingeschlossenes Herz darstellten. Das Schwanbild selbst war von einer weissen „Dwele“ (Tuch) umwunden, welche auf die Reinheit der Hände hinwies, während von der „Dwele“ an Ketten Glöckchen herabhingen, welche die Wachsamkeit und die Bereitwilligkeit zur Verrichtung guter Werke symbolisierten. — Die Vorsteher des Ordens waren der „Grossmeister“ und die „Schaffer“ (Schaffner).

Der Orden erlosch in der Reformationszeit. Den hohen Gedanken aber, der in ihm zum Ausdruck gekommen war, nahm der romantische

nach kurzer Lebensdauer spurlos wieder verschwunden. Von der Mehrzahl sind lediglich die Namen und unbedeutende Notizen bekannt geworden. Von den wenigsten sind ausführliche Nachrichten, in Statuten und Gildebüchern niedergelegt, auf uns gekommen, in denen ausser den Namen der verstorbenen und lebenden Mitglieder ausführliche Berichte über innere Gildeangelegenheiten verzeichnet sind.

Hiernach war der Zweck aller geistlichen Vereine*): äusserliche Förderung der Gottesdienste, Pflege und Verrichtung guter Werke. Viele von ihnen gaben ihrer Thätig-

---

König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen wieder auf, indem er ihn am 24. Dezember 1843 erneuerte als eine „Gesellschaft, in die man freiwillig eintritt, um sich thätig einem der Zwecke derselben zu weihen," nämlich der Linderung physischen und moralischen Elends, „aus welcher man aber auch ohne Unehre austreten kann, wenn man jener Thätigkeit sich zu widmen nicht ferner den Beruf fühlt. Männer und Frauen, ohne Ansehen des Standes und Bekenntnisses, können, wenn sie den Pflichten der Gesellschaft sich zu unterziehen bereit sind, in dieselbe aufgenommen werden . . ." Praktische Bedeutung hat der erneuerte Orden nicht gehabt.

Vergl. R. v. Stillfried: Der Schwanenorden, sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte u. seine Altertümer. Halle; 1845. — S. Hänle: Urkunden und Nachweise zur Geschichte des Schwanenordens. Ansbach; 1876. — R. v. Stillfried und Hänle: Das Buch vom Schwanenorden. Berlin; 1881.

*) Hierher gehört u. a. auch die „Brüderschaft des h. Wolfgang". Von zwei frommen Berliner Bürgern i. J. 1476 gestiftet, erfreute sich diese Gilde des ausgedehntesten Schutzes des Kurfürsten Johann v. Br., der sogar i. J. 1482 mit seiner Gemahlin der Genossenschaft als Mitglied beitrat. Das Gebet für das Seelenheil der Verstorbenen war erste und heiligste Pflicht der Mitglieder, dann auch die Veranstaltung einer würdigen Leichenfeier. Friedsames Leben mit einander, sowie ein echt christlicher Wandel waren weitere Gebote. Als Beitrag zahlten die Brüder vierteljährlich einen Pfennig. Wer nicht pünktlich bei den gebotenen Konventen erschien oder einen Bruder beleidigte, musste Strafe zahlen. Wer seine Beiträge nicht entrichtete,

keit eine besondere Richtung und verwandten ihre Opfer in einer bestimmten Weise, indem sie sich u. a. verpflichteten, auf einem Altare Lichter*) in grösserer oder geringerer Anzahl zu erhalten.

Die s. g. Rosenkranz-Brüderschaften legten ihren Anhängern, die aus Männern und Frauen bestanden, die Pflicht auf, täglich drei Rosenkränze zu beten. Als Eintrittsgeld in den Verein wurde von jedem Mitgliede 1 Schilling erhoben.

Andere Brüderschaften vereinigten sich, um gewisse Messen lesen zu lassen, um eine Kirche oder einen Teil derselben in baulichem Stande zu erhalten, Geistliche und Klöster, namentlich auch arme Schüler, zu unterstützen, Wallfahrten zu fördern u. s. w. Von ihnen sind besonders die s. g. Elendsgilden bekannt geworden, deren Hauptaufgabe die leibliche Stärkung vertriebener, heimatloser Wanderer („Elende") war, die bei der egoistischen, echt mittelalterlichen Abgeschlossenheit der einzelnen Kommunen in ihrem Exil selten etwas Anderes als die bitterste Not fanden,

---

wurde aus der Gilde entfernt, in welche er nie wieder aufgenommen wurde.

Besonders beliebt bei den Mitgliedern waren Wallfahrten nach Rom, nach S. Jago di Compostella und nach „unserer l. Frau in Aachen". Die Pilger erhielten zu diesem Zweck eine vom Gildenmeister ausgefertigte Legitimation, die ihnen bei allen geistlichen Behörden und Instituten eine freundliche Aufnahme sicherte. — Neben dem einfachen Bürgersmann und Handwerker finden sich auch streitbare Ritter und angesehene Herren in der W.-Gilde friedlich vereint. Sogar ausländische Fürsten und Fürstinnen sollen ihr angehört haben. — Mit der Einführung der Reformation verschwand auch die gefeierte Bruderschaft. — Vergl. E. Fidicin: Hist.-diplom. Beiträge zur Gesch. der Stadt Berlin. II. u. III. Teil. Berlin; 1837.

*) So die Kreuzbrüder in der Stadt Heiligenhafen, so die Marienbrüderschaft in Flensburg.

sowie ein christliches Begräbnis im Falle ihres Hinscheidens. Keine aber hat die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen in so hohem Grade erregt, als die merkwürdige Genossenschaft der Kalandsbrüder.

Schon im 8. Jahrhundert war es üblich, dass die Geistlichkeit eines gewissen Distrikts am ersten jeden Monats (calendae im römischen Kalender genannt) zu einer Beratung über die Verwaltung ihrer Ämter zusammentrat.

Die Kalandsbrüder folgten dieser alten Einrichtung und erhielten davon ihren Namen. Wenn auch in späteren Zeiten ihre Konvente nicht mehr regelmässig alle Monate stattfanden, so blieben sie dem alten Herkommen doch insofern treu, als sie den Genossen zur Pflicht machten, an jedem ersten Monatstage eine Messe zu lesen und andere Andachtsübungen für das Seelenheil Verstorbener zu verrichten.

Die Kalandsbrüderschaften verbreiteten sich von dem Kloster Ottberg in Westfalen über ganz Niederdeutschland, Dänemark, die Niederlande und wurden vielfach von Päpsten und Kaisern begünstigt. Im 15. Jahrhundert finden wir Kalandsgilden fast in jeder norddeutschen Stadt, in einer grösseren sogar deren mehrere. Hier unterschied man dann einen grösseren und kleineren Kaland. Jenem gehörten Geistliche höheren Ranges, diesem die niederen Kleriker an.

An der Spitze jeder Kalands-Brüderschaft stand ein freigewählter Propst mit mehreren Gehilfen (Diakonen). In ihrem Beisein nahm der Vorsteher den Neulingen, die eines untadelhaften Rufes sich erfreuen mussten, den Eid der Treue ab und verpflichtete sie feierlich auf die Regeln und Satzungen der Genossenschaft. Für seine Aufnahme hatte jeder Bruder eine kleine Eintrittsgebühr zu entrichten und den Brüdern

und Schwestern ein Gastmahl zu geben. Ausserdem war er zu regelmässigen Geldspenden und zu einem ehrbaren, frommen Lebenswandel verpflichtet. Das vereinnahmte Geld wurde zu Werken erbarmender Nächstenliebe gegen notleidende Mitglieder sowohl als Laien verwendet, zur Stiftung von Altären und Seelenmessen.

Ursprünglich bestanden diese Brüderschaften nur aus Mitgliedern des Klerus. Später änderte sich dies, zumal die Erfüllung wohlthätiger Zwecke in ausgiebigem Masse nur durch die Hilfe wohlhabender Laien möglich war. So finden sich denn, namentlich in den grösseren Kalands, häufig angesehene und reiche Bürger nebst ihren Frauen. Jedoch besassen sie keineswegs die gleichen Rechte, wie die der Gilde angehörenden geistlichen Herren. So mussten sie u. a. bei den Festmahlzeiten, die den Schluss jeder Sitzung bildeten, an der Brüdertafel Platz nehmen, während die Herrentafel ausschliesslich dem Klerus vorbehalten war. —

Die Aufnahme der Laien brachte es mit sich, dass die Kalandsgilden allmählig eine Ausbildung und Gestaltung gewannen, welche sich von dem weltlichen Gildewesen kaum noch unterschied.

Die meisten Kalandsgilden besassen ausgedehnte Liegenschaften und eigene Häuser, in welchen ihre Versammlungen abgehalten wurden. Sie gaben den angesehensten und besten Gebäuden der Stadt nichts nach und waren gewöhnlich mit der Brauereigerechtigkeit und dem Privilegium des Wein- und Bierverkaufes ausgestattet. Die Brüder pflegten hier täglich „zum Bier und zum Wein" zu gehen, und auch andere Bürger fanden dort als Gäste Bewirtung. Wie es in den Kalandshäusern zuweilen hergegangen, davon wissen die Zeitgenossen wenig Erbauliches zu berichten, wenngleich manches davon übertrieben sein mag. „Da sitzen sie,

zechen und würfeln und prassen den ganzen Tag, streiten und schreien im Weinrausch, lästern Gott und alle Heiligen und kommen dann aus den Armen der Dirnen zum Altar Gottes.“ Daher denn die Redensart: „Kalandern“ zur Bezeichnung einer unmässigen Lebensweise üblich ward.

Wie die Veränderung der politischen Verhältnisse, der religiösen und sittlichen Begriffe und Ansichten der Gebräuche und Neigungen den Untergang der weltlichen Gilden herbeiführten, so bestimmten sie auch das Schicksal der geistlichen Bruderschaften. Insbesondere durch die Reformation sind sie in den Grundvesten erschüttert worden. Die Stellung der Geistlichen wurde eine völlig andere. Die guten Werke bahnten nicht mehr wie früher den Weg zum Himmel. Die meisten frommen Brüderschaften lösten sich auf aus eigenem Antriebe oder infolge energischen Eingreifens der erstarkenden Staatsgewalt. So geschah es auch mit den Kalandsgilden. Ihre reichen Güter wurden eingezogen zum Besten der Armen und für Schulzwecke verwendet.

Drittes Buch.

Die geheimen Gesellschaften im Zeitalter der Reformation.

I. Die Bauernverschwörungen.*)

Während im 14. Jahrhundert die Zünfte die Herrschaft der Geschlechter in blutigen Kämpfen brachen und die auf den Grundbesitz fussenden Vorrechte der städtischen Aristokratie vernichteten, lehnte sich im 15. Jahrhundert die Landbevölkerung gegen die Grundherrschaften auf.

---

*) Vergl. G. Sartorius: Versuch einer Gesch. des deutsch. Bauernkrieges. Berlin; 1795. — F. A. Deuber: Geschichte der Bauernkriege in Teutschland und der Schweiz. Freiburg; 1833. — H. W. Bensen: Gesch. des Bauernkrieges in Ostfranken. Erlangen; 1840. — F. F. Oechsle: Gesch. des Bauernkrieges in den schwäb.-fränk. Grenzlanden. Heilbronn; 1844. — Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformation. I. Bd. Schaffhausen; 1846. — J. E. Jörg: Deutschland in der Revolutions-Periode von 1522—1526. Freiburg i. Br.; 1851. — W. Zimmermann: Allgem. Geschichte des grossen Bauernkrieges. I. Teil. Stuttgart; 1854. — C. A. Cornelius: Studien zur Geschichte des Bauernkrieges. München; 1861. — R. Zöllner: Zur Vorgeschichte des Bauernkrieges. (Progr. des Vitztum. Gymnasiums.) Dresden; 1872. — F. H. Kraus: Geschichte des deutsch. Bauernkrieges.

Unter den vielfachen Ursachen, welche die im Laufe der Jahre aufgehäuften Zündstoffe zu jenem verzehrenden Brande entfachten, der unter dem Namen „Bauernkrieg" mit blutigen Zügen in den Jahrbüchern der deutschen Geschichte verzeichnet steht, waren die sozialen Übelstände, die Not und das Elend der bäuerlichen Bevölkerung nicht die geringsten.

In seiner entwürdigenden Lage als Leibeigener oder Höriger*) oder, wo er ein verkümmertes Eigentum besass, von ungemessenen Frondiensten schwer bedrückt und bei dem zunehmenden Luxus, bei der

---

Wiesbaden; 1873. — G. Scheidel: Akten u. Urkunden zur Gesch. des Bauernkrieges. Ansbach; 1884. — H. Hartfelder: Zur Gesch. des Bauernkrieges in Südwestdeutschland. Stuttgart; 1884. — F. v. Bezold: Gesch. der deutsch. Reformation. Berlin; 1886. — W. Vogt: Die Vorgesch. des Bauernkrieges. Halle; 1886. — G. Egelhaaf: Deutsche Gesch. im XVI. Jahrh. bis zum Augsburg. Religionsfrieden. I. Bd. Stuttgart; 1891. — C. Lamprecht: Deutsche Geschichte V, 1. Berlin; 1894. —

*) Die Umwandlung der freien Grundbesitzer in Leibeigene oder Hörige hatte sich im 14. Jahrh. in allen ober- und mitteldeutschen Landen vollzogen, vielfach unter Zustimmung der Bauern, meist aber durch Verletzung alter urkundlich verbriefter Rechte. Der kleine freie Grundbesitzer hatte häufig dadurch gewonnen, dass er sich in die Hörigkeit einer geistlichen Herrschaft begab. War er doch dann von manchen Leistungen befreit, welche ihn früher schwer gedrückt hatten. Dazu kam, dass die Abhängigkeit von einem mächtigen Herrn grösseren Schutz als die Freiheit verleihen konnte, ja häufig genug die einzige Möglichkeit war, sich durch das gefährdete Dasein zu schlagen. Diese Abhängigkeit in Leibeigenschaft umzugestalten, war aber für die Grundherrschaft um so leichter, als den Bauern der Weg der Klage verschlossen blieb, zumal das eigene, volkstümliche Recht verloren gegangen und an seine Stelle der nivellierende, erstarrende Formalismus des römischen getreten war, „das den gemeinen Mann den Schlangenwegen jeder Rechtsverdrehung wehrlos preisgab. Hier lag überhaupt eine der wundesten Stellen der damaligen Zeit." —

Vielseitigkeit der Lebensbedürfnisse des Herrenstandes mehr und mehr mit unerschwinglichen Natural- und Geldleistungen aller Art*) belastet, in den zahllosen mutwilligen Fehden der verwilderten Herren brutal misshandelt, war der tief verachtete deutsche Bauer**) das allgemeine Lasttier der Gesellschaft.

Aller Menschenwürde bar und ohne Menschenrechte, in grausigem Elend, in Not und Trübsal schleppten die „armen Leute" ihr mühseliges Dasein dahin. Kein Strahl freudigen Lebens, heiterer Lust, menschlicher Kultur fiel in ihre armseligen Hütten. Auf Besserung ihrer Lage war bei der wachsenden Ohnmacht der Staatsgewalt, bei dem herzensharten Übermut, der lieblosen Selbstsucht der unritterlichen Grundherrschaft nicht zu hoffen.

---

*) Hierher gehörte der grosse, der kleine und der Blutzehnte, eine unmenschliche Besteuerung aller Zweige des Feld- und Gartenbaues wie der Viehzucht. Da waren ferner die zahllosen unbelohnten Hand- und Vorspanndienste, ein unerhörter Eingriff in den Wirtschaftsbetrieb, der um so lästiger und bitterer empfunden wurde, als häufig genug die Leistung des Fröners das Bedürfnis des Herrn überstieg. — Eine der verhasstesten Abgaben war der berüchtigte Tod- oder Sterbfall, eine Art feudaler Erbschaftssteuer, die beim Ableben eines „Grundholden" entweder das beste Stück Vieh oder das beste Gewand dem raubgierigen Lehnsherrn zusprach. Wir hören auch von der vielberufenen Abgabe für Erteilung der Heiratserlaubnis mit ihren fluchwürdigen Begleiterscheinungen (jus primae noctis).

**) In den Schwänken und Fastnachtsspielen des 15. und 16. Jahrh. erscheint der Bauer regelmässig in der Rolle eines albernen, einfältigen Tölpels oder dummdreisten Gesellen, der sich über seinen Stand erhebt, während er der Ritterschaft vielfach als vogelfrei galt. Vergl. u. a. L. Uhland: Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. 2 Bde. Stuttgart u. Tübingen; 1844—45. — Sebastian Brants Narrenschiff. Herausgegeben von Fr. Zarncke. Leipzig 1854. — R. v. Liliencron: Die histor. Volkslieder der Deutschen. III. Bd. Leipzig; 1867. —

„Es wäre zu verwundern gewesen, und es hätte den deutschen Bauern auf die sittliche Stufe des polnischen herabgedrückt, wenn ein solcher Zustand nicht das Bestreben nach einer Veränderung in ihm erzeugt hätte. Und es wäre wahrlich schlimm gestanden um die Zukunft unserer Nation, wenn derjenige Stand, welcher beim Eintritt der Deutschen in die Geschichte der einzige gewesen war, an welchem die Kraft der Legionen zersplitterte, sich endgültig gefunden hätte in seine Knechtung und seine Verachtung.“

Aber schon seit vielen Jahren ging der finstere Geist der Unzufriedenheit und des Hasses gegen Ritter und Pfaffen, gegen Privilegierte und Reiche durch die niederen Volksschichten. Selbst in den Reichsstädten bestand eine weite Kluft zwischen den Kleinbürgern, den gedrückten und verarmten Handwerkern und Hintersassen, und den adels- und geldstolzen Patriziern. Alle die klagenden Dulder, die hier mit den sozialen Zuständen unzufrieden waren, waren die natürlichen Parteigänger der geplagten Landbewohner. Der Gedanke, die vorenthaltenen Menschenrechte im Wege heimlicher Verschwörungen zu erringen, die unerträglichen Lasten abzuschütteln und die drückenden Ketten der Knechtsschaft mit nerviger Faust zu brechen — dieser gefährliche Gedanke kam auf und fand um so lauteren Wiederhall in allen noch nicht völlig stumpf und fühllos gewordenen Herzen, je fester und versteinerter die Gewalten dastanden, welche sich dem berechtigten Freiheitsdrange der Bauern entgegenstellten.

Einzelne Versuche dieser Art durchziehen das ganze Mittelalter. Obwohl blutig unterdrückt, hielten sie doch den Geist der Empörung wach und stärkten ihn. Zu dem alten Missmut über den fortdauernden barbarischen Druck gesellte sich noch das Gefühl ungestillter Rache, wilder Verzweiflung. Immer heftiger gährte es

in den dumpfen Gemütern, immer zahlreicher wurden die Ausbrüche der wild erregten Leidenschaften.

Schon 1423 und 1449 hören wir von mehrfachen Widersetzlichkeiten schwäbischer Bauernschaften gegen ihre zuchtlosen Herren. Im Jahre 1462 entstand eine gefährliche Empörung der salzburgischen Bauern, durch unerhörten Steuerdruck hervorgerufen. Nur mit bairischer Hilfe konnte der Erzbischof der furchtbaren agrarischen Bewegung Herr werden. Im Jahre 1478 erhoben sich die kärntischen Bauern und errichteten, angeblich gegen die Türken, in Wahrheit aber gegen den Kaiser und den Herrenstand eine bewaffnete Verschwörung und forderten Adel, Klerus und Städte zum Beitritt auf. Der Bund wurde zersprengt, seine revolutionären Ideen aber wucherten unaufhaltsam fort.

Das letzte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts zeigt uns den Aufstand der Bauern und der städtischen Kleinbürger in Friesland und Holland, der s. g. „Käsebröder", die in ihrer Fahne ein Brod und einen Käse führten, sowie der Unterthanen des Abts von Kempten, eines harten Mannes, der an rücksichtsloser Willkür alle seine Vorgänger übertraf.

Neben der wirtschaftlichen Missstimmung machte sich ein tiefer Groll gegen die verlotterte, reichbegüterte Geistlichkeit bemerkbar, hervorgerufen durch die von Böhmen ausgegangenen taboritischen Lehren*) und genährt durch die todesmutigen Kriegsbrüderschaften, die, eine Schöpfung der genialen Feldherrnkunst des dämonischen Ziska, in fast allen Kriegen der letzten Hälfte des 15. Jahrhunderts Verwendung fanden. Sie waren es auch, welche das niedere Volk für jene religiösen Richtungen empfänglich machten, die in der

*) Vgl. F. v. Bezold: Zur Gesch. des Husitentums. München; 1874.

Verwerfung des weltlichen Besitzes und der Betonung der Gleichheit aller vor Gott einen sozialpolitischen Charakter trugen. Und nicht lange mehr währte es, so trat der theokratische Sozialismus mit erschreckender Offenheit zu Tage.

Diese merkwürdige Erscheinung machte sich namentlich im Anschluss an das unheimliche Wallfahrtsfieber bemerkbar, das im Jahre 1475 zur Zeit des grossen Ablassjubiläums abermals die mittelalterliche Menschheit ergriff und ungezählte Tausende nach Rom und nach Wilsnack zum heiligen Wunderblut trieb. Sehnsüchtig harrte man des Propheten und Reformators, welcher sich der Mühseligen und Beladenen annehmen würde.

Dieser schien in der Person Hans Böhms*) gefunden zu sein. Ein echtes Kind des Volkes, Hirte und Spielmann zugleich, ein beschränkter, aber von mystischen Ideen erfüllter Kopf, verbrannte er im Frühjahr 1476 zu Niklashausen im freundlichen Taubergrunde, veranlasst durch Erscheinungen der Jungfrau Maria, seine Spielmannswerkzeuge und begann in träumerischer Fieberglut zu predigen.

Der Inhalt seiner feurigen Predigten drehte sich um Busse und Marienverehrung, um Opposition gegen die entartete Kirche, um den sozialen Umsturz aller bestehenden Verhältnisse und eine phantastische Träumerei von einem demnächst eintretenden paradiesischen Zustande. Dabei ging der jugendliche Schwärmer, hinter dem vielleicht einer jener umherschweifenden Begharden, Waldenser und Gottesfreunde stand, über

*) Vgl. C. Ullmann: Reformatoren vor der Reformation. II. Bd. Hamburg; 1842. — K. A. Barak: Hans Böhm und die Wallfahrt nach Niclashausen i. J. 1476. (In: Archiv d. histor. Ver. von Unterfranken u. Aschaffenburg. XIV. Bd.). Würzburg; 1858. — A. Thoma: Der Pfeifer von Niclashausen. (In: Preuss. Jahrbücher 60. Bd.). Berlin; 1887. —

das Programm*) Kaiser Sigmunds, das damals zuerst im Druck erschien, weit hinaus. Der Kaiser, erklärte er, sei ein Bösewicht, der Papst ein Taugenichts und mit dem Bannstrahl sei es nichts; die Güter der Geistlichen und der Herren müssten eingezogen und unter die Gemeinde verteilt, die Pfaffen aber totgeschlagen werden. Der Tag sei nicht fern, da Fürsten und Herren um Tagelohn würden arbeiten müssen.

„Die brüderliche Gleichheit, die Freiheit von allen Lasten nnd von jeder Herrschaft erschien dem gemeinen Manne als das wahre Evangelium, dessen Verkünder als der Mann Gottes, der sich des Volkes erbarme.“ So ertönten dann bald neu und verlockend die Gesänge der aus Baiern, Sachsen, Thüringen, Schwaben, Elsass, dem Rheingau, der Wetterau herbeiströmenden, sich mit der Losung „Bruder“ und „Schwester“ begrüssenden Wanderer:

„Wir wollen Gott vom Himmel klagen,
Kyrie eleison,
Das wir Pfaffen nit sollen zu tot schlagen,
Kyrie eleison.“

---

*) Unter den Schriften, welche zur Verbreitung der sozialistischen Ideen beitrugen, steht die sog. „Reformation des Kaisers Sigmund“ obenan. Ein förmlich durchdachtes Manifest und Programm für die deutsche Revolution, war sie bereits im Jahre 1439 verfasst worden von einem husitisch gesinnten, der waldensischen Sekte der „Winkeler“ angehörenden Weltgeistlichen Friedrich Reiser, der sein Machwerk durch einen angeblichen Auftrag des eben verstorbenen Kaisers Sigmund zu legitimieren versuchte. Diese „Reformation“ erschien im Jahre 1476, in welchem Böhm sein Wesen trieb, zum ersten Male im Druck und erlebte dann noch mehrere Auflagen. Mit gewaltigem Pathos geschrieben, verlangt das merkwürdige Buch eine Reformation des der Simonie verfallenen Klerus und der unchristlichen weltlichen Stände, Freiheit der Nutzniessung von Wiese, Weide und Holz, Aufhebung der Zölle etc. Vgl. W. Böhm: Friedrich Reisers Reformation des Kaisers Sigmund. Leipzig; 1876.

Ein Vierteljahr hatte die Wallfahrt gedauert und weit über Deutschlands Grenzen hinaus ungeheures Aufsehen erregt. Da schien dem tollen Fanatiker die Saat der sozialen Revolution reif zu sein. Er gebot seinen Anhängern am 13. Juli 1476 bewaffnet, aber ohne Weiber und Kinder, sich bei ihm einzustellen.

Angesichts der drohenden Gefahr liess der Bischof von Würzburg den kampfesfrohen Gottesmann verhaften und nach Würzburg abführen, wo er wegen Ketzerei, Zauberei und Aufruhr, den barbarischen Gesetzen der damaligen Zeit gemäss, dem Feuertode überliefert wurde. Vergebens stürmten an die vierzigtausend Pilger ihrem entführten Heiligen nach. Die armen Schwärmer wurden von den bischöflichen Reitern mit leichter Mühe auseinander gesprengt und hinterher elendiglich an Leib und Leben gestraft.

Der gestaltlose Traum von einem kommunistischen Gottesreiche auf Erden schien mit einem Schlage in nichts zerflossen. Allein er lebte in zahllosen Herzen fort und erschien bald wieder in jener weitverzweigten Bewegung, welche den Bundschuh zum Symbol nahm.

1. Der Bundschuh.

Zu derselben Zeit, da die Bauern des Stifts Kempten sich gegen ihren Herren erhoben, sann eine revolutionäre Partei im Elsass an eine allgemeine Erhebung des städtischen und ländlichen Proletariats.

Von den Bündnissen der Fürsten und Herren, der Ritter und der Städte hatten die Bauern gelernt, „dass man sich zusammenthun müsst in Haufen und einen eignen Bundsbrief machen und eigen Panier haben, darann man erkennen möcht, wes Standes man wäre und was man wollt gewinnen durch die Sammnung.“

So wählten sie denn zum Panier den Bundschuh*), die Fussbekleidung des armen Landvolkes.

An der Spitze der Verschwörung stand der Bürgermeister von Schlettstadt, Hans Ulmann, ein tüchtiger Mann, aber rücksichtslos und von gewaltsamer Leidenschaftlichkeit, der in manchen Zügen an den unglücklichen agrarischen Reformer Tiberius Gracchus erinnert. Bald zählte der Bund Eingeweihte aus Schlettstadt, Dambach, Sulz, Andlau, Kestenholz und anderen Orten.

Die Verschworenen hüllten sich in tiefes Geheimnis. Sie erkannten sich, wie es in den zeitgenössischen Berichten heisst, an geheimen Zeichen und Gebräuchen. Welcher Art indes diese waren, erfahren wir nicht. Unter merkwürdigen Zeremonien und unter Androhung fürchterlicher Strafen gegen etwaige Verräter mussten alle Neulinge zum Bunde schwören. „In tiefer Nacht, auf unwegsamen Pfaden schlichen sich die Mitglieder zu dem Orte ihrer Zusammenkünfte, dem wilden, in schauerlicher Einsamkeit gelegenen „Ungersberge", und berieten hier die Bundesverfassung."

In derselben war die Aufhebung aller Schulden und Abgaben bis auf eine sehr niedrig angesetzte Steuer vorgesehen, und die Abschaffung der geistlichen und kaiserlichen, d. h. von gelehrten Juristen geführten Gerichte, der geistlichen Besitztümer, die Plünderung und Ausrottung der unglücklichen Juden geplant. „Auch die Ohrenbeichte, eine Hauptstütze der geistlichen Herrschaft über die Menschen, sollte ganz und gar abgethan sein." Es waren nicht mehr die Forderungen alter Rechte und Freiheiten, sondern allgemeine Grund-

*) Die Fussbekleidung der Bauern, der „Bundschuh", wurde mit langen Riemen um das Bein geschnürt, „während die höheren Stände den „Brisschuh" trugen, welcher „eingebreiselt" d. h. mit Schnüren zusammengezogen wurde.

sätze religiöser, politischer und sozialer Natur — ein deutliches Zeichen dafür, dass auch tiefere, geistige Kräfte in der agrarischen Bewegung wirkten.

Um eine sichere Operationsbasis zu gewinnen, sollte das feste Schlettstadt überrumpelt, von dort aus die Bauernschaften organisiert und bei den schweizerischen Eidgenossen um Beistand geworben werden. Als Zeitpunkt, da die Bundschuh-Fahne als Banner des Aufruhrs und der Freiheit entrollt werden sollte, war die Charwoche des Jahres 1493 ins Auge gefasst worden. Zu Anfang dieser sollte der Schlag auf Schlettstadt erfolgen. Allein im letzten Augenblick wurde der Anschlag verraten.

Die Verschwörer, so viel man ihrer habhaft werden konnte, starben eines grausamen Todes oder wurden mit Landesverweisung und Verstümmelung an Händen und Fingern bestraft. Aber selbst die furchtbarsten Martern und Strafen, in denen die gute alte Zeit zu schwelgen liebte, vermochten nicht die einmal vorhandene missvergnügte Stimmung aus den Köpfen zu treiben. Als Ulmann das Blutgerüst bestieg, brach er, wie man erzählt, in den Ruf aus: „Der Bundschuh muss seinen Fürgang haben, es stünd lang oder kurz“ — ein prophetisches Wort, das sich erfüllen sollte.

Vor der Hand freilich schien die revolutionäre Bewegung überwunden, und mehrere Jahre verflossen in äusserlicher Ruhe. Trotzdem vermochte eine frohe Stimmung nirgend in Süddeutschland aufzukommen. Es lag etwas in der gewitterschwülen Atmosphäre, was die Gemüter bedrückte und in ängstlicher Spannung hielt. Und in der That mehrten sich bereits im Anfange des neuen Jahrhunderts die unheimlichen Vorboten einer weitverzweigten Rebellion, deren Ausbruch von den Verschworenen für das Jahr 1502 vorgesehen war.

Während der letzten Jahre hatte sich in den aufgeregten, unzufriedenen Massen eine feste revolutionäre Tradition gebildet, als deren bedeutsamstes Schlagwort „die Gerechtigkeit Gottes“ oder „das göttliche Recht“ erscheint, d. h. also, es wurde die unbedingte Verneinung des historischen Rechts, die Anwendung eines frei gewählten idealen Massstabes auf alle bestehenden Verhältnisse erstrebt.

Dieses Schlagwortes, wohl der bekannten „Reformation“ entnommen, hatte sich ein grosser Bauernbund bemächtigt und es auf seine blauweisse Fahne gesetzt, die ausserdem neben dem Bilde des Gekreuzigten auf der einen Seite den Bundschuh, auf der andern einen knieenden Bauersmann mit emporgehaltenen Händen zeigte.

Der Mittelpunkt der Verschwörung*), deren Fäden sich über alle benachbarten Rhein-, Main- und Neckargaue hinzogen, war das speierische Dorf Untergrumbach im Bruchrain bei Bruchsal. In dem ihm benachbarten Walde fanden in düsterer Nachtzeit die heimlichen Zusammenkünfte statt, in denen die Bundessatzungen beraten und die Aufnahme neuer Mitglieder vorgenommen wurde.

Sie geschah unter religiösen Zeremonien: der Eintretende musste knieend fünf Vaterunser und Ave Maria beten und war als rechtmässiges Bundesglied gehalten, jeden Tag das Gleiche zu thun. Vermutlich diente diese Handlung den Verschworenen als Erkennungszeichen, das kein Mitglied verdächtigen und keinem Nichtwissenden auffallen konnte. Jeder Wissende musste ferner schwören, den Bund nach Kräften zu fördern, ihn selbst aber, seine Satzungen, Zwecke und Ziele sorglich vor

*) Vergl. J. Geissel: Der Kaiser-Dom in Speier. II. Bd. Mainz; 1828. — O. Lorenz u. W. Scherer: Gesch. des Elsasses. Berlin; 1872. —

allen Nichteingeweihten zu hüten, sowie die Bundeslosung getreulich zu bewahren, in welcher das böse Prozessionslied der Waller von Niklashausen nachklingt. Sie bestand aus der Frage: „Loset, was ist das nun für ein Wesen?“ — und der Antwort: „Wir mögen vor Pfaffen und Adel nit genesen!“, wobei der Antwortende dem Fragesteller die rechte Hand reichen musste.

War schon in dem Losungsreim die Spitze des Bundes gegen den Klerus angedeutet, so trat diese Tendenz in den Bundesartikeln ganz unverblümt hervor. Da war die Forderung aufgestellt, dass alle Klöster und Kirchengüter eingezogen werden, dass kein Zins noch Zoll noch Zehnte den Pfaffen und weltlichen Herren geleistet, dass überhaupt alle Unterthänigkeitsverhältnisse beseitigt und nur noch der römische König als alleiniges Oberhaupt anerkannt werden sollte. Daneben erhob sich auch hier der bekannte Ruf nach den alten Markrechten an Wasser, Wald und Weide.

Es verstand sich von selbst, dass einer Bewegung, die ein solch zeitgemässes Programm auf ihre Fahne geschrieben, aus den Reihen der Unzufriedenen zahlreiche Anhänger ungeheissen zuströmten. Und in der That waren im Frühjahre des Jahres 1502 bereits 7000 Männer und 4000 Weiber des Bundes wissend, eine entschlossene und verzweifelte Schar, die unverzüglich beschloss, die Stadt Bruchsal zu überrumpeln, worauf sie gedachte, die Revolution unter schonungsloser Vernichtung der Gegner, vor allem der reichen Prälaten, in raschem Laufe durch ganz Deutschland zu tragen. Allein das Geheimnis wurde kurz vor der That von einem Verschworenen einem Geistlichen in der Beichte anvertraut und von diesem unverzüglich an die bischöfliche Regierung weiter gemeldet. Ehe sich die Verschwörer dessen versahen, war ihr düsteres Werk

vereitelt, war der furchtbare Bund abermals gesprengt. Nur durch zahllose Kriminalprozesse, die unter den Verschworenen entsetzlich aufräumten, ward man noch daran erinnert.

Der Hauptmann der Insurrektion, Jost Fritz, einer der gewiegtesten Demagogen jener wilden Zeit, entrann den bischöflichen Schergen und begann mit unermüdlicher Zähigkeit das verunglückte Werk von neuem.

Nach jahrelangen Irrfahrten durch die Schweiz, das Elsass und den Schwarzwald, welche er dazu benutzt hatte, alte Beziehungen zu erneuern und neue anzuknüpfen, hatte sich Fritz im Jahre 1512 im Dorfe Lehen *) im Breisgau niedergelassen und sofort nach Demagogenart seine Agitation unter den „armen Leuten" mit beispiellosem Erfolge wieder aufgenommen.

In hohem Grade besass dieser ehemalige Landsknecht alle die Eigenschaften, welche von dem Führer einer solchen Unternehmung verlangt werden: einen unbeugsamen Mut, zähe Energie, durchdringende Menschenkenntnis, ein weites Gewissen und jene dämonische Gabe der Verstellungs- und Überredungskunst, der sich die gedankenlose Menge willig unterwirft. Vermeinte doch jeder schlichte Mann, der seine glühenden Reden von der Schlechtigkeit der Welt gehört, von der Gerechtigkeit Gottes und dem Bundschuh, „von Stund an selig und reich zu werden." Was von einem solchen Gesellen zu erwarten stand, sollte sich bald zeigen.

Nachdem Jost Fritz die unzufriedenen Bauern des Dorfes genügend bearbeitet, versammelte er sie eines Abends auf der Hartmatte, einem vereinsamten Wiesengrunde an der Dreisam. Ringsherum herrschte feierliche

*) Vergl. H. Schreiber: Der Bundschuh zu Lehen im Breisgau und der arme Konrad zu Bühl. Freiburg i. Br.; 1824. —

Stille. Über den Versammelten wölbte sich der dunkle Nachthimmel mit seinen zitternden Lichtern, hier erklang das „geheimnisvolle Rauschen des Waldes im Nachtwinde", dort das leise Murmeln des Flusses. Der gewiegte Verschwörer verstand sich auf sein Geschäft. In dieser Umgebung entwickelte er nun sein Programm: Fischerei, Vogelfang, Holz und Weide sollten frei sein, die geistlichen Güter eingezogen, alle Schulden, deren Verzinsung die Summe des Kapitals erreicht habe, kassiert und die Wucherzinsen nach göttlichem Recht behandelt werden. Jeder, der dem Bunde zufalle, solle an Leib und Leben gesichert, wer sich ihm widersetzt, erschlagen werden.

Sofort schlossen sich seinem Vorschlage, einen neuen Bundschuh aufzurichten, zahlreiche Bauern an. Die zaghaften Gemüter wusste der Ortspfarrer, der längst mit Jost im Einverständnisse war, zu ermutigen und für die Verschwörung zu gewinnen, indem er ihnen das unwiderstehliche göttliche Recht des Bundschuhs aus der Bibel nachwies. Im Verein mit ihm und einem dritten Oberen, Stoffel von Freiburg genannt, der auf einem Schimmel weithin im Schwarzwald und Rheinthal agitierend umherzog, wurden zahlreiche Anhänger geworben und in geschlossenen Gau-Verbänden vereinigt.

Die Verbindungen zwischen den einzelnen Gauen unterhielt die grosse Genossenschaft der fahrenden Leute, die unter eigenen Hauptleuten eine Art anerkannter Zunft bildeten: gewerbsmässige Bettler, heimatlose Hausierer, von Hof zu Hof ziehend, als Neuigkeitskrämer bei dem Landvolke beliebt, leichtfertige Gaukler und Musikanten, die in den Dörfern aufspielten, und anderes fried- und rechtlose Volk, das damals eine fürchterliche Landplage bildete. Den Hauptleuten dieser gefährlichen Gaunerbanden wurden

hohe Summen Geldes verheissen, wenn sie durch ihre erprobten Agenten zur festgesetzten Stunde im Breisgau, im Elsass und der Markgrafschaft Baden an verschiedenen Punkten Feuer anlegen liessen.

Ganz Baden bis hinab in das Bistum Speier war unterminiert. Im oberen Elsass und in Württemberg zählte der Bund eifrige Anhänger.

In heimlichen zur Nachtzeit, namentlich in Wirtshäusern, stattfindenden Zusammenkünften hielten Jost und Stoffel über ihre Getreuen Musterung. Auch auf Kirchweihen und Märkten fanden Versammlungen der einzelnen Gaue statt.

Als Erkennungszeichen trugen alle Verschworenen ein lateinisches H, aus schwarzem Tuch geschnitten und auf rotem Grunde vorn in die Brusttücher eingenäht. Wer dem Bunde versprochen, aber in seine Geheimnisse noch nicht eingeweiht war, wies auf dem rechten Ärmel seiner Kleidung drei kreuzweise Schnitte auf.

Als Bundeslosung war zunächst mit einigen Änderungen die speierische bestimmt, nämlich die Frage: „Gott grüsse Dich, Gesell', was hast Du für ein Wesen?“ mit der Antwort: „Der arme Mann in der Welt mag nit mehr genesen.“ Daneben war, vermutlich für die noch nicht eingeweihten Neulinge, das Passwort „St. Jörg“ im Gebrauch. Kurz vor dem Ausbruch der Insurrektion sollte an alle Beteiligten ein neues geheimes Wortzeichen ausgegeben werden, das bis dahin ausschliesslich den Führern vorbehalten war.

Jost Fritz und seine Helfershelfer, darunter der welterfahrene redegewandte Bäckerknecht Hieronymus, erweiterten in wiederholten Zusammenkünften auf der Hartmatte das frühere Programm durch einige Zusätze. Es sollte fortan kein anderer Herr mehr anerkannt werden als Gott, der Papst und der Kaiser. Die geist-

lichen Gerichte sollen beschränkt, das kaiserliche aufgehoben werden. Nachdem Jost Fritz nach dem Vorbilde des Pater Johannes zu Lehen sich erboten hatte, die Wahrheit aller Bundesartikel aus der heiligen Schrift zu beweisen, schworen die Versammelten den Bundeseid und gelobten, „das Geheimnis heilig zu halten, bei einander zu bleiben und keiner von dem andern zu weichen.“

In derselben Versammlung wurde auch die Beschaffung einer Bundesfahne beschlossen mit bedeutsamen Symbolen, denen man eine magische Wirkung auf die Massen zuschrieb. Nach Überwindung vielfacher Schwierigkeiten gelang es endlich Fritz, in Heilbronn einen Maler aufzutreiben, der das gefährliche Werk zur Ausführung brachte. Auf blauem Grunde zeigte die Fahne das Bild des Gekreuzigten, zur Rechten die Mutter Gottes, zur Linken Johannes den Täufer. Ausserdem erblickte man da den Papst und den Kaiser und unter dem Kreuze einen knieenden Bauersmann mit dem Bundschuh, während durch das ganze Fähnlein die Worte zu lesen waren: „Herr, stehe deiner göttlichen Gerechtigkeit bei!“

Nachdem alles wohl vorbereitet schien, beschloss der Führerkonvent zu Lehen, im Spätherbst des Jahres 1513 loszuschlagen. Auf der Kirchweih zu Bingen am 9. Oktober sollten mit den Bettler-Hauptleuten die letzten Massregeln beraten und der Termin festgesetzt werden, an welchem die Fahne der Revolution im ganzen Rheinthale zu entfalten sein würde.

Ehe es indes hierzu kam, erhielt der Rat der Stadt Freiburg Kunde von der drohenden Gefahr. Zahlreiche Verschwörer fielen dem rächenden Arme der Justiz anheim und verbluteten unter grässlichen Martern auf dem Rabenstein. Jost Fritz entkam mit mehreren Führern nach der Schweiz und wurde in den nächsten

Jahren häufig in den Dörfern des Schwarzwaldes gesehen, agitierend und die Unzufriedenheit schürend.

---

2. Der arme Konrad.*)

Allen Blutszenen zum Trotz loderte die Flamme des Aufruhrs bald hier bald dort wieder auf. Die nächsten Jahre sahen den Aufstand nicht nur im Südwesten des Reiches und in der Schweiz, sondern auch in den Ostalpen und in Ungarn, wo sich 1514 die Hörigen und Leibeigenen zu Tausenden als „Kuruzzen“ oder „Kreuzfahrer“ gegen die Türken sammelten, um dann aber den Vernichtungskampf gegen Adel und Klerus zu eröffnen.

Das Frühjahr 1515 brachte einen Ausbruch der entfesselten Leidenschaften in Württemberg. Hier herrschte der Herzog Ulrich, jener wahnsinnige Tyrann, von dessen Jagden, Gastereien und Vergnügungen uns fabelhafte, meist aber gut beglaubigte Dinge erzählt werden. Seine Unterthanen seufzten unter unerhörtem Abgabendruck, der namentlich durch kolossale Verbrauchssteuern und durch falsches Gewicht bis zu einer unerträglichen Höhe gesteigert wurde. Kein Wunder, dass die revolutionären Ideen des Bundschuhs unter dem hungernden, schwer misshandelten Volke einen fruchtbaren Boden fanden.

Schon 1503 hatten sich die Bauern des lieblichen Remsthales zu einer Verbrüderung zusammen gethan, die sie ebenfalls, wie ihre unglücklichen Schicksalsgenossen jenseits des Schwarzwaldes, „Bundschuh“ nennen wollten. Da aber dieser Name bei allen Obrigkeiten weit und breit einen üblen Klang hatte, so nannte man die Ver-

---

*) Vergl. Chr. F. Sattler: Gesch. des Herzogtums Württembergs. I. Teil. Tübingen; 1769. — Chr. F. Stälin: Wirtembergische Geschichte. Stuttgart; 1870. —

brüderung den „armen Konrad“, ein Ausdruck, der den armen Mann schlechthin bezeichnen sollte.

Der „arme Konrad“ bildete eine „stille Gemeinde, in welcher sich unter der Maske lustiger Schwänke und Possen die Tendenzen der früheren Bauern-Verbindungen fort erhielten und dem öffentlichen Auge entzogen.“

Wo eine Rotte sich bildet, fehlt es nicht an Führern. So hatte der „arme Konrad“ einen Hauptmann, den „Geispeter“. an der Spitze, der in einem weissleinenen Bauernkittel, das Haupt mit einem grauen Filzhut bedeckt, einherschritt und alle Bundesgenossen in einer Stammrolle verzeichnete. Aufgenommen wurden in die Brüderschaft nur Arbeiter, Bettler, Landstreicher und anderes Gesindel, dagegen waren alle, die noch etwas zu verlieren hatten, von ihr ausgeschlossen. Der Aufzunehmende wurde vom Hauptmann durch Handschlag dem Bunde angelobt und verpflichtet, die geheime Losung und die Bundesartikel nimmer zu verraten. Darauf wurden ihm von den Gütern, die der Bund im Monde, auf der Fehlhalde und auf dem Hungerberge sein eigen nannte, Äcker oder Weinberge zugeteilt. Welche Bedeutung diese seltsame, offenbar symbolische Handlung gehabt hat, ist nicht bekannt geworden. Dass sie mehr war, als eine bittere Satire auf die bestehenden traurigen Verhältnisse, liegt auf der Hand.

Wie der „Bundschuh“ führte auch die Remsthaler Verbindung ein eigenes Banner: eine blaue Fahne mit einem Kruzifix, vor welchem ein Bauer kniete, und der Inschrift „Der arme Konrad!“

Als im Frühjahr 1514 die s. g. Kapitalsteuer in Württemberg ausgeschrieben wurde, berief der Bundeshauptmann eine allgemeine Versammlung auf ein freies

Feld, ergriff eine Schaufel, zog damit einen grossen Ring, stellte sich in denselben und rief:

„Der arme Konrad heiss ich, bin ich, bleib ich,
Wer nicht will geben den bösen Pfennig,
Der trete mit mir in diesen Ring.“

Ausser den Verschworenen kamen mehr als zweitausend Bauern und Bürger der Aufforderung nach. Das war der erste Schritt, den die Verschwörer öffentlich zu unternehmen wagten.

Einen neuen probeweisen Versuch, wie weit der „arme Konrad“ auf das Landvolk würde zählen können, unternahm der Geispeter, indem er in feierlicher Prozession einer ungeheuren Menschenmenge eine Wasserprobe mit dem vom Herzog festgesetzten verringerten Gewichte veranstaltete. Schwimme das Gewicht auf dem Wasser, so solle der Herzog, sinke es unter, so solle der Bauer Recht haben. Unter dem frenetischen Beifallsgeschrei der Menge vollzog sich der tolle Schwabenstreich im Sinne seines Urhebers. Und alsbald machten sich bewaffnete Haufen nach der Stadt Schorndorf auf den Weg, die sie besetzten und zum Mittelpunkt der Insurrektion machten.

Im Hause des Messerschmiedes Caspar Bregenzer wurde eine Kanzlei errichtet, in welcher anfänglich geheim, später offen die Sache des „armen Konrad“ geführt wurde. Von hier erliess der Bundes-Schreiber Ulrich Entemeier Ausschreiben an alle Städte und Dörfer, wo man Missvergnügte vermutete. Entschlossene und gewandte Emissäre durchstreiften weithin die Lande und wiegelten den gemeinen Mann auf. In Markgröningen predigte sogar der Stadtpfarrer im Geiste des „armen Konrad“. Der geplagte Unterthan folgte allenthalben gern den lockenden Verheissungen und schwur freudigen Herzens, dem geheimen Bunde unverbrüchlich zu dienen. Verhiess dieser ihm doch

Befreiung von den schlimmen Neuerungen, von Abgaben und Frohndiensten, unbeschränkte Nutzniessung der Fischerei, der Jagd und des Waldes.

Die Gefangensetzung eines der Führer brachte wie mit einem Zauberschlage viele tausend bewaffneter Bauern auf die Beine, die sich gegen die Städte in Bewegung setzten und in der That sich Calw und Backnang bemächtigten.

Die aufständische Bewegung hatte ihren Höhepunkt erreicht. Es bedurfte jetzt nur eines zielbewussten, einheitlichen Handelns, und ganz Süddeutschland scharte sich um das Banner der Revolution. Aber nur allzu schnell ward offenbar, dass der „arme Kunz“ zwar über viele geschickte Hände und nervige Fäuste, aber über keinen einzigen wirklich fähigen Kopf verfügte.

Nachdem die Regierung auf dem Tübinger Landtag, zu dem die Vertreter der Bauernschaft nicht zugelassen wurden, der bäuerlichen Wirtschaft ein paar kümmerliche Zugeständnisse wegen des Wildschadens gemacht hatte, wurden die Aufständischen durch allerlei schöne Versprechungen des perfiden Herzogs zum Auseinandergehen bewogen und dann durch die schauerlichen Blutgerichte zu Schorndorf und Stuttgart und durch eine gründliche Entwaffnung des gesamten Landvolkes jeder ferneren Widersetzlichkeit vorgebeugt. —

Noch leichter als in Württemberg gelangte die Unterdrückung eines im Entstehen begriffenen „armen Konrad“ im Badischen. Achthundert Einwohner des Bühlerthales hatten sich unter Anführung des Gugelbastian zu einem geheimen Bunde zusammengethan. Ehe jedoch die Verschworenen zum Handeln sich aufraffen konnten, wurde die Bewegung vom Markgrafen Philipp von Baden niedergeworfen.

Nichtsdestoweniger hielt die Gährung im südlichen Deutschland an. Überall hören wir von heimlichen

Zusammenkünften und Bündnissen, die namentlich eine Verbindung mit den Schweizern planten. 1522 scharten sich die Bauern im Hegau um eine weisse Fahne, auf welcher ein goldener Bundschuh und eine Sonne zu schauen war. Dabei stand die Inschrift: „Wer frei sein will, folge diesem Sonnenschein."

Die allgemeine Abneigung der herrschenden Klassen, von ihren berechtigten oder unberechtigten Ansprüchen etwas nachzulassen, sorgte dafür, dass die Idee des „Bundschuhs" und des „armen Konrad" nicht untergingen. Selbst die grausamsten Strafen verfingen nicht, so lange der Glaube an die Unverbesserlichkeit der Herren und an die Zukunft der Revolution lebendig blieb. —

II.

Die altevangelischen Gemeinden*) und die Wiedertäufer.

Je mehr die römische Kirche bemüht war, die individuelle Freiheit des Glaubens und Denkens durch hierarchische Satzungen zu unterdrücken, das ganze religiöse Leben unter das eherne Joch einer prunkvollen Priesterkirche zu beugen, jemehr sie den Gottesdienst in un-

*) Vergl. Hurter: Gesch. Papst Innocenz III. u. seiner Zeitgenossen. 4 Bde. Hamburg; 1834. — C. Ullmann: Reformatoren vor der Reformation. 2 Bde. Hamburg; 1841—42. — U. Hahn: Gesch. der Ketzer im Mittelalter. 3 Bde. Stuttgart; 1845—50. — H. W. Erbkam: Gesch. der protestantischen Sekten. Gotha; 1848. — C. Schmidt: Histoire et doctrine de la secte des Chartares ou Albigeois. 2 Bde. Paris; 1849. — F. Bender: Gesch. der Waldenser. Ulm; 1850. — W. Dieckhoff: Die Waldenser im M.-A. Göttingen; 1851. — L. Ranke: Deutsche Gesch. im Zeitalter der Reformation. 5 Bde. Berlin; 1852. — K. A. Wenzel: Neuere Gesch. der Deutschen seit der Reformation. Bd. 1 u. 2. Breslau; 1854. — C. Hagen: Deutschlands literarische u. religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter. 3 Bde. Frankfurt; 1863. —

verständliche Formen, in wüsten Wunderglauben und masslosen Reliquien- und Bilderdienst hatte ausarten lassen, desto lebhafter regte sich im Volksleben die Sehnsucht nach tieferer Belehrung und religiöser Erleuchtung, desto kühner rang der Menschengeist, sich den drückenden Fesseln hierarchischen Zwanges zu entwinden. Protestierende Parteien traten in der Gestalt von geheimen Gemeinden auf, stellten dem Glanze und der irdischen Herrlichkeit der sichtbaren Kirche, dem schamlosen Eigennutz und der sittlichen Verwilderung ihrer Diener die apostolische Armut und Lebenseinfachheit entgegen, forderten anstatt des geistlosen Kultus- und Opferdienstes die Unterweisung aus den heiligen Schriften, die der Laienwelt gänzlich entzogen waren, und den Gebrauch der Landessprache bei ihren gottesdienstlichen Verrichtungen, verwarfen die Sakramente und setzten an die Stelle der sinnlichen Wassertaufe eine geistige Weihe mit Handauflegung, stellten an die Stelle des historischen Christus den idealen Gottessohn ihrer Einbildung und deuteten die Wunder und das ganze geschichtliche Leben Jesu in Allegorien um. Auch die im Urchristentum liegende Idee des Kommunismus rang in diesen Sekten vielfach nach Verwirklichung.

Jene orientalischen **Paulicianer,** die schon im 7. Jahrhundert der erstarrten griechischen Kirche eine Art

---

H. A. Schuhmacher: Die Stedinger. Bremen; 1865. — G. Lechler: Johann Wiclef u. die Vorgesch. der Reformation. 2 Bde. Leipzig; 1873. — W. Maurenbrecher: Studien u. Skizzen aus der Reformationszeit. Leipzig; 1874. — W. Preger: Gesch. der deutsch. Mystik. 2 Bde. Leipzig; 1874—76. — H. Reuter: Gesch. der religiösen Aufklärung im M.-A. 2 Bde. Berlin; 1875—77. — Douais: Les Albigeois. Paris; 1880. — H. Haupt: Die religiös. Sekten in Franken vor der Reformation. Würzburg; 1882. — Vergl. ferner die Kirchengesch. von Neander, Hase, Giseler, Baur.

reformatorischer Richtung entgegengesetzt hatten, bildeten den dualistischen Lehrbegriff der Manichäer mit anderen alten Träumereien zu einem seltsamen Religionssystem aus.

Verwandt mit ihnen waren unter den slavischen Völkern der Niederdonau die **Bogomilen** (Gottesfreunde). Nach ihrer Geheimlehre war die Schöpfung ein Werk Satanaels. Das böse Grundwesen stürzte Welt und Menschheit ins Verderben, bis Gott seinen zweiten Sohn Christus in die Welt sandte, der die Macht des feindlichen Bruders brach. Aber nur die Gläubigen, welche durch eine besondere Weihe in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen sind, wurden der Erlösung teilhaftig.

Die Einweihung, durch Anrufung des heiligen Geistes mit Handauflegen an dem Proselyten vollzogen, der eine längere harte Prüfungszeit erfolgreich bestanden haben musste, war die heiligste symbolische Handlung der Bogomilen. Dagegen verachteten sie die Sakramente, die Anbetung der Heiligen, die Verehrung der Reliquien, überhaupt den ganzen kirchlichen Kultus als Wirkungen der Dämonen. Jedoch war es ihren Anhängern gestattet, um allen Anfeindungen zu entgehen, sich äusserlich daran zu beteiligen. Hierdurch gelang es in der That der geheimen Sekte, lange ungestört ihr Wesen zu treiben, bis endlich auch über sie das Verhängnis in Gestalt blutiger Verfolgungen hereinbrach. Trotzdem haben sich kleine Gemeinden von Bogomilen und Paulicianern als geheime Genossenschaften durch das ganze Mittelalter in den Thälern des Hämus erhalten.

Ungleich tiefer als sie griffen die **„Katharer“** (die Reinen) und Waldenser in das abendländische Kultur- und Religionsleben ein.

Der Ursprung der in Oberitalien und Süd-Frankreich weit verbreiteten Genossenschaft der Katharer

ist in Dunkel gehüllt. Indes weisen der Name sowie die Grundzüge ihrer Lehre auf orientalische, besonders auf mannichäische Vorstellungskreise hin.

Wie die Bogomilen verwarfen sie jede äussere Kundgebung des religiösen Lebens in bestimmten Formen und setzten an die Stelle der sinnlichen Wassertaufe eine geistige Weihe mit Handauflegung, die sie „consolamentum“ (Tröstung) nannten und die nach dreitägigen Büssungen und Fasten erteilt wurde.

Das Consolamentum verpflichtete zur strengsten Entsagung aller Güter- und Sinnengenüsse, selbst zur Enthaltung animalischer Nahrung und ehelicher Gemeinschaft. Daher unterzog sich der Geistestaufe nur die auserwählte Klasse der „Vollkommenen“. Die meisten Katharer blieben in dem niederen Stande der „Gläubigen“ und empfingen erst bei herannahendem Tode das unerlässliche Heilmittel des Consolamentum. Ausser den Gläubigen gab es noch „Auditoren“ oder „Katechumenen.“

Aus der beschränkten Zahl der Vollkommenen, den wahren Trägern und Verwaltern der katharischen Lehren und Gebräuche, wurden die Vorsteher gewählt, und mit der Zeit bildete das Bedürfnis nach Ordnung und Zusammenhalt eine entsprechende Hierarchie — Bischöfe, Vikare, Diakone — unter ihnen aus, so entschieden sie auch die katholische verwarfen. In schmucklosen Bethäusern wurde eine Art Liebesmahl gefeiert, wobei die „Vollkommenen“ das Brod brachen und segneten. Nur das neue Testament galt den Katharern*) als ein göttliches Buch. Die Verbote der Berg-

*) Im Gegensatz zu ihnen verband eine in den letzten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts in Oberitalien sich verbreitende Sekte von Judenchristen, die „Passagier“, mit christlichen Lehren die buchstäbliche Beobachtung der mosaischen Gesetze mit Aus-

predigt wörtlich nehmend, verdammten sie den Krieg, die Todesstrafe und den Eid. Die Wunder und das ganze geschichtliche Leben Jesu deuteten sie allegorisch.

Während der langjährigen Kämpfe der Hohenstaufen mit dem Papsttum, infolge deren die Ketzerverfolgungen meistens ruhten, breitete sich die mystische Sekte, deren Glieder sich an geheimen Zeichen erkannten, mächtig aus. Der Reiz des Geheimnisvollen, der ihnen und ihrer Lehre beiwohnte, das heilige Leben der „Vollkommenen", der tugendhafte Wandel und der sittliche Ernst, der alle Katharer auszeichnete, und die todesmutige Standhaftigkeit einzelner katharischer Märtyrer mehrten unaufhörlich ihre Zahl. —

In Bestrebungen und Zwecken verwandt mit den Katharern, aber frei von deren mystischen und asketischen Schwärmereien, war die bibelgläubige Gemeinschaft der **Waldenser.**

Ihren Ursprung und Namen verdankten sie einem reich begüterten Kaufmann aus Lyon, Petrus Waldus, der, eine tiefinnerliche Natur, durch ein erschütterndes Ereignis auf die Nichtigkeit alles Irdischen hingeführt, um 1170 im Rhônegebiete als Bussprediger und Religionslehrer auftrat, nachdem er seine reichen Güter unter die Armen verteilt hatte.

Seine Vorträge zogen zahlreiche Hörer an und gewannen ihm viele Herzen. Vergeblich untersagte ihm und seinen Anhängern der Erzbischof von Lyon das Predigen. Barfuss und in wollene Bussgewänder gehüllt, zogen sie, zwei und zwei von ihnen, im Lande

---

nahme der Opfer. Im Übrigen waren sie in der Polemik gegen die katholische Kirche mit den anderen häretischen Vereinen jener Zeit durchaus verwandt.

umher, gleich dem Heiland und seinen Jüngern alles gemein haltend.

Da sprach Papst Lucius III. (1184) den Bann über sie aus. Aber unbekümmert um alle Drohungen und Gefahren widmeten sich die Waldenser dem freiwillig übernommenen Lehr- und Predigtamt, gründeten Gemeinden in Südfrankreich und in Oberitalien, in den Hochthälern der Kottischen Alpen, verbreiteten von Metz aus ihre Ansichten über Lothringen bis an den Rhein und zogen über die Pyrenäen nach Spanien.

In geheimen Konventikeln wurde die Bibel gelesen und erklärt, den mysteriösen Gnadenmitteln der Kirche und den überirdischen Wirkungen des Priesteramtes der Glaube und das bussfertige innere Christentum gegenüber gestellt.

Zu Anfang des 13. Jahrhunderts besassen im südlichen Frankreich die Katharer und Waldenser ein entschiedenes Übergewicht über die Kirche. Angesichts dessen rief sie ganz Frankreich zum Kreuzzuge wider die ketzerischen Rivalen auf. In zwanzigjährigem Vernichtungskampfe hielt die obsiegende Hierarchie ihren blutigen Triumphzug über die Ruinen des nationalen Glückes und Wohlstandes. Nach Beendigung des Krieges vollendete die Inquisition, jenes schreckliche, jedes Rechtsgefühl und alle Menschlichkeit schändende Glaubensgericht, die gewaltsame Bekehrung des unglücklichen Landes.

Die Albigenserkriege (1215—1235) haben die Waldensergemeinden*) ins Herz getroffen. Doch entgingen

---

*) Eine den Waldensern verwandte Richtung, jedoch selbstständigen Ursprungs waren die lombardischen Armen (Humiliati), hervorgegangen aus Arbeiterverbindungen und zehrend von der geistigen Hinterlassenschaft Arnolds von Brescia († 1155).

Wie dieser machten sie die Wirksamkeit der Gnadenmittel von der Würdigkeit der verwaltenden Priester abhängig und sahen

viele ihrer Mitglieder dem allgemeinen Verderben und retteten ihren Glauben und ihre kirchlichen Formen auf spätere Zeiten. „Mit geheimen Erkennungszeichen haben sie oft verborgen mitten in der katholischen Welt gelebt, ein Licht in der Finsternis, evangelische Tugenden mit der Bibel verbreitend, bereit, um mit der Kraft eines Christentums auf Grund der heiligen Schrift an jeder höheren Entwicklung teilzunehmen.“ —

Wie wenig der Widerstand gegen die entartete Kirche versiegt war, das beweisen im 14. und 15. Jahrhundert jene ungezählten frommen Genossenschaften, die unter den verschiedensten Formen bald in schwärmerisch-sinnlichen Andachtsübungen und Büssungen, bald in mystischer Vertiefung und Gemütserschütterung in die baufällige Hochburg der Hierarchie eindrangen, während die Massen mit ahnungsreichen Erwartungen diese Auswüchse einer unklaren religiösen Begeisterung begrüssten und dem verführerischen Reize des Mysteriums als gelehrige Schüler folgten.

Hierher gehören die **„Brüder und Schwestern des freien Geistes“** mit ihren Nachzüglern, den „Wilhelmiten“ und „Joachiten“, welche die Gütergemeinschaft für ein wahrhaft christliches Institut erklärten, die „Ortlieber“ im Elsass, die „Apostelbrüder“ in

---

in der heiligen Schrift die alleinige Quelle und Norm aller religiösen Erkenntnis.

Träger der gesamten Amtsgewalt war die Gemeinde, in deren Namen und Auftrag sie ausgeübt wurde von den Geistlichen (Ministri). Diese im Cölibat und freiwilliger Armut lebend und ohne Unterlass in der Bibel forschend, leiteten die Andachtsübungen und die Seelsorge in den Gemeinden oder zogen predigend unter allerlei Verhüllungen als Handwerker und Hausierer im Lande umher, versammelten die Gläubigen in abgelegenen Orten zur Predigt und Schrifterklärung, verteilten Andachtsbücher und nahmen die Beichte ab. —

Italien, die in freiem Gehorsam, ohne Gelübde und äusseren Zwang, die geistige Erneuerung der Welt anstrebten. Wie viel Schwärmerischss und Ungesundes auch in ihren Lehren enthalten war, sie zählten tausende gläubiger Anhänger.

Von den **„Spiritualen“** oder **„Fraticellen“**, welche aus dem Franziskaner-Orden hervorgegangen waren, starben viele Brüder freudig auf dem Scheiterhaufen dafür, dass sie auf Erden nichts besitzen wollten. Unter Gefahren und Drangsalen aller Art gründeten die kühnen Apostel der Armut und eines unsträflichen Wandels im Geheimen mehrere Niederlassungen, bis sie, durch einige Zugeständnisse versöhnt, als „Minoritenbrüder der strengen Observanz“ in Selbständigkeit und unter eigenen Oberen fortbestehen durften.

Die **„Beghinen“** und **„Begharden“** *) waren Vereine von Frauen und Männern zur Krankenpflege und Totenbestattung, welche, in eigenen Beghinenhöfen lebend, den vermittelnden Übergang vom Zwange des Mönchs- und Klosterlebens zur Freiheit des Laienlebens bildeten.

Erwähnung verdienen ferner die Genossenschaften der **„Turlupinen“** (Spassmacher) und **„Pastorellen“**, der **„Tänzer und Springer“**, **) welche, Männer und Frauen, Hand in Hand geschlungen, gleich den Derwischen, solange sich im Kreise drehten, bis sie erschöpft zu Boden sanken. Während des Tanzes glaubten sie den Himmel offen zu sehen und mit dessen Bewohnern im Verkehr zu stehen.

Allen diesen Erscheinungen krankhafter Religions-

---

*) Diese sonderbaren Bezeichnungen sollen von dem altdeutschen Verbum „bedgan“ = beten stammen.

**) Vergl. Hecker: Die Tanzwut, eine Volkskrankheit im M.-A. Berlin; 1832.

schwärmerei lag das Bestreben zu Grunde, die christliche Idee der Weltüberwindung und Weltentsagung mit gewaltsamen Mitteln zu verwirklichen, einen neuen Weg des Heils unabhängig von der Kirche zu finden.

Dieser sinnliche Drang nach dem Reiche Gottes bildete auch den tiefen Urgrund der **Geisslergenossenschaften***) (Flagellanten), die um so fruchtbareren Boden fanden, als weite Länderstrecken gerade damals von der Pest (dem schwarzen Tod), von Hungers- und Wassersnöten furchtbar heimgesucht wurden, und die Kirche in dem grässlichen Elend den verwirrten Gemütern keinen genügenden Trost gewähren konnte. Die Geissler durchzogen im 14. Jahrhundert die Gegenden am Rhein, Spanien, Frankreich, Britannien, unter schauerlichen Bussgesängen den Leib blutig schlagend und Christum anrufend. Sie standen unter selbstgewählten Meistern, die in der Regel nicht dem Klerus angehörten und auf Grund der blutigen Marterbusse die Absolution erteilten.

Hand in Hand mit diesen Sekten gingen die **Mystiker.** Während die bisherigen mystischen Richtungen der Kirche gegenüber negativ waren, begann jetzt — im 14. Jahrhundert — eine rein positive, die Kirche wahrhaft vertiefende Mystik sich aufzubauen.

Ihren Reigen führt der tiefsinnige Meister **Eck-**

*) Der Flagellantismus suchte die europäische Menschheit wie eine verheerende Epidemie heim, der Millionen rettungslos erlagen. Als endlich der Papst, nachdem die öffentliche Meinung sich entschieden gegen den zügellosen Fanatismus der Geisslervereine und die namenlose Rohheit ihrer religiösen Darstellungen gewandt hatte, deren Fahrten untersagte, verschwand allmählig die schreckliche Seuche. Und aufatmend erzählt die Limburger Chronik: „Da das Sterben, die Geisslerfahrt, Römerfahrt, Judenschlacht ein End hatten, da hub die Welt wieder an zu leben und fröhlich zu sein.“

hard*) **von Strassburg** († 1329) an. Der idealistischen Philosophie der Neuplatonismus ergeben, vielleicht auch von der durch die Kreuzzüge vermittelten indischen Weisheit berührt, „stand er mit seinem leidenschaftsvollen Gefühl der Gottesnähe und mit seiner heiligen Liebesglut gleichsam schwindelnd auf einer Höhe, auf welcher der Unterschied zwischen Gott und Mensch, zwischen Christus und Geist, zwischen Gut und Bös ihm verschwand.“

Die Gedanken Eckhards bauten begeisterte Schüler aus und trugen sie in alle Welt hinaus.

Die leidenschaftliche Neigung dieser Zeit zur Mystik beweist u. a. die weitverzweigte Verbindung der **Gottesfreunde,** die in Basel ihren Hauptsitz hatte, wo der grosse Nikolaus als sichtbarer Papst einer unsichtbaren Kirche waltete. Die Glieder derselben waren in einem stillen Geheimbund vereinigt, dessen Zweck hauptsächlich darin bestand, die römische Kirche auf ihre reinste Form zurückzuführen.

Der Bund selbst war nach verschiedenen Graden geordnet. Dem „Meister“ ward die grösste Machtvollkommenheit zugestanden. Seine Aussprüche, Visionen, Gebote fanden unbedingten Gehorsam und zweifellosen Glauben. Ihre Verbindung erstreckte sich über viele Länder. In Deutschland, Italien, Ungarn hatte sie eingeweihte Freunde.

In ihren philosophischen Spekulationen gerieten die Gottesfreunde zum teil auf das gefährliche Gebiet des Pantheismus. Von sonstigen Wissenschaften und Künsten pflegten sie mit Vorliebe eine mystisch alle-

---

*) Vergl. Bach: Meister Eckhard, Der Vater der deutschen Spekulation. Wien; 1864. — Lasson: Meister Eckhard der Mystiker. Berlin; 1868. — Linsemann: Der ethische Charakter der Lehre Meister Eckhards. Tübingen; 1873.

gorische Art von Poesie, wie das Buch der sieben Grade, worin das Streben der Seele nach einer Vermählung mit Gott sinnbildlich dargestellt wurde. Die Kirche bekämpfte die ketzerische Richtung mit Schwert und Brand, „aber Blut und Asche derer, die für ihre bessere Ueberzeugung gestorben waren, dämpften nicht die Bewegung, gab ihr vielmehr Kraft und Nachhaltigkeit!“

Mit den Gottesfreunden standen in Verbindung zwei Männer, die als Hauptrepräsentanten der Mystik des 14. Jahrhunderts anzusehen sind: **Johann Tauler** von Strassburg, der geist- und gemütvolle Kanzelredner († 1301), und der von göttlicher Lebenswärme durchglühte **Heinrich Suso** in Konstanz († 1365). Ihre Schüler bildeten die „Brüderschaft der ewigen Weisheit“ und standen in hohem Ansehen.

Auch Johann Ruysbroeck († 1381) hatte durch seine schwungvollen Schriften und durch sein in die göttliche Liebe versenktes Leben die Vergeistigung des religiösen Elements nicht unwesentlich gefördert. Unter dem Einfluss seines Geistes gründete Gerhard Grote die Genossenschaft der **„Brüder des gemeinsamen Lebens“**.

Diese Brüder lebten ohne Mönchsgelübde in eigenen Brüderhäusern und suchten durch Erbauungsstunden, an welchen Jedermann teilnehmen konnte, durch Volks- und Jugendunterricht, durch Abschreiben der Bibel und, nach Erfindung der Buchdruckerkunst, durch Drucklegung derselben christlich religiöses Leben bei sich und bei ihren Mitmenschen zu fördern. Sie gründeten auch zahlreiche Schwesternhäuser und entfalteten, besonders in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland, eine ausgedehnte segenbringende Thätigkeit.

Die Anhänger aller dieser Bestrebungen, die sich in Böhmen zu einem wirren Knoten von Meinungen und Thaten zusammengeballt und daselbst den Husitis-

mus zu Wege gebracht hatten, die Gottesfreunde, die Begharden und Waldenser, die Fraticellen und Lollharden, und wie die merkwürdigen Vereinigungen und wunderlichen Sekten alle heissen mögen, bildeten, besonders in Deutschland, eine unabsehbare Kette von Gemeinden, welche, obschon ohne feste innere Gemeinschaft und fern von der Idee eines zielbewussten Kampfes und einer planmässigen Agitation dennoch die von ihnen ausgesprochenen Gedanken den breiten Massen des Volkes unausrottbar einprägten und so ihrerseits den Boden bestellten, auf welchem dann die Saat der Reformation fröhlich emporspriessen konnte.

Im engen Zusammenhange mit den ketzerischen Reformparteien, vor allen Dingen mit den Waldensern, den böhmischen Brüdern und den Mystikern, stand die radikale Sekte der **Wiedertäufer.***)

Ein Kind der tieferregten Zeit der kirchlichen Revolution, erwachte in ihm das uralte asketische Ideal, wie es der mittelalterlichen Weltanschauung zu Grunde liegt, noch einmal zu neuem, ungeahntem Leben und zeitigte in wunderlichem Gemisch spitzfindige Spekulation und überschwengliche Gefühlsinnigkeit, altchrist-

*) Vergl. J. Döllinger: Die Reformation, ihre innere Entwicklung und ihre Wirkung. 3 Bde. Regensburg; 1846—48. — C. A. Cornelius: Gesch. des Münsterischen Aufruhrs. Leipzig; 1855—60. — K. W. Bouterweck: Zur Litteratur und Gesch. der Wiedertäufer. Bonn; 1864. — C. A. Cornelius: Die niederländ. Wiedertäufer während der Belagerung Münsters 1534—1535. München; 1869. — C. Egli: Die Züricher Wiedertäufer. Zürich; 1878. — L. Keller: Gesch. der Wiedertäufer und ihres Reichs zu Münster; 1880. — J. Janssen: Gesch. des deutschen Volkes. III. Bd. Freiburg i. Br.; 1881. — A. Brons: Ursprung, Entwicklung und Schicksale der Taufgesinnten oder Mennoniten. Norden; 1884. — F. O. Zur-Linden: Melchior Hoffmann, ein Prophet der Wiedertäufer. Haarlem; 1885.

liche Todesfreudigkeit und wildesten Fanatismus, mönchische Weltentsagung und phantastische Weltherrschaftsgedanken.

Die Anfänge des evangelischen Radikalismus in Deutschland finden sich im gewerbreichen Zwickau, wo noch husitische Regungen nachzitterten, in Alstädt und Mühlhausen, wo Münzer*) und Pfeiffer, fanatische Demagogen, von der Rolle eines Moses und Gideon träumend, sich ein rotes Kreuz und ein blosses Schwert vortragen liessen, nach wiederholten Krawallen im März 1525 den alten Rat stürzten und das kommunistische Gottesreich auf Erden organisierten.

Bald wurden Nürnberg, Augsburg, Strassburg, Zürich Sammelpunkte einer Sektenbildung, in welcher bereits die verschiedenen Elemente des entwickelten Täufertums deutlich erkennbar sind: Neben ängstlichem Biblizismus ekstatische Erregung, überschwengliche Gefühlsinnigkeit und der feste Glaube an die göttliche Inspiration des Einzelnen, neben altchristlicher Frömmigkeit ungezügelter Fanatismus, neben mönchischer Weltentsagung und Weltabgeschiedenheit phantastische Weltherrschaftsgedanken, wilde chiliastische Träume von einer Zukunft voll Blutvergiessen und Siegesjubel.

Seit Anfang 1525 besass die radikale Bewegung auch ein gemeinsames äusseres Kennzeichen in der Wiedertaufe, welche zuerst in den schweizerischen Gemeinden aufkam.

---

*) Eine von verzehrenden Leidenschaften beherrschte Natur, feurigen Blickes, nicht frei von sinnlichen Regungen, voll dämonischer Beredtsamkeit, war Thomas Münzer ganz geschaffen zu einem Revolutionsprediger. Den in ihm wohnenden agitatorischen Trieb verriet er u. a. durch Gründung von Geheimbünden in Halle und Alstädt „zur Verwirklichung des Reiches Gottes in Freiheit, Gleichheit und Lauterkeit“, deren Genossen sich durch eigene Tracht und lange Bärte auszeichneten. —

Nach dem grossen Bauernkriege (1525—26) mussten die Wiedertäufer zur Heimlichkeit ihre Zuflucht nehmen. In unauffälligen Verkleidungen schlichen sie in den deutschen Landen umher, drangen in die Häuser, bearbeiteten deren Bewohner, brachten geheime Zusammenkünfte zustande und wussten die Teilnehmer für ihre Ideen zu begeistern. Sie wandten sich vornehmlich an die niederen Volksklassen, die Handwerker und Bauern, die erkorenen Lieblinge aller Volksfreunde in diesen aufgeregten Jahrzehnten.

Namentlich waren ihre Lehren für den Handwerkerstand, der in dumpfer Werkstätte in seiner Weise über die Dinge dieser Welt nachsann, so einleuchtend, dass sie sich mit der wuchernden Schnelligkeit eines ansteckenden Übels nach allen Weltgegenden verbreiteten und überall schwärmerische Anhänger fanden. Es giebt kaum ein christliches Land, wo nicht Spuren von dem Wirken dieser fanatischen Religionsschwärmer nachweisbar sind. Mit ihrer allmählig bis zum hellen Wahnsinn gesteigerten religiösen Überspannung, die zum Umsturz aller bestehenden staatlichen und kirchlichen Ordnung führen musste, stiessen die Wiedertäufer auf den Widerstand und bald auf die unbarmherzigste Todfeindschaft aller Vertreter und Verteidiger der gesetzmässigen Zustände.

Und so begann 1526, von der Schweiz ausgehend, durch ganz Süd- und Mitteldeutschland eine wilde Jagd auf die gleich wilden Tieren gehetzten revolutionären Sektierer, in welcher menschliche Grausamkeit ihre ganze furchtbare Erfindungskraft aufbot, um zuletzt doch an dem Heroismus ihrer Opfer elend zu schanden zu werden. Die Empörung über die erlittenen Unmenschlichkeiten steigerte den Fanatismus wie die Standhaftigkeit der „Kinder Gottes.“ Das Martyrium bewährte wie immer seine ansteckende Kraft.

Wandernde Handwerker trugen die geheimnisvollen

Lehren weiter, sammelten Gläubige in geheimen Konventikeln, verkündeten die nahe Ankunft des Herrn zum Weltgericht und prophezeiten, dass die Kinder Gottes nicht nur aus dem allgemeinen Umsturz als Sieger hervorgehen, dass sie vielmehr selbst das göttliche Gericht vollstrecken müssten.

Mächtig wirkten die düsteren apokalyptischen Bilder und Ideen auf die erregte Phantasie des gemeinen Volkes, und begierig lauschten die Anhänger der Revolution den verwegenen Verheissungen. In Schwaben, Franken und Thüringen, in den gewerbereichen Städten des Rheins rührten sich die täuferischen Enthusiasten und bildeten Gemeinden. Bald war ganz Deutschland bis nach Holland hinein wie mit einem Netze von geheimen Separatisten überzogen, die durch Wanderprediger und Sendschreiben in regelmässiger Verbindung mit einander standen und jene erfolgreiche Propaganda ins Werk setzten, welche in kurzer Zeit in den Niederlanden und in Westfalen den täuferischen Fanatismus bis zu einer nie gesehenen Raserei steigerte und dann in Münster ein Feuer anfachte, „vor dessen Erglühen die Welt erschrack."

Aber nicht lange währte es, da erreichte der rächende Arm der Nemesis den hier errichteten despotischen Gottesstaat, in welchem der Kommunismus seine scheusslichsten Orgien feierte, in welchem geistlicher Hochmut und sinnliche Lüste, mystisch religiöse Schwärmerei und barbarische Grausamkeit die Menschen in wilde Bestien verwandelten. Die münsterische Katastrophe (1555) hemmte die Entwicklung der wiedertäuferischen Sekte. Ihre weltgeschichtliche Rolle war ausgespielt. Niedergebeugt und im tiefsten Elende zerstreuten sich ihre überspannten und phantastischen Anhänger nach allen Ländern. Die sitten- und staatsgefährlichen Grundsätze legten sie allmählig ab und die in ihren Lehren ent-

haltenen echt christlichen Ideen erlangten die Oberhand.

Auf sie gestützt, sammelte der fromme und betriebsame Menno Simons, ein ostfriesischer Priester, am Niederrhein und an den Gestaden des Nordmeeres die zerstreuten Reste der Taufgesinnten in kleinen Gemeinden, die, abgesondert von der Welt, ein stilles, arbeitsames Leben in christlicher Gemeinschaft führten. Und im Geiste der alten Apostel, oft verachtet und verfolgt, hat Menno den „Grund zur Organisation jener brüderlichen Gemeinschaften gelegt, die ohne Priester und Sakramente, aber mit strenger Sittenzucht sich in Deutschland und den Niederlanden als Mennoniten, in England und Amerika als Baptisten bis auf den heutigen Tag erhalten haben.“ —

III. Die Jesuiten.*)

1. Ihre äussere Geschichte.

Als das Mittelalter unaufhaltsam dem Grabe zueilte, nachdem seine bisherigen Lebenskräfte unrettbar verloren waren, war das Bewusstsein, dass eine gründ-

*) Vergl. u. a.: L. Lucius: Jesuiter-Historie. Von des J.-O.s Ursprung, Namen, Regulen etc. Basel; 1626. — Agricola: Historia provinciae Societatis Jesu Germaniae. München; 1727—54. — Corpus institutorum Societatis Jesu. 2 Bde. Prag; 1757. — J. Ch. Harenberg: Pragm. Gesch. d. O. der J. 2 Bde. Halle; 1860. — Sammlung der neuest. Schriften, welche die J. in Portugal betr. (Aus d. Ital.) 6 Bde. Frankfurt a. M.; 1760—62. — Sammlung der merkwürdigst. Schriften, die Aufhebung des J.-O. betr. o. O. 1773. — P. P. Wolf: Allg. Gesch. der J. von dem Ursprung ihres Ordens an. 6 Bde. Leipzig; 1803. — C. v. Lang: Gesch. d. J. in Bayern. Nürnberg; 1819. — J. Gurlitt: Gesch. der J. Hamburg; 1822. — F. Kortüm: Die Entstehungsgesch. d. J.-O. Mannheim; 1843. — E. Duller: Die J., wie sie waren u. wie sie sind. Berlin; 1845. — Geheime Verhaltungsbefehle der J. Belle-Vue (Constanz); 1845. — Fr. Schuselka: Der Jesuiten-

liche Neugestaltung der Dinge notwendig sei, in der europäischen Menschheit allgemein. Derweil aber die romanischen Nationen sich auf die durch die wunderbaren geographischen Entdeckungen eines Columbus und Vasco da Gama neu eröffneten unermesslichen Bahnen der Abenteuer und Eroberungen warfen in wilder Hast, mit ungezähmter Thatenlust, wandte sich allein das deutsche Volk mit seiner ganzen tiefen Innerlichkeit der geistigen Arbeit zu und begann mit ausserordentlichem Eifer an seiner geistigen Wiedergeburt zu arbeiten.

Schon seit geraumer Zeit regte sich, wie wir gesehen haben, in deutschen Landen lebhaft der Gedanke einer zeitgemässen, umfassenden Reform in allen Schichten der Bevölkerung. Nicht nur der Bürger- und Bauernstand, sondern auch zahlreiche verständige und wohlgesinnte Vertreter des hohen und niederen Adels, wie der ehrenwerte, feingebildete Erzbischof Berthold von Mainz (1442—1504) und der reichbegabte, rede- und

---

krieg geg. Oesterreich u. Deutschland. Leipzig; 1845. — J. G. Köberle: Aufzeichnungen eines Jusuitenzöglings im deutschen Kolleg zu Rom. Leipzig; 1846. — Junius: Der Jesuitismus in Belgien. Ein warn. Wort. (Aus d. Franz.) Düsseldorf; 1846. — H. v. Orelli: Das Wesen des J.-O. Potsdam; 1846. — J. A. M. Brühl: Neueste Gesch. der Gesellschaft Jesu. Gleiwitz; 1847. — S. Sugenheim: Gesch. d. J. in Deutschland bis zur Aufhebung des Ordens durch Clemens XIV. (1540—1773). 2 Bde. Frankfurt a. M.; 1847. — V. Gioberti: Il Gesuita moderno. 5 tomi. Losanna; 1847. (Übers. v. Seyfert. 3 Bde. Leipzig; 1849). — Enthüllungen der neuesten Umtriebe der J. in Deutschland. Leipzig; 1851. — Jesuiten u. Jesuitereien. Berlin; 1853. — H. A. Bergmann: Die geheimen Instructionen für die Gesellschaft Jesu. Erfurt; 1853. — Vigilantius: Die geheime Instruction d. J. Leipzig; 1863. — Carayon: Bibliographie histor. de la Compagnie de J. Paris; 1864. — P. Hoffmann: Die J., Gesch. und System des J.-O. 2 Bde. Mannheim; 1870. — E. Zirngiebl:

schriftgewandte Staatsmann Gregor Heimburg*) († 1472) kämpften und litten bis zum letzten Atemzuge für ihre Ideen von einer Wiedergeburt des deutschen Volkes.

Und als nun die Zeit erfüllet war und der Wittenberger Augustinermönch das langersehnte, erlösende Wort sprach, furchtlos, selbstlos, mit unbeugsamer Ueberzeugung und mit der rücksichtslosen Energie eines ungewöhnlich starken Gemütes, da erglühten hunderttausende deutscher Herzen im Hochgefühl der Freiheit und im Hasse gegen die hierarchische Tyrannei. Unaufhaltsam zog die Reformbewegung ihre Kreise; ein neues Reich der Geister erstand, freilich um bald nachher einer heillosen Erstarrung und Verknöcherung anheimzufallen. Der ewige Wechsel der Geschicke behielt sein Recht. —

Jeden grossen Kulturfortschritt muss die Menschheit einkaufen mit einem Meer von Blut und Thränen. Das ist ihre unabweisbare Bestimmung. Auf Erden

---

Studien über d. Institut der Gesellschaft J. Leipzig; 1870. — J. C. Bluntschli: Rom u. die Deutschen. Berlin; 1872. (Zeit- u. Streitfrag.) — F. Deym: Beiträge zur Aufklärung über die Gemeinschädlichkeit des J.-O. Leipzig; 1872. — J. Fr. Schulte: Die neueren Kath. O. u. Kongregationen. Berlin; 1872. (Zeit- u. Streitfrag.) — J. Huber: Der J.-O. nach s. Verfassung u. Doktrin, Wirksamkeit u. Gesch. Berlin; 1873. — O. Thelemann: Der J.-O. nach s. Gesch. u. s. Grundsätzen. Detmold; 1873. — J. Friedrich: Beiträge zur Gesch. des J.-O. München; 1881. — Sommervogel: Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudon. publié par des religieux de la Comp. de J. 2 Bde. Paris; 1884. — O. Henne am Rhyn: Die J., deren Gesch., Verfassung, Moral etc. Leipzig; 1889. — M. Ritter: Deutsche Gesch. im Zeitalter der Gegenreformation u. des 30jähr. Krieges. I. Bd. Stuttgart; 1889. — H. J. Graeber: Die geheimen Vorschriften (monita secreta) u. 31 Instructionen der Novizen von u. für J. Barmen; o. J. —

*) Vergl. C. Brockhaus: Gregor (von) Heimburg. Leipzig; 1861.

scheint eben für ein reines und vollkommenes Dasein kein Raum zu sein. Das zeigt u. a. mit schneidender Klarheit die Geschichte der Gegenreformation.

Die in ihren Grundfesten erschütterte römische Kirche hatte der von Wittenberg drohenden Gefahr nicht unthätig zugeschaut, sie hatte vielmehr angesichts derselben eifrig an ihrer Regeneration gearbeitet, „ganz im alten hierarchisch-päpstlichen Sinne zwar, aber mit Berücksichtigung und Benutzung aller Mittel und Umstände, welche ihr die neue Zeitlage darbot.“ Zu diesem Zwecke setzten sie nicht nur eine umfassende Reform des veralteten Mönchs- und Klosterlebens ins Werk, welche den Zeitgenossen dessen Notwendigkeit und Nützlichkeit gleichsam vor Augen führen sollte, sondern schuf auch eine ganze Reihe neuer Ordensinstitute, die mehr eine dem Protestantismus entgegen wirkende Tendenz annahmen.

Die eigentliche Verjüngung des Katholizismus aber stellt sich dar in der Gesellschaft Jesu.*) Trat sie doch ins Leben, „um die mittelalterliche Idee der Kirche und der christlichen Herrschaft gründlicher als bisher und mit den Mitteln einer voranschreitenden Bildung zu verwirklichen.“

Sie ging aus Spanien hervor, der alten Heimat des

*) Es ist eine merkwürdige Erscheinung in der Geschichte der römischen Kirche, „dass jede Zeit grosser kirchlicher Krisen und ausserordentlicher Aufgaben neue Orden mit neuen Kräften hervorrief. So traten bei der entscheidenden Ausgestaltung der mittelalterlichen Hierarchie die Kluniazenser auf den Kampfplatz; die Vereinigung von Mission und Bodenkultur führte die Zisterzienser und Prämonstrazenser ins Feld; den Angriffen der Ketzer gegen die kirchliche Lehre und die verweltlichte Geistlichkeit stellten die Dominikaner ihre Studien, die Franziskaner ihr Armutsideal entgegen; die erfolgreichste Auflehnung gegen die katholische Lehre und die Art ihrer Begründung, gegen die hierarchische Verfassung und kirchliche Disciplin, welche die Welt bis dahin gesehen hatte, rief den Jesuitenorden ins Leben“. —

Fanatismus, und wurde 1540 durch Ignatius von Loyola*) gestiftet, der auch zu ihrem ersten General auf Lebenszeit erhoben wurde.

---

*) Ignatius von Loyola, aus altadeligem aber unbemitteltem Geschlecht, verlebte seine Jugend am strenggläubigen Hofe Ferdinands des Katholischen. Ein ritterlicher Kriegsmann von tadellosem Rufe, aber ohne tiefere Bildung, vorlor I. bei der Belagerung der Feste Pamplona (1521) das rechte Bein. Auf seinem Schmerzenslager las er in Ermangelung der tollen nationalen Ritterromane, an deren Lectüre der abenteuerliche Spanier so oft seine heissblütige Seele berauscht hatte, phantasievolle Heiligengeschichten, und nicht lange währte es, so hatte ein neues Ideal sich seines Geistes bemächtigt; er wollte „wie St. Franciscus durch der Erde Elend sich des Himmels Herrlichkeit erwerben.“ Vor seiner enthusiastisch erglühenden Seele stand das verführerische Bild eines geistlichen Rittertums, das an todverachtendem Heroismus, an glänzenden Ruhmesthaten nimmer zurückstehen sollte hinter dem weltlichen.

Notdürftig geheilt, pilgerte I. nach dem berühmten Kloster Monserat, weihte hier dem wunderthätgen Marienbilde seine Waffen, erklärte sich zum Ritter der heiligen Jungfrau und zog sich dann in das Dominikanerkloster in dem benachbarten Manresa zurück, um ganz der Askese und Kontemplation zu leben. Nach furchtbaren Kasteiungen, die ihn an den Rand des Grabes brachten, kehrte infolge wunderbarer Erscheinungen und seliger Erleuchtungen wieder Friede in die umnachtete Seele des wundersamen Mannes ein. Er fasste nun den Plan, ein wirksames Leben zu führen, und unterzog sich demgemäss einer weniger aufreibenden Art der Askese.

Als Bettler zog der ehemalige Hidalgo nach dem heiligen Lande. In die Heimat zurückgekehrt, begann er mit unglaublicher Anstrengung und unter den aufreibendsten Entbehrungen und Übungen in Alcala und Salamanca sich dem Studium der Grammatik, der Philosophie und Theologie zu widmen. Der scharfsinnige Kopf hatte schnell genug erkannt, dass er, um eine tiefgreifende Wirksamkeit auf fremde Seelen zu entfalten, der schulmässigen Bildung nicht entraten könne.

Von Salamanca eilte I., nur mit Mühe dem blutigen Arme der Inquisition entronnen, die in dem seltsamen Schwärmer ein

Zu den drei gewöhnlichen Ordensgelübden der Keuschheit, der Armut und des Gehorsams fügte die Gesellschaft Jesu noch ein viertes: beständig ihr Leben dem Dienste Christi und der Päpste oder dessen irdischen Stellvertretern zu weihen. Sie wollten gehalten sein,

---

Mitglied der mystischen Secte der Alombrados witterte, nach Paris, wo er unter den schwersten Kümmernissen sich der Rhetorik und Philosophie befleissigte. Hier wusste er seine Studiengenossen, den Savoyarden Pierre Lefèvre (1506—1546) und den Spanier Franz Xavier (1506—1552), ehrgeizige, aber schwärmerische und hingebende junge Männer, für sein Zukunftsideal zu begeistern: einen Orden zur Verbreitung der wahren Religion unter Ketzern und Heiden zu stiften. Nachdem er noch andere Genossen, wie den scharfsinnigen Salmeron und den mit leidenschaftlicher Beredtsamkeit begabten Lainez, durch ein Übermass aufopfernder Freundschaft an sich gefesselt hatte, legte die kleine Schar in der unterirdischen Kapelle der Marienkirche von Montmartre das Gelübde ab zu einem geistlichen Kreuzzuge gegen die Ungläubigen im heiligen Lande. Für den Fall, dass unüberwindliche Schwierigkeiten es unausführbar machen sollten, wollten sie dem Papste ihre Dienste anbieten und sich ihm zu unbedingter Verfügung stellen. Das war die geheimnisvolle Stiftung des Jesuitenordens.

Nach kurzem Aufenthalte in der Heimat traf I. mit seinen Freunden, denen sich bereits drei neue Genossen angeschlossen hatten, der Übereinkunft gemäss, in Venedig zusammen. Der zwischen der Republik und den Türken ausgebrochene Krieg verhinderte aber die geplante Fahrt nach dem Morgenlande, ein Umstand, welcher der Sache jene bereits vorgesehene Wendung gab. Schon damals begann der junge Orden den durch die Reformation hervorgerufenen grossen Abfall im Abendlande mit gespannter Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Als sich auch ferner keine Gelegenheit bot, die Reise nach Palästina anzutreten, begaben sich die Freunde nach Rom. Unterwegs kam dem alten Offizier der hochfliegende Gedanke, seinem Verein den militärisch gemeinten Namen der „Compagnie Jesu“ (compañia de Jesus, societas Jesu) zu geben, eine Anmassung, welche die andern Orden dem wenig beliebten Kameraden niemals verziehen haben.

In Rom wusste die überernste Gesellschaft durch Speisung

allen Anordnungen des gegenwärtigen Papstes und seiner Nachfolger in Sachen des Seelenheiles, der Verbreitung des Glaubens überall und ohne jegliche Zögerung und Entschuldigung sogleich Folge zu leisten.

Zu einer Zeit, da die ganze Welt sich von Rom loszusagen schien, legte sich hier dem Papste ein aus phantastischen Anfängen rasch in das Stadium weltkluger Berechnung übertretender Orden bedingungslos zu Füssen. „Das ist der Finger Gottes!" — rief Paul III. aus, als er die Statuten las. Und bald dar-

---

der Armen mit erbetteltem Gelde, als Krankenpfleger durch unvergleichliche Aufopferung im Dienste des Elends, durch unermüdliche priesterliche Thätigkeit, durch zahlreiche Bekehrungen unter der Judenschaft bald einen tiefen Eindruck auf alle Bevölkerungsklassen zu machen. Gleichzeitig erfolgte am 27. September 1540 die kirchliche Bestätigung der Gesellschaft durch die Bulle Regimini militantis.

Dem Charakter des neuen Ordens entsprechend, blieb das Leben des Stifters der Krankenpflege, Kinderlehre und Seelsorge geweiht. Mit eiserner, von glühendem Fanatismus gestählter Energie lag er unaufhörlich geistlichen Übungen ob, ertötete er alle sinnlichen Triebe. Dabei war er ein „abwägender, organisierender und strategischer Kopf", ein Mann, der häufig genug die glänzendsten Beweise überraschender Weltkenntnis, Geschmeidigkeit und Klugheit abgelegt hat. Es ist alles gesagt, wenn er vorschreibt: „Ein guter Seelenjäger muss vieles übersehen, als verstände er es nicht. Ist er aber einmal Herr des Willens geworden, dann kann er den Lehrling der Tugend leiten, wohin er nur immer will."

Der unermüdliche, schöpferische, vielvermögende General, eine der merkwürdigsten Erscheinungen der modernen Geschichte, starb am 31. Juli 1556. — Vergl. Spuller: Ignace de L. et la Compagnie de J. Paris; 1877. — M. Ritter: Ignaz von L. Seine innere Entwicklung bis zur Stiftung d. J.-O. München; 1875. (Sybels Hist. Zeitschr. 34). — A. v. Druffel: Ignatius v. L. an der römischen Kurie. München; 1879. — F. Gess: Ignatius v. L. (In: Histor. Taschenb. 1892.) — E. Gothein: Ignatius v. L. und die Gegenreformation. Halle; 1896. —

auf, am 27. September 1540, bestätigte der schlaue, in allen Künsten der Diplomatie erfahrene Oberhirte, dieses trotz seiner siebzig Jahre noch immmer fröhliche und liebenswürdige Weltkind, nicht nur den Orden, sondern verlieh auch dessen Mitgliedern die weitgehendsten Vollmachten, Gerechtsame und Indulgenzen aller Art. Seine Nachfolger machten den Orden zu einem eigenen, unabhängigen Staat in der Kirche, um sich auf ihr absolutes Regiment sicher zu stützen, freilich auch, um häufig genug nur ein Spielball in der Hand des Ordensgenerals zu sein.

„Mit jedem Jahr, mit jedem Monat, mit jedem Tag fast gewann die Gesellschaft Boden, und rasch wuchs die Zahl der hohen und freigebigen Gönner, die Ignatius in der devotesten Weise zu umschmeicheln wusste.“ Als der Stifter 1556 zu Rom starb, war die Wirksamkeit und Verbreitung des Ordens schon so ausgedehnt, dass er bereits 14 Provinzen zählte, von denen zwei auf Deutschland kamen.

In der Geschichte der folgenden 150 Jahre begegnen wir fast auf Schritt und Tritt den Jesuiten*) und ihrer allenthalben mit demselben Erfolg betriebenen Maulwurfsarbeit. Im Sinne einer weltlichen Kriegführung hielten sie jede Waffe, jeden Hinterhalt, jede Täuschung, ja auch jede Gewaltthat für erlaubt, wo es galt, der katholischen Kirche einzelne Seelen oder ganze Länderstrecken wiederzugewinnen.

*) Blieb auch der Jesuitenorden durch zahlreiche widerstrebende Elemente in seinem Innern von gefährlichen Krisen nicht verschont, so war trotzdem sein äusseres Gedeihen in stetiger Zunahme begriffen. Als er i. J. 1640 mit ungeheuerem Gepränge die erste Säkularfeier beging, zählte er 39 Provinzen mit 15 493 Mitgliedern und durfte mit berechtigter Siegeszuversicht bereits den Zeitpunkt ins Auge fassen, da er die ganze Erde zu einer Domäne des heiligen Stuhles gemacht haben würde. —

Man kann sich den Umschwung, welchen der Orden in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts bewerkstelligt hat, nicht gross genug vorstellen. Es war eine schreckliche Zeit, furchtbar an Intriguen, Gewaltthaten und Erfolgen.

In Italien fanden die Jesuiten in allen vornehmen Kreisen Eingang und häuften grosse Reichtümer an.

In Portugal waren sie die Beichtväter der königlichen Familie. Mit Ehren und Reichtümern überschüttet, betrieben sie gleichwohl die Vereinigung Portugals mit Spanien unter Philipp II., der in dem Orden den zuverlässigsten Verbündeten für seinen Plan einer autokratischen Universalmonarchie entdeckte.

Von Belgien aus drangen die Jesuiten in die vereinigten Niederlande vor, wo sich sofort die Zahl der Katholiken wieder hob.

In Frankreich durchzogen unter der Guisen Schutz und Schirm ihre Missionen das Land. In den Kämpfen der Ligue waren sie die Seele des Aufstandes gegen Heinrich III.; sie intriguierten mit allen Mitteln gegen Heinrich IV., bis dieser sich ihnen näherte und einen jesuitischen Beichtvater annahm, eine Gepflogenheit, die seitdem im Hause Bourbon stehend wurde. In dieser Stellung hat der Jesuitismus zur Vernichtung des Hugenottentums, aber auch zu jener Korruption des französischen Volkes das Beste beigetragen, die dann in der furchtbarsten aller Revolutionen ihren Höhepunkt erreichte.

Auch in England und Schweden, wo sie den Enkel Gustav Wasas um seinen Thron brachten, waren sie unablässig für Wiederherstellung der römischen Kirche thätig. Ihre unaufhörlichen Verschwörungen und Machenschaften gegen die Königin Elisabeth hatten den Tod zahlreicher Katholiken, insonderheit Maria Stuarts, zur Folge.

In Polen, im protestantischen Livland, in Dorpat

und Riga, entstanden jesuitische Kollegien, von denen das Werk der Gegenreformation eifrig betrieben wurde. Nutzlose Kriege gegen Russland, zu welchen die Jesuiten, um es katholisch zu machen, Polen aufstachelten, brachten das in Bildung und Wissenschaft, in Handel und Gewerbe blühende Land in einen Zustand der Verkommenheit, daraus es sich nie wieder erholt hat. Von der Jesuitenherrschaft datiert das Ende Polens.

Auch in die Ukraine, in Podolien, in Wolhynien drangen die rastlosen Vorkämpfer des Katholizismus vor und gründeten in Konstantinopel, wo sie für die Zwecke der französischen Politik thätig waren, ein Kollegium.

Aber kaum dürfte ein Land in Europa zu nennen sein, welches sich schmählicher hat von den Jesuiten misshandeln lassen, als Deutschland. Hier eröffneten sie unter der sachkundigen Führung des Paters Canisius, eines der schlauesten und gewandtesten Geschöpfe, die der Orden je hervorgebracht hat, ihre Eroberungszüge hauptsächlich von Ingolstadt aus, der wissenschaftlichen Hochburg des Katholizismus. Und bald folgten Errichtungen von Jesuitenkollegien in München, Wien, Köln, Prag, Olmütz, Brünn und anderen Orten, blühten jesuitische Schulen in Trier, Mainz, Worms, Speier, Fulda, Würzburg, Münster, Paderborn u. s. w. Ihre Universitäten bildeten ein bedeutsames Gegengewicht gegen Wittenberg und Genf, während ihre Schulen sich durch die unfehlbare Sicherheit der Methode und durch glänzende Erfolge so sehr auszeichneten, dass selbst Protestanten ihnen ihre Söhne anvertrauten. Indem sie sich so der heranwachsenden Geschlechter bemächtigten, drang unaufhaltsam römische Gesinnung durch die Zöglinge in die Familien ein.

Ueberall, wo die Jesuiten auftraten, war es mit der religiösen Duldung vorbei. In Westfalen und am Rhein wurden die Anhänger der neuen Lehre fast voll-

ständig bewältigt. Im Laufe von zwei Jahren machten die Jesuiten die Reformation in der Markgrafschaft Baden rückgängig. Der Bischof von Würzburg und der Erzbischof Dietrich von Salzburg, ein Jesuitenzögling, stellten ihren protestantischen Unterthanen die Wahl zwischen Uebertritt oder Landesverweisung; die Auswanderer verloren den dritten Teil ihres Vermögens.

Das aber war nur das Vorspiel zu der grossen, mit äusserster Härte durchgesetzten Gegenreformation, welche sich zuerst in Baiern, in Oesterreich, in Steiermark und, soweit es damals schon anging, auch in Böhmen und Ungarn unter der Fürsorge ihrer grossen Gönner, der deutschen Kaiser aus habsburgischem Hause, vollzog.

Die politische Geschichte dieser Länder zeigt, wie es den Jesuiten gelungen ist, den 30jährigen Krieg herauf zu beschwören und das deutsche Land in ihre Gewalt zu bringen. Massloses, in Jahrhunderten nicht zu hebendes Elend, gänzliche Verarmung, politische Ohnmacht, sittliche Verwilderung, geistige Lähmung der Nation, der jeder grosse Gedanke und alle fortschrittlichen Regungen auf lange hinaus ausgetrieben waren — das waren die Früchte der jesuitischen Herrschaft.

Der ursprüngliche Gedanke Loyolas hatte dem von ihm gestifteten Orden die Heidenmisson als lohnende Aufgabe zugewiesen. In der That gelang es der wunderbaren Geschicklichkeit und staunenswerten Opferfreudigkeit der Jesuiten hier Erfolge von ungeahnter Grösse zu erringen. obwohl die ungeheuren Massenbekehrungen in Indien, Japan und China, in welchen sie bestanden, ihrer Natur nach jeder soliden Grundlage entbehrten und darum auch der ersten Reaktion des Volksbewusstseins rettungslos unterlagen. —

Ihre dauerndsten Schöpfungen haben die Jesuiten

in Amerika begründet. Unwiderstehlich drangen sie in die Urwälder vor und wussten sich das Vertrauen der von den räuberischen Spaniern und Portugiesen grausam misshandelten Eingeborenen zu erwerben. Auf diesen Zügen betraten sie zuerst den Boden Paraguays, wo sie ein sozialistisch-kommunistisches Gemeindewesen einrichteten. Das jesuitische System feierte hier seinen glänzendsten Triumph; hier offenbarten sich aber auch seine eigentlichen Ziele mit erschreckender Offenheit.

Die Indianer wurden an Bodenwirtschaft, Viehzucht und religiöse Uebungen, d. h. mechanischen Formendienst, gewöhnt, im übrigen in jeder Beziehung gleich unmündigen Kindern bevormundet, beaufsichtigt und des Gebrauchs der Vernunft beraubt. Die braunen Naturkinder lernten lateinisch und spanisch lesen und schreiben, aber die Sprache durften sie nicht verstehen. Keines besass Eigentum, alle erhielten Nahrung und Kleidung aus dem Kollegium. Das ganze Land war Gemeindeacker, der bei den Klängen der Geige oder Flöte bearbeitet wurde. Mit dem Überschuss der Erträgnisse trieb der Orden einen schwunghaften Handel, dessen Gewinn dem Gemeinwesen selbst wieder zu gute kommen sollte.

Dem kommunistischen Jesuitenreiche, das der Welt lange Zeit ein Geheimnis blieb, wurde endlich im im Jahre 1758 durch eine spanisch-portugiesische Expedition ein unrühmliches, aber nicht unverdientes Ende bereitet. —

Auch in den übrigen amerikanischen Kolonien, zumal in Brasilien, waren die Jesuiten zahlreich und mächtig. Überall war ihre Missionsthätigkeit durchglüht von fanatischer Bekehrungswut, aber überall verbanden sie auch mit ihrer rohen Religionsauffassung, die des Glaubens und des Denkens, der Liebe und der

Hoffnung entbehrte, einen unsaubern, gewinnsüchtigen Spekulations- und Handelsgeist.

In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts stand der Jesuiten-Orden als eine gigantische Schöpfung unheimlichsten Gepräges da. Seine Macht und sein Einfluss hatten eine Höhe erreicht, wie sie kaum eine andere Gesellschaft jemals in der Welt erlangt hat.

Allein es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Die eigene Masslosigkeit überlieferte den Orden den rächenden Armen der Nemesis. Die strenge Richterin und Rächerin, die der Menschen Wollen und Walten, ihre Verdienste und Verschuldungen mit unbestechlicher Hand abwägt, schickt immer zur rechten Zeit sich an, ihres heiligen Amtes zu walten.

Die tief unsittlichen Mittel, welche die Jesuiten bei ihren Heidenbekehrungen anwandten, ihre hoffärtige Unverträglichkeit gegen die übrigen Missionare, die offene Widersetzlichkeit, die sie aus der Ferne sogar dem Stuhle Petri gegenüber entfalteten, der wucherische Handelsgeist, der ihre Unternehmungen charakterisierte, ihre politischen Intriguen, teilweise auch ihr anstössiger Lebenswandel, die kasuistische Gewissenlosigkeit ihrer Moral und die unsägliche Rohheit ihres Ordensegoismus hatten allmählig die Höfe und Regierungen und die öffentliche Meinung wider sie aufgebracht. Der allgemeine Hass ward geschürt durch die philosophischen Aufklärer des 18. Jahrhunderts, die mit geistreichem Witz und sittlichem Pathos den Jesuiten die schwersten Wunden schlugen. Der vernichtende Sturm brach unaufhaltsam herein.

Der erste Schlag gegen den verhassten Orden wurde in Portugal geführt. Hier wurde er 1759 auf Veranlassung des Ministers Pombal, eines staatsmännischen Genies von der beispiellosen Grösse eines Julius Cäsar

oder eines Bismarck, aufgehoben und die Mitglieder zu Schiffe nach dem Kirchenstaat gebracht.

Das energische Vorgehen Pombals wirkte auch auf Frankreich zurück. Das Parlament, der höchste Gerichtshof, verkündete 1761, dass die Statuten des Ordens mit den Gesetzen des Staates und den Privilegien der Nation unverträglich seien. Im vollkommenen Einverständnis mit dem Parlament sprach sich die öffentliche Meinung so nachdrücklich und entschieden für die Auflösung und Vertreibung der gefährlichen Gesellschaft aus, dass sie endlich 1764 durch ein königliches Dekret verfügt wurde.

Bald darauf entbrannte auch in Spanien der Kulturkampf. In Madrid hatten die Jesuiten 1766 einen gefährlichen Aufstand angestiftet. Nachdem eine gerichtliche Untersuchung ihre Teilnahme unzweifelhaft dargethan hatte, erfolgte 1767 ihre Ausweisung aus der iberischen Halbinsel.

Dasselbe Schicksal ereilte die Jesuiten in Sizilien, Neapel und dem Herzogtum Parma. Der Zeitgeist, die Abneigung der Regierung und der herrschenden Klassen, mächtiger als die kirchliche Autorität, erhoben immer lautere Anklagen gegen den Orden.

Angesichts des allgemeinen Entrüstungssturmes sah sich der Papst Clemens XIV., ein aufgeklärter, milder, gewissenhafter Greis, bewogen, Untersuchungen über die Lehren und die Wirksamkeit der Jesuiten anzustellen. Auf Grund der Ergebnisse jener verkündete er am 21. Juli 1773 in dem Breve „Dominus ac redemptor noster“ die gänzliche Aufhebung des damals an 30000 Mitglieder zählenden Ordens. Freilich hatte der unglückliche Pontifex damit sein Todesurteil unterzeichnet; denn schon im nächsten Jahre ereilte ihn der Tod, veranlasst, wie man erzählt, durch Gift, das ihm von Jesuiten beigebracht worden war. Die Aufhebung des

Jesuitenordens ist unzweifelhaft die bedeutendste Errungenschaft des liberalen Genius des philosophischen Aufklärungsjahrhunderts.

Nach mannigfachen vergeblichen Versuchen, den Jesuitismus wieder aufleben zu lassen, verfügte Papst Pius VII. am 7. August 1814 durch die Bulle: „Solicitudo omnium ecclesiarum“ die Wiederherstellung des Ordens. Ueberall fanden die Jesuiten um so bereitwilligere Aufnahme, als man in ihnen einen trefflichen Bundesgenossen gegen den Geist der Revolution zu erblicken wähnte.

Die von den Jesuiten verbreiteten gefährlichen Grundzüge einerseits, die von ihnen ins Werk gesetzte entschiedene Bekämpfung des neuen deutschen Reiches andererseits, das ihnen, weil durch das protestantische Preussen entstanden, ein Gegenstand tiefsten Abscheus ist, gaben die Veranlassung zu ihrer Ausweisung aus den deutschen Gebieten. Sie erfolgte durch das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872. Seitdem hat es sowohl auf Seiten der Katholiken, als auch gewisser protestantischer Kreise nicht an Anstrengungen gefehlt, ihre Zurückberufung wieder herbeizuführen, angeblich, um sie, die staatsfeindlichen Fanatiker, als Vorkämpfer gegen den Sozialismus*) zu verwenden. Wer aber Augen hat zu sehen, der wird unzweifelhaft erkennnen, dass die zukünftige grosse Gefahr unseres Vaterlandes weniger in der Sozialdemokratie, als im Ultramontanismus liegt. —

*) Bekanntlich sind trotz zahlreicher Jesuiten weder das katholische Belgien von sozialdemokratischen Strömungen, noch auch Spanien, Frankreich und Italien von Revolutionen aller Art verschont geblieben. —

2. Die Organisation und die Verfassung des Jesuiten-Ordens.*)

Der Reformation war in der Gesellschaft Jesu ein Gegner erstanden, der, ein Produkt raffinierter Berechnung und überspannter Schwärmerei, ihr mehr als gewachsen war.

Um das zu verstehen, ist es nötig, der Gesellschaft Jesu vielbewunderte Verfassung**) kennen zu lernen. Sie ist niedergelegt in den Exerzitien und in den Konstitutionen. Jene sind von Ignatius den von ihm im Kloster Manresa gemachten Erfahrungen nachgebildet,

*) Vergl. J. Cornova: Die Jesuiten als Gymnasiallehrer. Prag; 1804. — A. Theiner: Gesch. der geistlichen Bildungsanstalten. Mainz; 1835. — O. Meyer: Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. 2 Bde. Göttingen; 1852. — F. J. Buss: Die Gesellschaft Jesu, ihr Zweck, ihre Satzungen pp. 2 Bde. Mainz; 1853. — Köhler: Erinnerungen eines ehemal. Jesuiten. Leipzig; 1862. — G. Weicker: Das Schulwesen der Jesuiten. Halle; 1863. — K. Werner: Gesch. der kath. Theologie in Deutschland. München; 1866. — F. Paulsen: Gesch. des gelehrten Unterrichts in Deutschland. Leipzig; 1885. — L. v. Ranke: Die römischen Päpste in den vier letzten Jahrh. Leipzig; 1885. — K. Schmidt: Gesch. der Erziehung. II. Bd. Stuttgart; 1890. — P. v. Hoensbroech: Religion oder Aberglaube. Ein Beitrag zur Charakteristik des Ultramontanismus. Berlin; 1897. —

**) Der Orden hat seine Konstitution lange Zeit geheim gehalten. Gedruckt wurden die Regeln im J. 1584, jedoch nur für Mitglieder. Erst im J. 1635 erfuhr die Welt durch die Drucklegung der „ratio et institutio societatis Jesu“ davon, aber nur soviel als die Gesellschaft für gut befand. Ausser diesen Regeln giebt es noch eine Reihe geheimer Instruktionen, die, nur wenigen Ordensoberen vollständig bekannt, darauf berechnet sind, die unsauberen Machenschaften der Jesuiten in undurchdringliches Geheimnis zu hüllen. Die wenigen aus diesen Akten bekannt gewordenen Mitteilungen werfen einen Schlagschatten auf die unheimliche Gesellschaft, wie ihn düsterer selbst die lebhafteste Phantasie nicht schaffen kann.

diese, in ihren Grundideen ebenfalls von ihm herrührend, sind von seinem staatsklugen, scharfsinnigen Nachfolger Lainez endgiltig redigiert und eingeführt worden.

Es war das Ideal des schwärmerischen Stifters, seine Soldaten innerlich völlig umzuschaffen, ihre natürliche Weltanschauung zu vernichten und an Stelle dieser neue mystisch-asketische Gesichtspunkte und Triebe ihrem widerstandlosen Geiste einzupflanzen. Zu diesem Zwecke entwarf er den Plan zu den „exercitia spiritualia." Aus Gebet, Betrachtung, Gewissensforschung, verbunden mit wiederholten Beichten, körperlichen Kasteiungen und Gesprächen mit den drei Personen der Gottheit und allen Heiligen bestehend, überliefern sie das Individuum einem beständigen Taumel knechtischer Furcht und himmlischer Begeisterung und erzeugen vermöge der unaufhörlich gereizten Thätigkeit der Sinne und der Phantasie jenen krankhaften Zustand fieberhafter Halluzinationen und gefahrvoller Sinnenekstase, in welchem „die vom Subjekt selbst hervorgerufenen Seelenzustände dem Subjekt dienstbar werden." *)

*) Die Exerzitienzeit währt in der Regel dreissig Tage. Die erste Übung beginnt um Mitternacht, die zweite muss am Morgen unmittelbar nach dem Aufstehen, die dritte vor und nach der Messe, die vierte gegen Abend und die fünfte vor dem Abendessen vorgenommen werden. Während der Übungen werden Fenster und Thüren geschlossen und die Wände des Zimmers schwarz verhängt. Zunächst hat der Schüler die „via purgativa" (Reinigungsweg) zurückzulegen. Wie der Jünger Buddha's die Erkenntnis vom Nirwana vor allem durch tiefe Meditation zu erringen strebt, so hat auch der Übende, auf dem Fussboden liegend, mit Aufgebot aller Kräfte seine Gedanken auf ein ihm vom Exerzitienmeister, der ihn auf dieser gefährlichen und hochbedeutsamen Reise als treuer Führer begleitet, gegebenes Thema zu lenken. Weltliche Gefühle und Erinnerungen sind unbedingt aus dem Gemüte zu entfernen. Um die Übungen besonders heilsam

Der vorzüglichste Gewinn für eine in diesem Geiste dressierte Gesellschaft ist eine auf blindem Gehorsam erbaute, den Willen und den Verstand und damit die

---

zu machen, werden gewisse „Zuthaten“ empfohlen, d. h. der Übende muss sich der Nahrung enthalten und seinen Leib mittels eiserner, mit scharfen Spitzen versehener Gürtel, mittels Stricke und eiserner Stangen kasteien. Vor allen Dingen soll während der Exerzitien das Gewissen erforscht und die Reinigung der Seele von den Sünden bewirkt werden. Alle Schrecken der Hölle und des Fegefeuers werden aufgeboten, auf dass der Unglückliche seiner ganzen Abscheulichkeit und Strafwürdigkeit inne werde und die tiefe Todesangst vor dem göttlichen Gerichte durchkoste. Um der ewigen Verdammnis zu entrinnen, ruft er den Heiland an, mit dem er sich freundschaftlich unterhält, dessen Antworten er deutlich empfindet.

Dieser Selbstbetrachtung, welcher das Fundamentum vorangegangen ist, in welchem die wahre Bestimmung des Menschen nach jesuitischer Auffassung erklärt wird, folgt eine dreimal am Tage vorzunehmende Prüfung, indem der Übende die inzwischen begangenen Sünden mit Punkten an gezogenen Linien vermerkt, und dann am Ende der ersten Woche an der Hand eines nach Gedanken-, Wort- und Werksünden mit ihren verschiedenen Unterstufen eingeteilten Registers — die Generalbeichte.

Hiermit verlässt der inzwischen der irdischen Welt entrückte Übende den Reinigungsweg, um nun in den folgenden zwei Wochen die „via illuminativa“ (Erleuchtungsweg) zu wandeln, eine Aufgabe, die der rein sinnlichen Betrachtung des Erlösers, seines Lebens, Wirkens und Leidens gewidmet ist.

Die vierte Woche endlich wird mit Exerzitien über die Auferstehung und Himmelfahrt Christi ausgefüllt und in der ekstatischen Wonne, der göttlichen Gnade teilhaftig geworden zu sein, kehrt der Übende zur Betrachtung des eigenen Zustandes zurück.

Die Übungen selbst werden von Gebeten begleitet, die sich als Meditationen darstellen, deren Form, Art, Inhalt und Verrichtung mit kleinlicher Sorgfalt vorgeschrieben sind.

Dass diese Exerzitien mit ihren dämonischen Phantasmagorien, ihren mysteriösen Seelenkuren bei phantasievollen Naturen die tiefsten sittlichen Eindrücke hinterlassen, bedarf kaum

ganze Persönlichkeit in stählerne Fesseln zwingende Unterordnung.

Und in der That, solche Subordination galt dem alten Soldaten Ignatius als das grosse Geheimnis aller Machtentfaltung, als die Seele aller Tugend. — Bei jedem Anlass schärfte er sie ein, und noch auf dem Sterbebette gedachte er ihrer in seinen Ratschlägen. „Ein jeder sei überzeugt,“ sprach er, „dass diejenigen, welche unter dem Gehorsam leben, von der göttlichen Vorsehung durch Vermittlung ihrer Oberen sich ebenso bewegen und regieren lassen müssen, wie wenn sie ein Leichnam wären (perinde ac si cadaver essent).“

Eine von solchem Geiste getragene und durchdrungene Verfassung trägt den Stempel einer absoluten Militärdespotie an der Stirn. Und das ist auch wirklich der innerste Charakter der Glaubensritterschaft. Ihre Mitglieder gehorchen dem in Rom residierenden General unbedingt und blindlings; es ist einzig und allein sein unabänderlicher Wille, der den Bund in allen Weltteilen beherrscht.

Die Gesellschaft rekrutiert sich aus den Novizen. Der zum Noviziat sich meldende junge Mann wird in Bezug auf seine geistigen und körperlichen Eigenschaften sorgfältig geprüft — Personen schwächlichen Leibes oder schwerfälliger Fassungskraft sowie Ketzer und Verheiratete werden unbedingt ferngehalten — und im günstigen Falle einer zweijährigen schweren Prüfungszeit im Novizenhause unterworfen, während der die geheimsten Gedanken, Neigungen und Leidenschaften des Neulings erforscht werden.

---

der Erwähnung. Die düstere Tendenz des Ordens, den menschlichen Geist zu beherrschen und zu fanatisieren, offenbart sich hier dem betrachtenden Auge in ihrer ganzen abschreckenden Hässlichkeit und Furchtbarkeit. —

Die Tagesordnung der Novizen ist von morgens 4 bis abends 9 Uhr genau vorgeschrieben — eine unabsehbare Kette von düstern Andachtsübungen, niedrigen Dienstleistungen im Hause, in der Küche, im Hospital, phantastischer Lektüre und herber Seelenqual, ganz dazu geeignet, die gesunde Eigenart des Individuums zu brechen und die geistige Verirrung, die es ins Novizenhaus getrieben hat, zu vollenden.

Jeder Verkehr mit der Aussenwelt ist dem Neuling versagt, alle Erinnerungen an die Vergangenheit muss er aus seinem Gedächtnisse tilgen, alle Bande, die ihn an die Welt knüpfen, lösen. Gegenstand seiner Liebe und Hingebung dürfen fortan weder Eltern, noch Geschwister sein, weder Bekannte noch Freunde, weder Vaterland noch Nationalität, sondern allein der Orden. Er ist sein Vaterland, die Oberen seine Eltern, seine Vorsehung. Dass der Novize auch schliesslich bestimmt wird, sein Vermögen dem Orden zuzuwenden, bedarf kaum der Erwähnung. Der Säckel der römischen Kirche ist ja von jeher unergründlich gewesen.

Hat sich der Novize in der Prüfungszeit als brauchbares Subjekt erwiesen, so tritt er, nach Ablegung der drei einfachen Mönchsgelübde, in die Klasse der Scholastiker ein. Seine Hauptaufgabe ist hier, sich weiter auszubilden. Fünf Jahre lang muss er sich mit ernstem Eifer in einem Kollegium des Ordens der Rhetorik, Litteratur, Philosophie, Physik, Mathematik befleissigen, ein Studium, vor dem man bei der vorausgegangenen völligen Erstickung jeder selbständigen geistigen Regung keine allzu grosse Hochachtung wird haben können.

Um die pedantische Dressur zu vervollständigen, wird der Scholastiker endlich einer Unterrichtsanstalt überwiesen, wo er das Erlernte als Lehrer nochmals praktisch einübt, worauf dann ein 4—6 jähriges Studium

der scholastischen Theologie auf einer Ordensuniversität die Lehrjahre*) abschliesst.

*) Von einem wissenschaftlichen Studium in unserem Sinne, von methodischem Denken und kritischer Forschung ist nicht die Rede. Was die Jesuiten Wissenschaft nennen, ist nichts weiter als pedantischer, ausschliesslich auf praktische Zwecke gerichteter Formalismus. Welche Begriffe sie beispielsweise von metaphysischen Dingen hegen und lehren, zeigt am besten ihre unsäglich rohe Auffassung vom Jenseits, das sie mit den glühendsten Farben zu schildern wissen, und der an die niedrigste Form des Götzendienstes erinnernde Marien- und Heiligenkultus. Trotzdem ist nicht zu leugnen, dass es unter den Jesuiten tüchtige und gelehrte Lehrer gegeben hat. Ihre Verdienste aber sind allein in der intensiven Förderung zu suchen, die sie der Verbreitung der klassischen Sprache angedeihen liessen. —

Die Unterrichtsinstitute der Jesuiten heissen Kollegien. Ihre Zöglinge sind von dreierlei Art: teils Scholastiker, die für den Orden erzogen werden, teils Pensionäre, teils einfache Externe. Der Unterricht ist meist unentgeltlich und wird den Schülern durch kluge Beschränkung der Anforderungen möglichst angenehm und bequem gemacht. Er ist ein mechanischer Prozess, eine Art militärischen Exerzitiums, darauf berechnet, die Schüler nach vorgeschriebener Regel zu brauchbaren Subjekten im Sinne des Ordens abzurichten. Die wichtigste Rolle im jesuitischen Erziehungswesen spielt das gemeine Prinzip, die bösen Geister des Hochmuts, der Heuchelei, des Neides, der Eitelkeit, der Menschenverachtung und Schadenfreude in den weichen, empfänglichen Herzen der Jugend zu erwecken. Ein übermässiges Mass von Lob und Tadel, von kostbaren Prämien und herausfordernden Wettkämpfen, verbunden mit grossartigen Prüfungen und feierlichen Preisverteilungen, setzt die Schüler in aufreizende Bewegung und spornt den heissesten Wetteifer an, schafft aber jene unheimliche Ehr-, Herrsch- und Streitsucht, die von jeher den Jesuiten gekennzeichnet haben.

Die Grundlage der Disziplin ist die fortwährende polizeiliche Aufsicht über die Zöglinge bei Tag und bei Nacht, an allen Orten, auf allen Wegen und Stegen. Die Schüler selbst müssen einander beobachten und beaufsichtigen und die Fehltritte der Kameraden unweigerlich den Oberen anzeigen, ein unsittliches

Nachdem der Scholastiker alle Prüfungen und Studien durchgemacht, erhält er, etwa in einem Alter von 33 Jahren, die Priesterweihe und kann nun Coadjutor oder Professus werden. Die geistlichen Coadjutoren müssen für das Lehramt, die Kanzel und den Beichtstuhl in gleichem Masse befähigt sein, die weltlichen dagegen in allen Geschäften, die der Würde des Priesteramtes nicht entsprechen, hinreichende Kenntnisse aufweisen.

Den höchsten Grad in der jesuitischen Hierarchie nehmen die Professen der vier Gelübde ein, die in der Hand des Generals abgelegt werden müssen. Sie wohnen in den Professhäusern. Aus ihrer Zahl gehen die Würdenträger des Ordens hervor; sie erwählen den General, sie sind in die geheimsten Mysterien des Ordens eingeweiht. Ausser den bekannten Gelübden haben sie als viertes die Verpflichtung zu übernehmen, sich jeder Mission des Papstes unbedingt zu unterziehen.

Aber nicht alle Professen legen das vierte Gelübde ab. Die Mehrzahl begnügt sich mit den drei Gelöbnissen und bildet das gefährliche Institut der ge-

---

aber unübertroffenes Lauer- und Spürsystem, in dessen vielmaschigem Netz sich alles verfängt, was man zu wissen nötig hat, um die vollkommene Vernichtung jeder freiheitlichen Regung des Willens, Empfindens, Denkens und Urteils der Untergebenen zu erzielen. Es bedarf keines Beweises, dass, wer sich solcher traurigen Mittel zur Erreichung seines gemeinen Zweckes bedient, den höchsten Zielen der Menschheit feindlich gegenübersteht und in der Kulturgeschichte der Völker nur als eine dämonische Macht wirken kann.

Von den grauenhaften Lastern und Schändlichkeiten zu berichten, die namentlich im 16. und 17. Jahrhundert in den Jesuitenkollegien heimisch waren, ist hier nicht der Ort. Wer sich darüber näher unterrichten will, möge das im Jahr 1815 in München erschienene Werk „Lang: Jacobi Morelli S. J. Amores“ nachlesen. (Übers. v. K. v. Hutten. Leipzig; 1890.) —

heimen Jesuiten, welche besonders in Ländern, deren Gesetze den Aufenthalt jesuitischer Ordensleute verbieten, als Lehrer, Ärzte, Bediente, Kaufleute u. s. w. häufig auch in der Maske protestantischer Geistlichen im Volke leben, vermöge ihrer weltmännischen, gewandten, liebenswürdigen Umgangsformen, der fesselnden und einnehmenden Art ihrer Unterhaltungsgabe in die Familien, die Geschäftswelt, die Politik und Diplomatie einzudringen und auf ihren dunklen Wegen jene Intriguen zu spinnen wissen, von denen die moderne Geschichte ungezählte Beispiele aufzuweisen hat.

Die gesamte Verwaltung, Regierung und Jurisdiktion über die so organisierte Gesellschaft ruht in den Händen des auf Lebenszeit gewählten Generals. Innerhalb des ihm durch die Konstitution gewährten ungeheuren Spielraums schaltet er mit fast unbegrenzter Gewalt. Er entscheidet über die Aufnahme in den Orden, über Entlassung und Verstossung aus demselben; er ernennt die Provinziale, die Rektoren der Kollegien und sonstige Beamte.

Ihm zur Seite stehen als Ratgeber ein Generalsekretär und ein Admonitor, eine kontrollierende Behörde, die aber ihren Einfluss und ihre Macht fast nie geltend zu machen in der Lage war. Ebenso wenig Bedeutung hat die weitere Beschränkung des Generals durch die Generalkongregation, welche, aus den Professen zusammengesetzt, zur Wahl oder Absetzung des Ordenshauptes zusammentritt. Die Generale haben es zu allen Zeiten verstanden, das verhasste Institut unschädlich zu machen.

Die Stelle des Generals vertritt in den Provinzen der Provinzial, unter welchem in streng gegliederter Hierarchie die Superioren, die Vorsteher der einzelnen Ordenshäuser, stehen, die Konsultoren und Admonitoren, die Präfekten, Prokuratoren und Zensoren.

Der Vorsteher des Kollegiums hat über jeden Zögling eine Liste zu führen, in der er nach Namen, Alter, Studien, Beschäftigungen, geistiger Befähigung u. s. w. charakterisiert wird. Die Listen gehen jährlich durch den Provinzial an den General. Dieser erhält durch sie und durch die regelmässigen Monatsrapporte der Superioren, Novizenmeister, Rektoren, Missionare etc. die eingehendste Kenntnis von den persönlichen Eigenschaften der Mitglieder, von dem Stande der Professhäuser, Kollegien, Provinzen und Missionen. Alle bedenklichen Gegenstände werden in einer vom General bestimmten Geheimschrift behandelt.

Ausser dieser umsichtigen Arbeitsteilung sind noch von Wichtigkeit die Bestimmungen über Dinge, die im gewöhnlichen Leben als äusserlich und zufällig gelten, im Jesuitenorden aber das Bestreben kennzeichnen, über seine Mitglieder gleichsam als unveräusserliches Eigentum zu verfügen. So besteht z. B. die Ordenstracht, abweichend von der üblichen Mönchskleidung, aus einem langen schwarzen Gewand und Mantel, einer schwarzen viereckigen Mütze oder einem flachbodigen Krempenhut. Der in dieser Kleidung einhergehende Jesuit darf sein Haupt nicht frei bewegen, sondern muss es mässig vorgebeugt halten. Die Lippen darf er nicht zusammenpressen und auf Spaziergängen nicht laut sprechen oder lachen. Die Augen sollen den Boden suchen und während eines Gespräches nur den unteren Teil des Angesichts des Angeredeten fixieren. Verboten sind Unterhaltungen politischer Natur und solche, die ihrer Natur nach zu keinem bestimmten Resultat führen können.

Die folgerichtige Eingewöhnung in alle Formen inneren und äusseren Gehorsams, die unausgesetzte Überwachung, die nirgends eignem Belieben Raum gebende Tageseinteilung — bewirken, dass der Jesuit

die ihm angeborene Eigentümlichkeit abstreift und mit der charakteristischen Ordensphysiognomie vertauscht.

Was etwa noch übrig bleibt von Differenzen der geistigen Begabung und der Richtung der Anlagen, wird zur kräftigsten Entwicklung gebracht und so jene vielseitige Betriebsamkeit geschaffen, die des Ordens vornehmste Stärke bildet. Diesem Mitgliede wird ein frommes Klosterleben gestattet, um die Verdienste des Ordens im Himmel und seine Heiligkeit auf Erden zu mehren, jener widmet sich in ungestörter Musse wissenschaftlichen Bestrebungen und arbeitet ganze Bände von Streitschriften und Abhandlungen aus. Wieder andere leiten den Unterricht der Jugend. Die Begabtesten und Gewandtesten suchen eine einflussreiche Wirksamkeit in Palästen und an Höfen. Feurige Redner wirken als Prediger, martyriumssüchtige Eiferer ziehen als Missionare in die Ferne. Also waren und sind die Ordensleute Alles, was die Oberen von ihnen verlangen, Prediger und Lehrmeister der Jugend, Schriftsteller und Gelehrte, Prinzenerzieher, Beichtväter und Minister der Herren dieser Welt. —

---

3. Die Grundsätze und die Moral des Ordens.

Ein Organismus von so klugberechneter kunstvoller Gliederung, wie sie die Verfassung des Jesuitenordens offenbart, ist nicht für die Pflege inneren Lebens in der beschaulichen Stille der weltentrückten Zelle geschaffen, er sucht vielmehr den Schauplatz seiner Wirksamkeit im feindlichen Leben. Und in der That weist die ihm gestellte Aufgabe: die Restauration und Ausbreitung des Katholizismus, die Herrschaft der römischen Kirche über die von den ehernen Fesseln des Papsttums sich lossagenden modernen Staatenbildungen, die

Bekämpfung und Unterdrückung des Protestantismus, der in die breiten Volksmassen eingedrungenen Geistesfreiheit — mit zwingender Notwendigkeit den Orden auf dieses Gebiet. Aber in der unheimlichen Grösse der Aufgabe lag auch schon von vornherein der Keim zu jener schlimmen Entartung verborgen, der die Gesellschaft in kurzer Zeit anheimfiel. Ein korrumpiertes System kann eben auf die Dauer mit lauteren, moralischen Mitteln nicht verteidigt werden. „Irgendwo und irgendwann wird an die Stelle der naiven Begeisterung die bewusste Unwahrheit, die Befleckung der innersten Gesinnung treten.“ —

Im Interesse des von ihr mit unermüdlicher Beharrlichkeit verfolgten Zieles schuf die Gesellschaft Jesu jene Moral, jene bequeme Art, des Sündenbewusstseins los und ledig zu werden, die bei allen Völkern der Erde sprichwörtlich geworden ist.

Indem die Jesuiten als Hauptgrundsatz ihrer Morallehre die Behauptung aufstellen, dass Sünde nur da vorliege, wo vollständiges Bewusstsein und die Verwerflichkeit einer Handlung mit vollkommener Beistimmung des Willens zusammentreffe, so dass also, was in Eile und Leidenschaft geschehe oder in der Absicht, nicht zu sündigen, begangen werde, keine Sünde und demgemäss straffrei sei, indem sie also den Begriff der Sünde nach allen Seiten hin einschränken, machen sie das Gewissen zum bequemen Tummelplatz einer heuchlerischen Sophistik*), die jedes sittliche Streben ver-

*) So lehrten sie u. a.: wer eine Arbeit leiste, habe Anspruch auf angemessenen Lohn; erhalte nun ein Arbeiter für seine Leistung eine nach seiner Ansicht nicht ausreichende Entschädigung, so dürfe er sich an dem Vermögen des Arbeitgebers schadlos halten. Das sei kein Diebstahl, sondern die Geltendmachung einer rechtlichen Forderung. — Der Zweikampf sei zwar verboten, in Fällen aber, wo jemand der Gefahr ausgesetzt sei,

nichtet, die an die Stelle des hohen Sittlichkeitsideals die niedrigste Gemeinheit setzt.

Gegründet ist dieses verbrecherische System auf den sog. Probabilismus, der, eine Frucht thomistischer Lehre, alle Forderungen des sittlichen Lebens in Frage stellt, der alles, was dem Menschen als sichere und unumstössliche Wahrheit gilt, in eine Reihe von Wahrscheinlichkeiten auflöst, zwischen welchen der spitzfindig klügelnde, raffinierte Verstand die Wahl hat. Wahrscheinlich oder probabel heisst nämlich eine Meinung, für welche Gründe von einigem Gewicht, besonders Autoritäten sprechen. Solche aber sind am besten in jesuitischen Kreisen zu suchen. Wer in seinen Handlungen der Meinung einer Autorität folgt, und wäre sie auch nur von einer einzigen vertreten, der beschwert sein Gewissen nicht, auch dann nicht, wenn er für seine Person vom Gegenteil überzeugt ist oder eine andere Meinung für sicherer hält.

Aus diesem empörenden Selbstbetrug entsprang jene lange Kette düsterer Ränke und verbrecherischer Gewaltthaten, denen der Orden seine ungeheuren Erfolge verdankt.

Ein anderer Grundsatz der jesuitischen Moral und Kasuistik ist die Lehre, wie man die Absichten lenken

---

für feig gehalten zu werden, dürfe er unbedenklich die Forderung annehmen. In ähnlicher Weise spricht sich der jesuitische Moralkodex über alle jene Dinge aus, die in den Gesetzen zivilisierter Völker mit den schwersten Strafen belegt sind. — Vergl. B. Pascal: Les provinciales ou les lettres écrites par Louis de Montalte à un provincial de ses amis et aux R. R. P. P. Jesuites. Pologne; 1685 (übers. v. Hartmann, Berlin; 1830). — H. Reuchlin: Pascals Leben u. der Geist seiner Schriften und Unternehmungen über d. Moral der J. Stuttgart; 1840. — Die J. und ihre Moral. Danzig; 1852. — H. A. Bergmann: Blumenlese aus der J.-Moral. Erfurt; 1853. —

könne. Danach kann man eine schlechte That begehen und doch fromm und rechtschaffen sein; ein Verbrechen kann eine gute That sein, wenn nur die Absicht dabei eine gute war. So erklären die Jesuiten ausdrücklich, wenn jemand an seiner Ehre beleidigt worden und es kein anderes Mittel zur Tilgung des ihm angethanen Schimpfes gebe, als die Ermordung des Beleidigers, den Mord für erlaubt, vorausgesetzt, dass ihm nicht die Absicht zu töten, sondern die, seine Ehre wieder herzustellen, zu Grunde liege.

Ein weiterer Lehrsatz lautet dahin, dass nur der Zweck den Handlungen die sittliche Beschaffenheit gebe, weshalb bei guten Zwecken nur gute, bei schlechten nur schlechte Handlungen begangen werden könnten. So wird namentlich als erlaubt gelehrt und empfohlen die reservatio mentalis. Jedermann, der in die Lage komme, eine Aussage oder eine Antwort, ein Versprechen oder einen Eid abzulegen, dürfe diesen Eid, dieses Versprechen u. s. w. nur um eines guten oder auch nur erlaubten Zweckes willen im stillen Herzen willkürlich auf einen engeren Sinn beschränken als der Wortlaut anzunehmen gestatte oder seine Zusage stillschweigend von Bedingungen abhängig machen, welche derjenige, dem sie gegeben wird, nicht kennt.

Hiermit hängt die Lehre von der Amphibolie zusammen, welche die absichtliche Anwendung eines zweideutigen Ausdruckes behufs Täuschung des Nächsten und zur Wahrung des eigenen Vorteiles rechtfertigt. Überhaupt dürfe man ungescheut sündigen, sobald es sich darum handelt, einen erheblichen Nachteil von sich abzuwehren. Gerade die angesehendsten Moralisten des Ordens haben in dieser Beziehung wahrhaft ungeheuerliche Behauptungen aufgestellt.

Während der Protestantismus des im Dienst der Kirche unschätzbaren Machtmittels der Ohrenbeichte

freiwillig und gern entsagte, war der Jesuitismus darauf bedacht, dieses drückende Joch zwar wieder in allgemeine Aufnahme zu bringen, aber doch möglichst bequem, namentlich den Vornehmen und Mächtigen dieser Welt, zu gestalten. Dazu diente vortrefflich eine bis zur höchsten Frivolität ausgebildete Kasuistik, die alle jene wüsten Begierden und Lüste, denen man damals in den höheren Ständen fröhnte, mit dem Mantel der Liebe bedeckte. Der Orden trug auch hier in schlauester Weise lediglich den veränderten Zeit- und Weltverhältnissen Rechnung. Und da überdies die unbedingte Wahrung des Beichtgeheimnisses von Aquaviva allen Priestern eingeschärft war, so war es den Jesuiten ein Leichtes, Gebildete und Ungebildete an ihre Beichtstühle zu fesseln, wo das Geschäft der Sündenvergebung prompt und billig betrieben wurde.

Während die Ordenstheologen auf der einen Seite, um die durch die protestantische Lehre gefährdeten Seelen zu gewöhnen, ihr Heil in der Beichte und in verdienstlichen Werken zu suchen, die Dogmen von der Gnade, dem Verdienst und der Vorherbestimmung einer rein verstandesmässigen Behandlung unterwarfen, huldigten sie auf andern Gebieten einer Phantastik, die den Rationalismus im Aberglauben gleichsam als die Grundbestandteile der menschlichen Natur betrachtete.

Als fruchtbarstes Prinzip des Aberglaubens ist namentlich der unsäglich rohe, in geschmackloser und sittlich anstössiger Art betriebene Mariendienst wirksam. Der Marienkultus überwuchert bei den Jesuiten den ganzen Gottesdienst; unermüdlich sind sie in der Erfindung neuer Arten von Verehrungen der Jungfrau, die sie mit allem erdenklichen sinnlichen Reiz ausstatten.

Daneben findet durch sie der Heiligen-, Bilder- und Reliquiendienst die eifrigste Unterstützung, Fortbildung

und Verbreitung. Sie erfanden und erfinden die tollsten Wundergeschichten, Talismane und Fetische in ungezählter Menge und wirken mit solchen Mitteln erfolgreich auf die Phantasie des gedankenlosen Volks. Auch das Ablasswesen wird eifrig von ihnen verteidigt, und nicht minder unermüdlich werden Prozessionen, Wallfahrten und fromme Feste gefeiert, wobei es nicht an religiösen Gaukeleien und himmlischen Erscheinungen aller Art zu fehlen pflegt.

Unablässig wiederholt und betont der Orden den Satz, dass er alles, was er thue, nur zur grösseren Ehre Gottes (ad majorem Dei gloriam) unternehme. Nun besteht aber Gottes Ehre nach jesuitischer Auffassung in seiner Herrschaft über die Welt, und da Gott nur in der Kirche waltet, die Kirche aber im Papsttum ihren Mittelpunkt hat, so ist in Wirklichkeit Gottes Ehre des Papstes Ehre, der als Stellvertreter Gottes die Kirche und die Welt regiert.*)

In diesem Sinne und auf Grund ihrer unsittlichen Lehre hat die Gesellschaft Jesu länger als zwei Jahrhunderte hindurch die Geschichte der Menschheit zu leiten versucht und auf das politische Leben einen Einfluss von so weitreichender Bedeutung geübt, wie niemals eine andere menschliche Einrichtung. —

IV. Die Akademien der Naturphilosophen.

Um die Wende des 16. Jahrhunderts zeigt sich dem oberflächlich prüfenden Blick ein scheinbarer Rückgang auf allen Gebieten und Formen des Daseins, ein Nachlassen der geistigen Regsamkeit und Thätigkeit,

*) Die gründlichste und sachkundigste Belehrung über das Wesen des Ultramontanismus bietet das in seiner Art einzige Werk: P. v. Hoensbroech: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit. Bisher erschienen 2 Bde. Leipzig; 1900—1902.

der Freude am Schaffen und Wirken, am Erwerben und Geniessen, ein Versiegen aller der Kräfte, die, eine Frucht der Reformation, fast ein Jahrhundert lang in ungeschwächter Frische sich erhalten hatten. Die verknöcherte protestantische Orthodoxie beunruhigte durch ihre hartnäckigen, geistlosen Lehrstreitigkeiten die treuherzige Gläubigkeit des Volkes, suchte den milden Geist Melanchthons aus Kirche und Schule zu bannen, zimmerte aus dogmatischen Formeln einen Kerker für die Geister, in „welchem die düsteren Gespinste der theologischen Metaphysik kaum mehr einen Blick zu den Sternen des Himmels gestatteten". Über dem Gezänk der Glaubenseiferer war der sittliche Gehalt des Christentums fast vergessen. Ultramontane Eiferer säeten den Samen der Zwietracht und schürten das Feuer der Unduldsamkeit. Und wo die vom Humanismus angeregte und gepflegte Lust des Denkens und Forschens sich geltend machte, wo der der Kindheit längst entwachsene Menschengeist sich den drückenden Fesseln hierarchischen Zwanges zu entwinden strebte, da ward er mit brutaler Gewalt niedergezwungen und ertötet. Das tragische Schicksal, das einem Giordano Bruno, dem begeisterten Pantheisten, Italiens kühnstem und tiefstem Denker, bereitet ward, († 1600), die leidensvolle Laufbahn eines Kepler und Galilei wiesen mit erschreckender Deutlichkeit das Ziel, dem Jesuitismus und Ultramontanismus zusteuerten.

Der alte morsche Bau des Reiches, im Innern von dem Streit der religiösen Gegensätze zerwühlt, war unfähig, seinen gefährdeten Gliedern gegen das waffengewaltige Ausland, das bereits drohend an die Thore pochte, Schirm und Schutz zu gewähren, den Frieden unter den hadernden Parteien aufrecht zu erhalten. Das Gefühl der Unsicherheit aller bestehenden Verhältnisse, die dunkle Vorahnung künftiger schrecklicher Ereignisse steigerten die dumpfe Aufregung der Gemüter.

Und doch geht, sieht man genauer hin, bei allem Verfall ein rüstiges, rühriges Streben nach geistigem Wiederaufbau durch das Zeitalter, und doch findet sich eine angeregte Gedankenarbeit auf mannigfachen Gebieten, erwacht immer mehr das Bestreben, sich der Wissensstoffe, die Welt und Wissenschaft bieten, von neuem auf neuen Wegen zu bemächtigen, die Lehrüberlieferungen in Schrift und Wort von den Fesseln des Hergebrachten zu befreien. Es sind nur zögernde Schritte, tastende Versuche, die vorerst gewagt werden, und wunderliche Experimente und Fehlgriffe verwirren hier und dort die Geister. Aber man lebt doch wieder in aufwärtsstrebender Bewegung. —

Es ist eine häufig wiederkehrende historische Erscheinung, dass in kritischen Zeiten strebsame Geister die Religion zum Gegenstand ihres Nachdenkens und ihrer Empfindungen machen, dass fühlende Herzen sich zu erwärmen und zu erquicken suchen an dem Gedanken, in Gott zu leben und Gottes Geist in sich leben zu lassen. Und es „gehörte immer zum eigentümlichen Wesen gerade des deutschen Volkes“, wie Neander einmal tiefsinnig bemerkt, „dass die Macht des religiösen Elements aus der Tiefe der Gemüter sich geltend machte, dass die Menschen von den Zerwürfnissen der Aussenwelt in unfruchtbaren Menschensatzungen hingetrieben wurden, in den Tiefen ihres Innern Gott zu suchen und zu finden.“

So suchte damals namentlich Jakob Böhme (1574—1624) in schmerzlichem Ringen den geheimnisvollen Zusammenhang des göttlichen Wesens und der kreatürlichen Welt zu ergründen. In seinen Schriften herrscht jene Dämmerung, wie sie stimmungsvoll unsere alten gotischen Kirchen erfüllt, in die das Tageslicht nur durch kunstvoll bemalte Fenster fällt. Mit seinem mystischen, den Charakter grübelnder, tiefsinniger Theosophie zur Schau tragenden, in ihrer gotttrunkenen

Herzensfreudigkeit an den gemütvollen Thomas von Kempen († 1471) erinnernden Ideen begegnen sich die Bestrebungen der Naturphilosophen. Ihnen, wie sie auch waren mit allen ihren Mängeln und Gebrechen. verdanken wir die grosse Wandlung, welche die Neuzeit von der mittelalterlichen Weltanschauung trennt. Sie erweckten mit den Idealen reiner Menschenbildung auch den vaterländischen Stolz in unserem Volke. „Denn wie unreif auch die politische Bildung der Zeit erscheint, wie verschwommen ihre weltbürgerlichen Träume, in allen ihren Führern lebte doch der edle Ehrgeiz, der Welt zu zeigen", dass, wie Herder sagt, „der deutsche Name in sich selbst stark, fest und gross sei." —

Die ausserordentliche Bedeutung dieser Geistesrichtung ist durch die erbitterte Gegnerschaft der kirchlichen Orthodoxie und der dadurch hervorgerufenen Streitlitteratur des 17. und 18. Jahrhunderts schmählich verdunkelt worden. Erst in jüngster Zeit ist die historische Forschung den verschlungenen Pfaden jener Bewegung nachgegangen, hat mit mühseligem Fleisse aus dem ungeheuren Triebsande überlieferter Nachrichten einen Schatz goldener Körnlein gehoben und mit dessen Hilfe festgestellt, dass „ein innerer geistiger Zusammenhang, ja sogar eine feste äussere Organisation die Mehrzahl der grossen Reformatoren verbindet, die auf dem Gebiete der Erziehungslehre, der exakten Wissenschaften und der Volkssprachen während des 17. Jahrhunderts sich einen Namen gemacht haben."

Gemeingut dieser Gelehrten und zugleich ein Mittel, sie fest aneinander zu schliessen, war vor allem eine tiefe Abneigung gegen den scholastischen Unterrichts- und Wissenschaftsbetrieb, wie er damals alle Hochschulen beherrschte, das Gefühl, dass die Philosophie aus dem Zustande der Unmündigkeit und Knechtschaft befreit werden müsse, in den sie unter dem Einfluss der herr-

schenden Kirchenlehre geraten war. „Originale Erkenntnisse“, „Beobachten“ und „Können“ sollten im Mittelpunkt der Wissenschaft stehen, die Liebe zur Natur regieren. Um sich auch äusserlich als grundsätzliche Gegner der mittelalterlichen Weltanschauung zu kennzeichnen, nannten sich die Anhänger der neuen Geistesrichtung Platoniker oder Neuplatoniker, ihre Wissenschaft Pansophie oder Naturphilosophie. Und in der That finden sich deren Grundzüge bereits bei Plato und Plotin.

Ihren Bestrebungen ging eine Reihe vorbereitender Erscheinungen im 15. und 16. Jahrhundert voraus. Hierher gehört vor allem das Wiederaufleben der klassischen Studien und die ungeahnte, mit Hilfe der neuentdeckten Buchdruckerkunst bewirkte, Verbreitung der antiken Litteratur*). „Aus den Geschichtsschreibern, den Dichtern und Philosophen der Alten traten dem Zeitalter die Gestalten entgegen, durch welche die Sehnsucht der Menschheit nach dem rein Menschlichen die nachhaltigste Nahrung erhielt, und an diesen ganz auf sich selbst ruhenden Persönlichkeiten suchten sich die Menschen der Renaissance zur einheitlichen und geschlossenen Entwicklung ihres Wesens emporzubilden.“ Bald standen die von dem universellen Geiste des Altertums erfüllten Gelehrten in offenem Kampfe mit dem Barbarismus der bisherigen wissenschaftlichen Form. Neue Ideen kamen in Umlauf: Das rege Streben nach nationaler Unabhängigkeit, die energischen Versuche des Staats und des Bürgertums, sich der Herrschaft der Kirche und ihrer Gewalten zu entziehen, das immer kühner hervortretende Bewusstsein von der Bedeutung der eigenen Persönlichkeit und das Verlangen nach Befreiung von den drückenden Fesseln der kirchlichen Autorität.

*) Vergl. die treffliche Einleitung bei G. Ellinger: Ph. Melanchthon. Berlin, 1902.

Alle diese Elemente fanden ihren natürlichen Mittel- und Einigungspunkt in der Reformation.

Was die Emanzipation der Geister von der hierarchischen Bevormundung wesentlich erleichterte und förderte, war die zugleich mit den klassischen Studien emporkommende Pflege der Naturwissenschaften, der erfahrungsmässigen Naturbeobachtung. Ausserdem erweiterten die Entdeckung Amerikas und die Auffindung des Seeweges nach Ostindien nicht nur die Grenzen der Erde, wiesen dem Thatendrange und dem Handelsgeiste neue Wege, sondern sie schufen auch der Wissenschaft ein Fundament, von dem aus sie sich anschickte, dem staunenden Menschenauge die Unermesslichkeit des Weltalls zu erschliessen, den Aufzeichnungen „in der Santa Casa heiligen Registern" zum Trotz. Noch grössere Umwälzungen knüpften sich an die Entdeckungen eines Kopernikus († 1543), Kepler († 1631), Galilei († 1642).

Die Scholastik hatte sich von der Natur und Erfahrungswelt abgekehrt und in blindem Eifer sich den übersinnlichen Dingen zugewandt. Das kirchliche Bekenntnis hatte bisher als der einzige feste Massstab für das unsichere Denken gegolten; jetzt erschien das Wissen sicherer als der Glaube. Jetzt kam die Natur wieder zu Ehren. „In vernehmlichen Tönen sprachen die murmelnde Quelle und das Waldesrauschen wieder zum Menschen, die schneebedeckten Bergesgipfel erschienen wie geheimnisvolle beseelte Wesen, die unmittelbar mit einander und mit den Menschen verkehrten. Das so lange unterdrückte Naturgefühl regte sich mit ursprünglicher Gewalt." Und in ihrer Herrlichkeit und Erhabenheit, in ihrer Unendlichkeit und Lebensfülle wurde die Natur wieder unmittelbarer Gegenstand der Anschauung, ihre Erforschung wurde namentlich unter dem Einfluss von Männern, wie Paracelsus, Baco (1561—1626), Campanella (1568—1639), Cartesius (1596—1650), Bruno († 1600),

Vanini (1586—1619), Leibniz (1646—1716), ein wesentliches Objekt der Philosophie.

Die wissenschaftliche Naturforschung zerstörte nicht blos eine Reihe überlieferter Irrtümer und Vorurteile, sie führte auch den dumpfen Sinn der Menschen aus dem dämmerigen Dome mittelalterlicher Romantik hinaus in Licht und Luft, sie lenkte ihr geistiges Interesse auf die diesseitige Welt, auf die Wirklichkeit, sie nährte und schärfte den neuerweckten Geist der Kritik. „Jetzt erst erfuhr man, dass dem menschlichen Geiste wirklich eine einheitliche, unerschütterliche und voll befriedigende Erkenntnis zugänglich ist, die alles Dunkle aufzuklären versprach."

Ausser einer besonderen Vorliebe für die Natur und für die Beziehungen der Menschen zu ihr, bemerken wir bei den Platonikern oder Naturphilosophen kräftige Züge ernster Religiosität. „Dieselben Männer, die eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen die konfessionellen Lehren zeigen, wissen sich doch aufrichtig als Christen und fühlen sich an Gott gebunden."*) Die Idee des Reiches Gottes, wie es Christus verkündet oder der Bau des „Tempels", wie sie diese Idee nannten, war der Mittelpunkt ihrer Gedankenwelt. An seiner Vollendung haben sie mit hingebendem Eifer gearbeitet.

Es war in diesem Sinne, dass die Platoniker über

---

*) Harnack (Gesch. der Preuss. Akad der Wissensch.) urteilt über sie: „Dass dem Menschen auf der Erde eine Aufgabe gesetzt ist, dass er seine Pflicht zu thun hat, dass er eines guten Gewissens bedarf, dass ein unbestechlicher Richter über ihm waltet, sind Erkenntnisse, in denen alle die grossen Führer des Zeitalters einig sind. Das Bewusstsein, zum gemeinen Nutzen wirken zu müssen und in dem Dienst einer heiligen Aufgabe zu stehen, vor der jeder Eigenwille und alle Eigenlust zurückzutreten hat, zeichnet die Träger des fortschreitenden Gedankens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aus."

das Wissen und die Wissenschaft die Weisheit stellten, dass ihnen der humane Sinn und der versöhnende Geist erbarmender Liebe, Tugenden, die der Weisheit entspringen, höher standen als der Glaube, den die in geistlosem Formalismus erstarrte Kirchenlehre vorschrieb. So bestand denn ihre Lebensaufgabe darin, das gesamte Gebiet des menschlichen Wissens, die „Allweisheit", für die Erziehung des Menschen nutzbar zu machen, das Menschengeschlecht auf dem Wege allgemeiner Bildung auf eine höhere Stufe der Entwicklung, über alle die Not des Werktagslebens in die ätherische Sonntagsstille zu führen.

Es war also ganz folgerichtig, wenn den Naturphilosophen nur solche Wissenschaft als erstrebenswert galt, die sich für die praktischen Bedürfnisse des Lebens nutzbar verwerten liess. Und man begreift, warum gerade aus ihrer Mitte heraus Jahrzehnte lang mit Wort und Feder, mit Rat und That für die Erhaltung und Ausbildung der Volkssprache und der nationalen Litteratur gestritten ward so — kühnen Mutes und brennender Begeisterung voll, wie einst die Vorkämpfer des Humanismus gegen die Scholastiker und Obskuranten zu Felde gezogen waren.

Es ist eine ebenso merkwürdige wie erfreuliche Erscheinung, dass jene Gelehrten, die sich zu so schönem Thun zusammenfanden, ein tiefes Verständnis für die Bedeutung einer festorganisierten Gemeinschaft, des brüderlichen Zusammenwirkens aller Glieder zeigen. Alte historische Überlieferungen und wohl auch die Summe eigener Erfahrungen hatten sie empfänglich gemacht für die Bedeutung der Thatsache, dass der einzelne Prophet nichts gilt im Vaterlande, dass neue, grosse Gedanken angesichts der die stumpfe Masse beherrschenden Trägheit und der sonstigen, widerstrebenden Kräfte nur Raum gewinnen, wenn geschlossene

Körperschaften sich ihrer annehmen und sie zielbewusst vertreten. Dass sie ihre Bestrebungen und ihre Organisation häufig mit dem Schleier des Geheimnisses umgaben, oft hinter wunderlichen Sinnbildern und Namen verbargen, darf uns nicht beirren. Diese Massregeln entsprangen meist einem dringenden Gebot der Selbsterhaltung. —

I. Die Alchemie und die Alchemisten.*)

Niemals hat, von Zauberei und Geistererscheinungen abgesehen, ein trügerischer Wahn die Menschheit länger und hartnäckiger beherrscht als der mit mystischen Vorstellungen gepaarte Glaube an die künstliche Erzeugung von Gold und Silber. Und schier unermesslich ist die Zahl derer, die sich mit Alchemie beschäftigt, d. h. die Gewinnung der Erkenntnis, auf welche Weise

---

*) G. Lewinstein: Die Alchemie und die Alchemisten (Sammlung gemeinverständlicher Vorträge). Berlin 1870. — Th. Schäfer: Über die Bedeutung der Alchemie (Progr. der Hauptschule zu Bremen) 1885. — H. W. Schäfer: Die Alchemie. Ihr ägyptisch-griechischer Ursprung etc. (Progr. des Gymnas. zu Flensburg) 1887. — G. Kopp: Die Alchemie. 2 Bde. Heidelberg 1886. (Mit erschöpfendem Litteratur-Verzeichnis und einer kritischen Würdigung der vornehmsten alchemistischen Schriften.) — Freimaurer-Zeitung. Jahrg. 1862, 1878, 1884. Leipzig. — J. Hartmann: A. u. Arkanologie im Gegensatz zur Schulmedizin. Zürich 1888. — F. Eyssenhardt: Arzneikunst und A. im 17. Jahrh. (Sammlung gemeinverst. Vorträge). Hamburg 1890. — E. Schultze: Das letzte Aufflackern der Alchemie in Deutschland vor 100 Jahren. Die hermetische Gesellschaft 1796—1819. Leipzig 1897. — M. Ritter: Deutsche Gesch. im Zeitalter der Gegenreform. und des 30jähr. Krieges. Stuttgart 1898. — J. Janssen: Gesch. des deutschen Volkes. VI. Bd. Freiburg i. Br. 1901. — Vergl. ferner Nicolai a. a. O.

das naturwissenschaftliche Problem zu lösen sei, mit heissem Bemühen angestrebt haben.

Während das Altertum nur das Verlangen nach Verwandlung und Werterhöhung der Metalle kannte, bemühte sich die hermetische Kunst*) seit dem 4. Jahrhundert nach Chr. um die Herstellung eines Präparates, das nicht nur imstande sei, die Umwandlung der unedlen Metalle in edle zu bewirken, sondern auch den

*) So genannt nach Hermes, dem mystischen Urheber der Kunst der Metallveredelung. Er galt den Alchemisten als Urquell aller Weisheit, als Inbegriff alles Denkens und Wissens, ja, sie verehrten ihn als den personifizierten Logos. Zur Zeit der Ptolomäer-Herrschaft, da die Götter des hellenischen Pantheons nach Ägypten übersiedelten und sich zum Teil mit den dortigen Gottheiten verschmolzen, glaubten die Griechen die Eigenschaften ihres Hermes in dem ägyptischen Gotte Thoth (Horus) wiederzufinden. Und bald wurde es Brauch, beide Gottheiten als ein und dieselbe Person anzusehen. Thoth war der kundige Schreiber der Götter, der Schutzgeist jeglicher Kunst und Wissenschaft. Sein Werk war die Erfindung der Schrift, der Musik, der Zeitrechnung etc. Er galt als Verfasser der 42 heiligen Papyrusrollen, der altägyptischen Bibel (S. 34). Seine ungewöhnliche Weisheit trug ihm solche Verehrung ein, dass man ihm die Bezeichnung des „zweimal grossen" beilegte. Um 240 v. Chr. wurden jene Papyrus ins Griechische übertragen und erhielten den Namen „hermetische Schriften"; sie wurden also zu Werken des hellenischen Gottes. Aus dem altberühmten „zweimal grossen" wurde jetzt der „dreimal grösste" (Trismegistus). Ihm wurde in der Folge eine unabsehbare Fülle von Schriften über die Kunst, Gold und Silber auf künstlichem Wege herzustellen, untergeschoben, so dass schon der als „göttlicher Wunderthäter" verehrte Neuplatoniker Jamblichos († um 333) von 20000 Büchern des Hermes zu erzählen wusste. Nach alchemistischer Anschauung lebte in ihnen das wirkliche oder vermeintliche Wissen der ägyptischen Priester fort. Sie gaben Aufschluss über alle Gebiete des Naturwissens und der alltäglichen Erfahrung. — Die umfangreiche Litteratur über Hermes Trismegistus bei H. W. Schäfer a. a. O. S. 4 ff. — Vergl. Creuzer, Symbolik I. S. 294 ff.

Menschen körperlich zu verjüngen, ihn geistig zu läutern und ihm alle Freuden des irdischen wie des zukünftigen ewigen Lebens zu sichern. Dieses wertvolle Mittel hiess der „Stein der Weisen“, das „Elexir“, die „Tinctur“, das „Magisterium“.

Wir wissen, dass in Ägypten seit alten Zeiten praktische Chemie getrieben wurde. Die Herstellung heilsamer Arzneien und fäulniswidriger Stoffe zur Einbalsamierung der Leichen, die vollendete Kunst der Metallbehandlung lassen auf ungewöhnliche chemische Kenntnisse schliessen.

Von Ägypten verbreiteten sich die vieltausendjährigen Keime chemischer Erkenntnis in alle Länder des römischen Weltreiches, freilich um bald im Schmelztiegel der Alchemie*) zu verdorren.

An der Hand der überlieferten Rezepte zu Metallmischungen und alter magischer Zauberformeln und veranlasst durch die trübe Lage der römischen Münzverhältnisse, kam man zur Metallfälschung und zur Goldmacherei. Im Jahre 296 gebot ein Edikt des Kaisers Diocletian, jene dem fabelhaften Hermes zugeschriebenen Bücher zu verbrennen. Der Unfug der Goldmacherei muss also damals bereits in ungewöhnlicher Blüte ge-

*) Das Wort Chemi (Cham, Chami) findet sich zuerst bei Plutarch (de Jsid. et Osiri cap. 33), der damit das schwarze Erdreich des Nillandes bezeichnet. Mit demselben Worte bezeichnete man aber auch das Symbol des Dunklen und Verborgenen. So bedeutete denn Chemi ursprünglich die ägyptische oder geheime Wissenschaft, später die geheime oder schwarze Kunst. Im J. 345 kannte bereits Firmicus Maternus den Ausdruck scientia chimiae, während der Lexikograph Suidas (um 970) in seinem Wörterbuche „Chemie“ als „künstliche Bereitung von Gold und Silber“ erklärte. Die Araber nannten diese Wissenschaft unter Hinzufügung des Artikels „Al“ — Kimia oder auch wohl nachdem Anfangsbuchstaben geheimnisvoll die Wissenschaft des „K“, worauf sie dann unter dem Namen Alchemie allgemein bekannt wurde.

standen haben. Obwohl zahlreiche Schriften alchemistischen Inhalts dem kaiserlichen Verbote zum Opfer fielen, tauchten doch bald wieder neue auf und wurden in den folgenden Jahrhunderten immer zahlreicher mit allen jenen geheimnisvollen Andeutungen, rätselhaften und unausführbaren Anweisungen, die dieser Litteratur eigentümlich sind.

Von den Arabern, den begabten Erben des geistigen Lebens der griechischen Welt, gepflegt und überliefert, gelangte der Glaube an die Alchemie nach Spanien und trat von hier aus seinen Siegeszug an durch alle christlichen Länder Europas. Im 13. Jahrh. sprachen sich alle Autoritäten*) auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu ihrem Gunsten aus, machten ihren Einfluss in diesem Sinne geltend und bewahrten ihn auch für die Folgezeit. Im Anfang des 14. Jahrh. hatte die Goldkocherei einen solchen Umfang angenommen, dass Papst Johann XXII. i. J. 1317 mit einer, schwere Strafen verheissenden, Bulle gegen die Anhänger der Kunst einschritt. Der Erfolg blieb indess aus. Das alchemistische Übel hatte sich bereits unausrottbar in den Köpfen der Menschen festgesetzt.**)

---

*) Hierher gehören Albert von Bollstädt, Bischof von Regensburg, in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Bedeutung Albertus Magnus genannt, und sein Schüler, der berühmte Dominikaner Thomas von Aquino († 1274), der berüchtigte Ketzer und Goldmacher Arnold von Villanova († um 1314), Roger Bacon († um 1294), als „Doctor mirabilis" von den staunenden Zeitgenossen bezeichnet, und Raymundus Lullus, „Doctor illuminatissimus", († 1315). Zahlreiche, ihm zugeschriebene, alchemistische Schriften standen bei allen Adepten der hermetischen Kunst in hohem Ansehen.

**) Im J. 1423 forderte König Heinrich VI. von England in mehreren Erlassen dringend alle Geistlichen und Professoren seines Reiches auf, den Stein der Weisen zu suchen. Die deutschen Kaiser Rudolf II. (1576—1612), Ferdinand III. (1637—57), Leopold I. (1658—1705) liessen sich gern von fahrenden Alchemisten Metall-

Als vielkundiger Chemiker und als wirklicher Forscher auf dem Felde der chemischen Wissenschaften,

---

veredelungen vormachen, überhäuften jene mit Gnaden aller Art, verlangten aber auch eingehendere Kenntnis von dem Stein der Weisen zu erhalten, als die Befragten anzugeben imstande waren, weshalb denn auch schwere Strafen über sie verhängt wurden. Die deutschen Fürsten schlossen sich so hohen Vorbildern an. Kurfürst Joachim II. von Brandenburg beschäftigte zahlreiche Alchemisten. Im Dienste seines Sohnes und Nachfolgers Johann Georg stand der berühmte Chemiker Leonhard Thurneysser zum Thurn (geb. 1530 zu Basel). Ursprünglich Goldschmied und Heilgehülfe, wurde er Soldat, arbeitete dann auf verschiedenen Berg- und Schmelzhütten Deutschlands und war Mechaniker in Nürnberg, Goldschmied in Strassburg und Constanz. 1560 bereiste er im Auftrage des Erzherzogs Ferdinand Schottland und die Orkney-Inseln, Spanien, Portugal und den Orient, Ungarn und Böhmen, um hüttentechnische und medizinische Kenntnisse zu sammeln. Heimgekehrt, ging er nach Frankfurt a. O. und liess dort Bücher medizinischen Inhalts drucken. Damals wurde er mit dem Kurfürsten Johann Georg bekannt und ward dessen Leibmedicus (1571). Bald erfüllte sein Ruf alle Lande. Dass er seinen Herrn auch durch alchemistischen Unfug betrogen, ist vielfach behauptet worden, aber nicht erwiesen. (Vergl. Moehsen: Beiträge zur Gesch. der Wissenschaften in der Mark. Berlin und Leipzig; 1783.) Der grosse Kurfürst Friedrich Wilhelm, ebenfalls der hermetischen Kunst zugethan, hielt sich zwar keinen eigenen Alchemisten, unterhandelte aber öfter mit umherziehenden Künstlern wegen des Ankaufs von Rezepten über Gewinnung von Gold. Er wurde auf den sächsischen Alchemisten Johann Kunkel, einen ehrlichen Mann, aufmerksam, der dann auch mit dem Charakter als „Geheimer Kammerdiener“ in seinen Dienst trat. Er leistete zwar im Goldmachen nichts, desto mehr in der Glasfabrikation. Er stellte Opal-, Avanturien- und Rubinglas her und wusste es zu kostbaren Gefässen zu bearbeiten. Nach seines grossen Gönners Tode trat er in den Dienst König Karls XI. von Schweden, der ihn 1691 in den Adelstand erhob. † 1703 in der Mark. — Noch unzählige Beispiele von Fürsten und Herren geistlichen und weltlichen Standes liessen sich anführen, die in jener geldarmen Zeit Hab und Gut nutzlos einem trügerischen Wahne opferten.

zugleich aber auch als wundergläubiger Phantast begegnet uns im 15. Jahrh. Basilius Valentinus*). Über seine Persönlichkeit ist nichts bekannt. Wir kennen ihn nur als Verfasser zahlreicher alchemistischer Schriften. Wahrscheinlich verbarg sich unter dem vollklingenden Namen ein Mönch aus dem Peterskloster in Erfurt, wie denn überhaupt die Klöster in dieser Zeit vielfach eine Stätte chemischer Versuche waren.

Unter dem Einfluss des genialen Arztes Paracelsus**),

---

*) Vergl. H. Hildebrand, der Alchemist Basilius Valentinus. Progr. d. Gymn. zu Zerbst, 1876.

**) Sein voller Name soll gelautet haben: Philippus Aureolus Theophrastus Paraceleus Bombastus von Hohenheim (1493—1541). Ein Mann von grossen Talenten, uneigennützig, schlicht und fromm, besuchte er deutsche und französische Hochschulen und bereiste einen grossen Teil von Europa, den Orient und Ägypten. Nach seiner Heimkehr bekleidete P. einen Lehrstuhl an der Universität Basel. Seine glänzende Begabung und seine ungewöhnlichen Erfolge als Arzt gewannen ihm zahlreiche Schüler und Anhänger. Aber sein lockerer Lebenswandel, vor Allem der schmutzige Konkurrenzneid der Ärzte der alten Schule, brachten ihn bald mit dem Rat der Stadt in unheilvolles Zerwürfnis. 1527 begann er wieder sein ruheloses Vagantenleben, das ihn von einem Ort zum andern trieb. In bedrängter Lage starb er bereits 1541 in Salzburg. Das unstete Leben dieses Mannes und sein unruhiges Wesen spiegelt sich in seinen zahlreichen Schriften wieder. Neben trefflichen wissenschaftlichen Beobachtungen, finden sich hier die abenteuerlichsten Anschauungen aus Alchemie und Astrologie. Dabei ist seine Schreibart häufig dunkel, wunderlich, verworren. Doch ist nicht sicher, wie viel davon auf Rechnung unverständiger, übelwollender Kopisten zu setzen ist, zumal die meisten Schriften, aus Diktaten hervorgegangen, nur handschriftlich verbreitet wurden. Vergl. M. B. Lessing: Paracelsus. Sein Leben und Denken. Berlin, 1839. — Marx: Zur Würdigung des Theophr. v. H. Göttingen, 1842. — Mook: Th. P. Würzburg, 1876. — Hartmann: Life of Th. P. London, 1887. — Schubert und Sudhoff: P.-Forschungen. 2 Hefte. Frankfurt a. M., 1887—89. — Sudhoff: Versuch einer Kritik der Echtheit der P.-Schriften. 2 Bde. Berlin, 1894—98.

der als die Aufgabe der Alchemie nicht mehr allein die künstliche Hervorbringung edler Metalle, sondern auch die Herstellung heilkräftig wirkender chemischer Präparate betrachtete, erhielt die hermetische Kunst eine nicht unwesentliche Erweiterung.

Die Folge war, dass noch in den ersten Dezennien des 17. Jahrh. der Glaube an die Möglichkeit der künstlichen Hervorbringung von Gold und Silber den Zweifel an ihr erheblich überwog. Und selbst der in der Geschichte der Medizin und der Chemie mit Ehren genannte Arzt Johann Baptist van Helmont († 1694) verfocht ganz ernsthaft die Überzeugung, dass Paracelsus wirklich im Besitze des Steines der Weisen (lapidis chrysopoei verus compos) gewesen sei.*)

Obwohl die Laufbahn der meisten Alchemisten eine lange Kette bitterer Enttäuschungen darstellte, obwohl nahezu allen Adepten statt der erhofften Reichtümer nur Not und Armut als einziger Lohn ihrer Mühen zu teil ward, so war doch so jämmerliche Erfahrung keineswegs imstande, die Zahl der Kunstbeflissenen zu ver-

— Frz. Hartmann: Th. P. als Mystiker. Leipzig, 1894. — Derselbe: Grundriss der Lehren des Th. P. Leipzig, 1894. — Neue, aussichtsreiche Bahnen zur Beurteilung der Philosophie des Paracelsus und Jakob Boehmes erschliesst ein lesenswerter Aufsatz von Wyneken: „Von P. zu B. Ein Jahrhundert christl. Naturphilosophie.“ (M. H. d. Com.-Ges. 1900. S. 78 ff.)

*) Dass sich auch schon frühzeitig entschiedene Gegner der Hermetik fanden, haben wir bereits an dem Beispiel Johanns XXII. erfahren. Im 16. und 17. Jahrh. mehrte sich die Zahl derer, die dem alchemistischen Unfug mit aller Kraft zu steuern trachteten. Hierher gehören vor allem der gelehrte Abt Johannes Trithemius († 1516), der bekannte Humanist Desiderius Erasmus († 1536). Im „Froschmeuseler“ goss Georg Rollenhagen († 1609) die volle Schale beissenden Spottes über die Adepten aus. Dann erklärten u. a. der gelehrte Jesuit Athanasius Kircher († 1680) und der Jenenser Professor der Medizin und Chemie Werner Rolfinck († 1673) die Alchemie für Blendwerk.

mindern oder gar dies geistig verirrte Geschlecht von weiterem törichten Beginnen abzuschrecken. Im Gegenteil. Da die Einzelforschungen nicht zum ersehnten Ziele führten, kamen die Anhänger der Alchemie jetzt auf den alten, in den grossartigen Lebensäusserungen des deutschen Bürgertums erprobten Gedanken zurück, durch genossenschaftliche Bestrebungen die Gewinnung des Steines der Weisen zu fördern. So entstanden im 17. Jahrh. aller Orten alchemistische Gesellschaften,*) die

*) Einige, wenn auch dürftige, Nachrichten berichten von sog. Alchemisten-Vereinen in Rostock und Nürnberg. Doch haben allem Anschein nach solche Sozietäten ausser in Wien (?) und Prag (?) in Braunschweig, Helmstädt, Lüneburg, Hamburg, Bremen, Erfurt, Danzig, Mantua, Venedig, Amsterdam, Haag bestanden. Im Jahre 1676 machte nämlich Johann Wulfert, Leibniz' Freund und später Mitglied der Berliner Akademie, eine Rundreise durch Deutschland zum Besuche jener Gesellschaften. Auch „Orvii Occulta Philosophia" bringt mehrere, offenbar zuverlässige, Notizen über sie.

Stifter der Rostocker Gesellschaft war Joachim Jungius (1587—1657). Gleich ausgezeichnet als Naturforscher, Mathematiker und Arzt, weshalb er nicht mit Unrecht der deutsche Baco genannt wird, war er mit Leibniz und Comenius und anderen hervorragenden Zeitgenossen eng befreundet. Nachdem er in Padua studiert und sich der dortigen Akademie angeschlossen hatte, hielt er sich von 1619 an einige Jahre in Rostock auf. Hier, wo manche Gesinnungsgenossen und Freunde Andreaes lebten, wie Stephan Stein und Angelo Sala, ein um seines Glaubens Willen vertriebener Italiener, der später Mitglied des Palmenordens wurde, wo Jungius, wie wir aus seinem Briefwechsel erfahren, freundschaftliche Beziehungen zu Künstlern und Werkleuten unterhielt, rief er eine philosophische Gesellschaft ins Leben, „Societas Ereunetica" oder „Zetetica" oder auch „Collegium Philosophicum" genannt. Zweck der Gesellschaft, die ihre Gebräuche und Mitgliederlisten sorgfältig geheim hielt, war: „Die Erforschung der Wahrheit aus der Vernunft und Erfahrung" oder das Streben, „alle Künste und Wissenschaften von der Sophistik zu befreien."

Der Öffentlichkeit gegenüber bezeichnete sie als ihre Aufgabe: die Förderung der Erziehungslehre. Über die Verhandlungen der Ge-

gegenseitig Erfahrung und Rat austauschten, die mit praktischen Übungen und Versuchen sich abmühten, zugleich aber auch an den theosophischen Tränklein spekulativer Mystik sich berauschten.

Von altersher waren mystisch-kabbalistische Elemente die unzertrennlichen Begleiter der hermetischen Kunst und ihre treusten Freunde. So wurde beispielsweise die „Dreieinigkeit" zu dem Stein der Weisen in Beziehung gesetzt; so wurden die christlichen Heilslehren,

---

sellschaft durften die Mitglieder, unter denen besonders Bewohner der Hansestädte vertreten waren, auch ausserhalb ihres Kreises Mitteilung machen, sofern jene nicht in „das Verzeichnis des zu Verschweigenden" eingetragen worden waren. Vergl. Keller a. a. O. — Guhrauer: Joachim Jungius und sein Zeitalter. Stuttgart und Tübingen; 1850. — Avé-Lallemant: Des Dr. J. aus Lübeck Briefwechsel. Lübeck; 1863. — Ders.: Das Leben des Dr. J. J. Breslau; 1882.

Um 1664 erschien in Nürnberg eine in tiefes Geheimnis sich hüllende Sozietät, die von Fernstehenden als eine Gesellschaft von „Alchemisten" und „Rosenkreuzern" bezeichnet wurde. Sie zählte zu ihren Mitgliedern Gelehrte, Geistliche, Künstler und einfache Handwerker. Wir finden unter ihnen die Namen von Daniel Wülfer und Justus Jacob Leibniz, dem Oheim der Philosophen. Jener war Pfarrer an der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, dieser an St. Jacob daselbst. Ferner werden genannt: Johann Georg Volkammer, Mitglied des Blumenordens und der Akademie zu Padua, und andere Nürnberger Patrizier, Kaufleute, Stempelschneider etc. Versammlungsort der Gesellschaft war das Laboratorium der städtischen Münzstätte, ein Umstand, auf den wohl der Schimpfname „Alchemisten" zurückzuführen sein wird. Im Jahre 1667 wurde Gottfried Wilhelm Leibniz, damals 21 Jahre alt, Mitglied der Sozietät und bald darauf ihr Sekretär. Als solchem lag ihm die Pflicht ob, aus naturphilosophischen Schriftstellern Auszüge zu machen, die an der Arbeitsstätte vorgenommenen Arbeiten zu verzeichnen und die Korrespondenz zu führen, eine Arbeit, die ihn noch in späteren Jahren veranlasste, über die Deutung alchemistischer Rätsel nachzusinnen.

Die Nürnberger Societät stand in regem Gedankenaustausch mit gleichgesinnten Freundeskreisen in Oberitalien, Deutschland, England und den Niederlanden.

insbesondere von der Auferstehung der Toten am jüngsten Tage, wie auch Luther rühmt, durch chemische Prozesse erläutert, Tod und Auferstehung mit dem Schmelzen und Veredeln der Metalle im chemischen Ofen verglichen.

Es macht ganz den Eindruck, als ob jene Alchemisten-Vereine, die in Wahrheit aber wohl Akademien von Mathematikern und Naturforschern waren, sich dieses apokalyptischen Bombastes, dieser geheimnisvollen Bildersprache, die das Höchste und Heiligste, was des Menschen Verstand beschäftigen und sein Herz bewegen kann, mit den Lehren und Operationen der Alchemie verknüpfte, bedient haben, um dahinter Glaubens- und Wissensmeinungen und naturphilosophische Kenntnisse zu verbergen, die zu der herrschenden Kirchenlehre im offenen Widerspruch standen.

Einstweilen liegt über den meisten dieser Akademien noch ein dichter Schleier. Ihn zu lüften, ist der Forschung bisher nur zum kleinsten Teile gelungen. Doch ist wenigstens soviel bisher ermittelt worden, dass die Alchemie den Mitgliedern nur Nebenzweck war, dass in ihrer Mitte vielmehr die philosophische Richtung vorherrschte, und dass sich innerhalb der Gefolgschaft der Akademie unschwer drei Klassen oder Grade unterscheiden lassen.

Den ersten nahmen die philosophischen Alchemiker ein, welche die Chemie nur als Form für einen philosophischen Inhalt benutzten. Ihnen folgten die theoretischen und die praktisch thätigen Alchemisten. Jene stellten ihre Theorien über die Struktur und Beschaffenheit der Metalle und über die Möglichkeit, sie zu verwandeln und zu veredeln, auf, ohne sich sonderlich darum zu kümmern, „ob ihre Hypothesen sich auch würden experimentell beweisen lassen.“ Diese sahen gutgläubig die mehr oder weniger geistreichen Lehren der Theoretiker als unumstössliche Wahrheit an und

bemühten sich in argem Selbstbetrug, sie in Tiegeln und Retorten praktisch zu bethätigen und ihre durch bittere Erfahrungen und Enttäuschungen geläuterte Weisheit zu Nutz und Frommen anderer zu Papier zu bringen.*)

Die Philosophie der alchemistischen Weisheitslehrer zeigt eine Tiefe des Wissens, eine Weite des Blickes, eine so ungeahnte Fülle tief religiöser Empfindung, dass wir einen Augenblick bewundernd bei ihr verweilen.**) Sie legt u. a. „keinen besonderen Nachdruck auf den Versöhnungstod Christi, und dass nun alle Menschen nur durch den Glauben an diesen Versöhnungstod das ewige Leben haben werden, sondern sie lehrt, dass derselbe göttliche Geist, welcher in Christo Fleisch wurde, auch in jedem Menschen als Keim eines ewigen Lebens vor-

---

*) An die Fersen der praktischen Alchemisten heftete sich alsbald das weitverzweigte betrügerische Geschlecht alchemistischer Abenteurer. Es waren dies geschickte Taschenspieler, welche die Kunst der Goldverwandlung zeigten. Mit Hilfe eines doppelten Bodens im Tiegel, vermittels eines hohlen Rührstabes oder ausgehöhlter Kohle brachten sie heimlich Gold in die geschmolzene Bleimasse, die nachher als verwandeltes Gold gezeigt wurde. Besonders geeignet zu solchen überraschenden Experimenten war ein Pulver, das sich herstellen liess, indem man Gold in Schwefelnatrium löste. „Aus diesem konnte sowohl in feurigem Fluss wie in wässriger Lösung das Gold durch Silber gefällt, also scheinbar eine Verwandlung des Silbers in Gold gewonnen werden.“ Einer der berüchtigsten Alchemisten war Don Domenico Manuel Caetano, auch Conte de Ruggiero genannt, eines Bauern Sohn im Napoleonischen. Von Beruf Goldschmied, verübte er grossartige alchemistische Betrügereien im Dienste des Kurfürsten Max II. Emanuel von Bayern, des Kaisers Leopold I., des Kurfürsten Johann Wilhelm von der Pfalz und des Königs Friedrichs I. von Preussen. In Berlin ereilte endlich den Erzgauner sein Schicksal. Er endete im August 1709 an einem vergoldeten Galgen.

**) Vergl. namentlich die lehrreiche Abhandlung von Th. Schäfer.

handen, dass also die kirchliche Lehre von der Auferstehung des Geistes nicht in materiellem, sondern in geistigem Sinne zu nehmen sei von einer geistigen Wiedergeburt.“ Nach der Ansicht der alchemistischen Philosophen konnten „ohne die Kenntnis Christi und des Evangeliums auch alle diejenigen seelig werden, (selbst Juden und Türken), die nur in Wahrheit und Liebe ein geistiges reines Leben führten, wenn sie vermochten, aus der Gesetzmässigkeit der Natur die Gesetze für das eigene innere Leben abzuleiten, wenn sie aus der Begeisterung für die Schönheit und Weisheit des Weltenplans selbst ihren Geist mit Weisheit und Tugend erfüllten, weil Mensch und Welt nach gleichen Gesetzen der Entwicklung und Erlösung regiert werden.“

Es steht mit Sicherheit zu erwarten, dass ein tieferes Eindringen in die Schriften der philosophischen Alchemiker noch überraschenden Aufschluss über ihre Lehrmeinungen geben wird, namentlich in Bezug auf „Weltschöpfung und den Verwandlungsprozess der Natur, wie auf die geistige Umbildung und Veredlung des einzelnen Menschen und seine Hinführung zu Gott.“ Erschwert wird das Studium dieser Bücher durch die Fülle seltsamer alchemistischer Bilder und Vorgänge, unter denen die spekulativen Ansichten dargestellt wurden und durch das dunkle Kauderwelsch einer Sprache,*) die nur dem Eingeweihten verständlich war.

---

*) Als klassisches Beispiel hierfür und zugleich als wertvollstes Rezept für alle alchemistischen Operationen, so alt und ehrwürdig, dass kein Adept je gewagt hat, an seiner Unfehlbarkeit zu zweifeln, ist die s. g. Smaragdtafel des Hermes anzusehen. Das kostbare Heiligtum, einst von Sarah im Grabe des Weisesten der Weisen im Thale Hebron gefunden, war zwar inzwischen verloren gegangen, aber man kannte ja ihre Inschrift, für die Bereitung der Universalmedizin die zuverlässigste Anweisung. Die Inschrift wird eingeleitet durch folgende Sätze:

Alle Autoren entschuldigen diese Art ihrer Darstellung mit ihrer Notwendigkeit. Sie berufen sich dabei auf das Beispiel Christi, der seine Lehre ebenfalls in Gleichnissen und Allegorien verkündet habe. Vom Volke sei sie nicht verstanden worden, sondern nur von wenigen Auserwählten.

Über die geheimen Lehren durften die Adepten, selbst wenn sie deren Sinn vollständig erkannt und begriffen hatten, nicht öffentlich sprechen; denn es galt als ausgemacht, dass z. B. die Preisgebung des Geheimnisses über die Bereitung des Steines der Weisen augenblicklichen Tod zur Folge habe. Auch die furchtbarsten Folterqualen vermochten nicht, überzeugte Alchemisten zum offenen Geständnis zu bringen.

Die Geheimniskrämerei ging schliesslich so weit, dass auch die allgemein bekannten chemischen Prozesse

---

„Warhafftig, sonder Lügen, gewiss und auff das allerwarhafftigste, diss so Unten ist, ist gleich dem Oberen, Und diss so Oben ist, ist gleich dem Untern, damit man kan erlangen und verrichten Miracula oder Wunderzeichen Eines Einigen Dinges. Und gleich wie alle Dinge von Einem Dinge alleine geschaffen durch den Willen und Gebot Eines Einzigen, der es bedacht, also entspriessen und kommen alle Dinge von demselben Einen Dinge durch Schickung und Vereinigungszusammenfügung. (S. Henricus Kunrath: Amphitheatrum Sapientiae. Lipsiae; 1602.) Wie spricht doch Faust?

„Was sagt er uns für Unsinn vor?
Es wird mir gleich der Kopf zerbrechen.
Mich dünkt, ich hör ein ganzes Chor
Von hunderttausend Narren sprechen.“

Und doch versteht es Schäfer, den scheinbaren Wust in sinnvolle Weisheit umzudeuten. Jene mystische Sprache erinnert vielfach an das Rotwelsch mancher Philosophen. Lehrt doch beispielsweise Hegel: „das Licht als eine zur selbständigen Materie gewordene Eigenschaft der Dinge ist das Metall, das geronnene Licht!“ (S. Michelet, Gesch. der letzten Systeme der Philosophie II. S. 759.)

in unverständlicher Sprache behandelt wurden. So nannte man den Ofen, in welchem die Glühversuche angestellt wurden, um darin den Stein der Weisen zu erzeugen, das philosophische Ei, und die wunderliche alchemistische Ermahnung: „Du musst den roten Bären dreimal durch den grauen Wolf jagen!“ bedeutete weiter nichts, als die Anweisung, Gold durch Antimon zu läutern. —

Viele Jahrhunderte hatte die Alchemie die Menschen betört. Je entschiedener aber die Wissenschaft der Chemie sich von ihrer Mutter lossagte, um so grösser wurde namentlich in der Mitte des 18. Jahrh. die Zahl derer, die der alten Weisheit entgegentraten. Die betrübende Wahrnehmung, dass die meisten alchemistischen Versuche zur Verarmung führten, wenn nicht gar zu Lastern und Verbrechen, machte vor allem das grosse Heer der Philantropen gegen sie mobil. Und dann war die Aufklärung eifrig thätig, den Glauben an die hermetische Kunst zu verspotten, ihn auf eine Stufe mit dem Gespensterwahn zu stellen.*)

Unter solchen Umständen verminderte sich deren öffentliche Gefolgschaft, und nur selten hörte man noch von einem Manne, der sich ernstlich mit Alchemie befasste. Um so grösser war daher das Erstaunen, als im Oktober 1796 in dem zu Gotha erscheinenden Reichs-Anzeiger der Aufruf einer alchemistischen Gesellschaft bekannt gegeben wurde. Gestützt auf den „ganzen Vorrat ächter hermetischer Kenntnisse“, stellte sie „9 Hauptsätze der höheren Chemie“, in denen die Aus-

*) In dieser Richtung war namentlich der Apotheker Wiegleb zu Langensalza thätig. In seinem einst vielgelesenen Buche „Historisch-critische Untersuchung der Alchemie oder der eingebildeten Goldmacherkunst“ (Weimar; 1777) zog er schonungslos mit den schärfsten Waffen der Satyre und des Spottes gegen die Anhänger des alchemistischen Unsinns zu Felde.

führbarkeit der Metallveredlung angedeutet war, zur öffentlichen Erörterung. Antworten und Anfragen an die geheimnisvolle Gesellschaft sollten durch Vermittlung des Reichs-Anzeigers an ihre Adresse befördert werden.

Der seltsame Aufruf brachte sogleich alle öffentlichen und geheimen Jünger der Alchemie auf den Plan, und unabsehbar war die Zahl der einlaufenden Briefe. Neben evangelischen und katholischen Geistlichen, neben Offizieren, Leibärzten. Geheimen Finanzräten und den Kanzlern deutscher Kleinstaaten, erschienen Professoren, Lehrer, Organisten, Kaufleute, Handlungs- und Apotheker-Gehülfen und biedere Handwerker, vielfach in der Absicht, um die Gesellschaft zu verspotten, meist aber, um sie auszuforschen. .... Quid non mortalia pectora cogis, auri sacra fames! — Und bald füllten der Alchemisten naive und unbefriedigende Antworten*) die Spalten der Zeitung.

Das fröhliche Treiben blühte mehrere Monate, bis ausser dem „Mann im Vollmonde", der Apotheker Wiegleb im November 1797 eine geharnischte Erklärung gegen die „Syrenenstimmen der lichtscheuen Gesellschaft, die das deutsche Publikum mit der verpesteten Seuche der Goldmacherei anstecken will", im Reichs-Anzeiger veröffentlichte und damit ihren Kredit gewaltig erschütterte. Durch Herausgabe eines „hermetischen Journals zur endlichen Beruhigung für Zweifler und Sucher", dessen erstes und einziges Heft 1797 erschien, durch Ernennung von Ehrenmitgliedern und andere Massregeln suchten die Gründer ihrem gefährdeten Unternehmen einen neuen Aufschwung zu geben. Allein ihr Bemühen war vergeblich. Und mit dem Augen-

*) In einer findet sich der komische Satz: „Ihr Chemisten, wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so könnet ihr den Weisenstein nicht erben".

blicke, da der Reichs-Anzeiger seine Spalten ihr verschloss, war es mit dem öffentlichen Auftreten des Vereins vorbei. Von nun an ist nur noch ein ziemlich lässig betriebener Briefwechsel*) zwischen den Männern zu beobachten, die sich durch die Gesellschaft kennen gelernt hatten. Der letzte Brief vom 18. April 1819 stammt aus Elbing und bedeutet wohl ihr Ende.

Gründer und lange Zeit die einzigen Mitglieder des famosen Vereins war Karl Arnold Kortum in Bochum, der bekannte Verfasser der Jobsiade, ein fruchtbarer alchemistischer Schriftsteller, der in der Steinkohle die wahre materia prima entdeckt zu haben wähnte, und der ehrgeizige Theologe Bährens zu Schwerte in der Grafschaft Mark.

Beide Männer lebten der festen Überzeugung, dass der eingeschlagene Weg gemeinsamer Erörterung der Stoffe und der Resultate, mit denen die Alchemisten arbeiteten, zur Entdeckung des Steines der Weisen führen müsste. Dagegen haben sie es verschmäht, durch das seltsame Unternehmen sich persönliche Vorteile zu sichern.**)

Beweist dieser Vorgang, dass der Glaube an die Alchemie noch im Beginn des 19. Jahrh. vorhanden war, so war er doch auf verhältnismässig kleine Kreise beschränkt. Und diese vermochten den gänzlichen Verfall der trügerischen Weisheit nicht mehr aufzuhalten, der durch die Fortschritte der Chemie und der Vertiefung der Naturerkenntnis der Boden abgegraben war. Mit dem Glauben an die Zauberkraft der Wünschelrute,

*) Er befindet sich heute im Besitze der Giessener Universitätsbibliothek.

**) Nähere Daten über die hermetische Gesellschaft und ihre Stifter finden sich bei Kopp (Alchemie II. S. 154 ff.), über Bährens und Kortum in der sorgfältigen Monographie Schultzes.

an Werwölfe und Wechselbälge, an Beschwören und Bannen von Geistern etc. schwand auch der an die vermeintliche Kunst der Alchemie mehr und mehr dahin. Zwar erloschen ist er nicht, wie Kopp an zahlreichen Beispielen erfolgreich nachweist. Aber die Zeit ist doch für immer dahin, da ein Lichtwer in seiner Erzählung „von den seltsamen Menschen, die, jenseits der Huronen elfhundert Meilen hinter ihnen“ wohnend, ihre ganze Aufmerksamkeit unverrückt einem Gegenstande zuwenden, ganz ernsthaft die Frage aufwerfen konnte: „So suchen sie vielleicht der Weisen Stein?“ —

---

2. Die Brüderschaft des „Rosencreutz“.

Die erneute Zunahme der meist wohl durch die Gründung alchemistischer Gesellschaften hervorgerufenen Überzeugung, dass die Aufgabe der Alchemie lösbar sei, verbreitete im ersten Viertel des 17. Jahrh. den Glauben an das Bestehen eines Bundes, dessen Mitglieder neben andern Geheimnissen auch das der künstlichen Hervorbringung von Edelmetall besässen und der allen Suchenden die lockende Aussicht gewähre, gleichen Wissens teilhaftig zu werden.

Die wirkliche Thatsache der Existenz jener Gemeinschaft schien durch mehrere, in den Jahren 1614 und 1616 erschienene, anonyme Schriften*) bekräftigt zu

*) 1. „Allgemeine und General-Reformation der gantzen weiten Welt. Beneben der fama fraternitatis dess Löblichen Ordens des Rosenkreutzes, an alle Gelehrte und Häupter Europae geschrieben: Auch einer kurtzen Responsion, von dem Herrn Haselmeyer gestellet, welcher desswegen von den Jesuitern ist gefänglich eingezogen und auff eine Galleren geschmiedet. Itzo öffentlich in Druck verfertiget und allen trewen Hertzen com-

werden. In ihnen wurde eingehend berichtet von einer Gesellschaft, welche die Weltreformation, die Veredelung der Menschen zur Aufgabe habe. Danach war ihr Stifter ein Deutscher, Christianus Rosencreutz, der, 1378 geboren, im jugendlichen Alter mit einem erfahrenen Klosterbruder nach dem heiligen Lande gesandt worden. Nach dreijährigem Aufenthalte in Damascus, Jerusalem und bei den weisen Arabern in Damcar ging Rosencreutz nach Ägypten und Fez, um sich mit den dortigen Weisen bekannt zu machen. Darüber vergingen zwei weitere Jahre, worauf „Vater R. C." über Spanien nach Deutschland zurückkehrte. Hier verband er sich mit drei gleichgesinnten Klosterbrüdern zur Durchführung der von ihm beabsichtigten Weltreformation. So entstand „die Brüderschaft des R. C." d. i. „des Rosencreutz". Nachdem noch vier Genossen in den neuen Bund aufgenommen waren, zerstreuten sich die Mitglieder, wirkten in allen Ländern des Erdballs für ihre Ideen, kehrten aber jedes Jahr zur Berichterstattung zurück und versammelten sich zu diesem Zweck in dem von Rosencreutz bewohnten Gebäude.

---

municiret worden. Gedruckt zu Cassel durch Wilhelm Wessel, Anno 1614."

2. „Fama fraternitatis R. C. Das ist Gerücht der Brüderschaft des Hochlöblichen Ordens R. C. An alle Gelehrte und Heupter Europae. Beneben deroselben Lateinischen Confession, Welche vorhin in Druck noch nie ausgangen, nunmehr aber auff vielfältiges nachfragen, zusampt deren beygefügten Teutschen Version zu freundlichen gefallen, allen Sittsamen guthertzigen Gemühtern wolgemeint in Druck gegeben und communiciret. Von einem des Liechts, Warheit, und Friedens Liebhabenden und begierigen Philomago. Gedruckt zu Cassel durch Wilhelm Wessel. Anno 1615."

3. „Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz. Anno 1459." — 1616. —

Der ehrwürdige Greis starb in einem Alter von 106 Jahren. Die Stätte, wo er beigesetzt worden, blieb den Brüdern zunächst verborgen. Diese wirkten im Sinne des Stifters 120 Jahre weiter, worauf dann zufällig dessen Grab in einem Gewölbe des Bundeshauses entdeckt wurde. Neben zahlreichen anderen mystischen Dingen fand man hier auch schriftliche Aufzeichnungen der Geheimnisse und Offenbarungen des Ordens, insbesondere über den nahen Weltuntergang. Das hauptsächlichste Ziel des Bundes, der bis in den Anfang des 17. Jahrh. bestanden haben sollte, war die Verminderung des irdischen Elends durch Hinführung der Menschen zur wahren Philosophie, wie sie Adam nach seinem Fall erhalten und Moses und Salomo geübt hatten. Gleichzeitig verhiess er seinen Mitgliedern den Besitz des höchsten Wissens und eine Anleitung, wie sie bei sittlich reinem Leben frei von Krankheit und Schmerz bleiben könnten. Was bis dahin nur in ihrem kleinen Kreise bekannt und gelehrt worden, sollte jetzt der ganzen Welt zugänglich gemacht werden. Daher wurde zur Prüfung dessen aufgefordert, was über die Zwecke des Bundes bekannt gegeben sei. Wer in seinem Sinne ehrlich zu wirken bereit sei und seinen Namen angebe, werde alsbald weitere Aufklärung erhalten. Um die Neugier der Menschen anzuregen, liess man sie gleichzeitig einen flüchtigen Blick in die geheime Welt des Ordens thun. So ward u. a. das „verflucht Goldmachen" verdammt, zugleich aber laut gerühmt, dass dies Geschäft den Brüdern nur ein „parergon" (Nebenarbeit) sei, „deren gleichen sie noch wol andern etlich tausend bessere stücklein haben."

Wenn auch die Schriften über die Ziele der „Brüderschaft des Rosencreutz" und die geheimen Mittel zu deren Verwirklichung nur sehr unbestimmte Auskunft gaben, so erregten sie doch in der für solche Dinge

besonders empfänglichen Zeit sogleich gewaltiges Aufsehen, fanden die weiteste Verbreitung und riefen eine schier unabsehbare Litteratur hervor. Mit grossem Scharfsinn, meist aber mit einem ungeheuren Aufgebot leeren Wortgepränges wurden hier alle möglichen Fragen erörtert, z. B. die nach der Thätigkeit des Bundes und den Hoffnungen, die an den Eintritt in seine Gemeinschaft zu knüpfen sein möchten. Ob aber der Bund in Wirklichkeit bestehe, mit welchem Rechte jene Schriften nähere Kunde von ihm verbreiten und wer ihr unbekannter Verfasser sei, diese und ähnliche naheliegenden Untersuchungen wurden seltsamerweise nicht angestellt. Man sieht, die Köpfe waren von vornherein so gründlich verwirrt, dass der Gedanke einer nüchternen Prüfung der fabelhaften Mitteilungen nicht Raum fand. Darum verhallten auch meist ungehört, so scheint es, jene Stimmen, welche die Existenz der Brüderschaft zu bestreiten und die Ansicht zu vertreten wagten, dass der Bund lediglich medizinische und theologische Irrlehren verbreite.

Unter denen, die die ganze Geschichte für eine arge Täuschung erklärten, befand sich auch der Verfasser der unheilvollen Bücher. Wenn auch erst spät, so ist doch mit steigender Sicherheit der württembergische Theologe Johann Valentin Andreae*) als Autor

---

*) A. (1586—1654) war ein Mann von vielseitiger Bildung, welterfahren und von weitem Blicke, hoch erhaben über seine kleinbürgerliche Umgebung und frei von jener Selbstseligkeit, die das damalige orthodoxe Luthertum erfüllte. Gegenüber den dogmatischen Streitigkeiten seiner Zeit betonte er in mehreren Schriften die Notwendigkeit eines in hilfreicher Bruderliebe sich bethätigenden Christentums und fasste den Plan zur Begründung einer religiösen Bruderschaft, die mit vereinten Kräften die Verwirklichung seines Ideals erstreben sollte. Als äusseres Erkennungszeichen sollten die Mitglieder das Sinnbild des Leidens in Liebe, das Kreuz in der Rose, führen. Doch konnte die i. J. 1620 that-

ermittelt worden. Hinsichtlich der Tendenz seiner Bücher herrscht die, mit einer Reihe immerhin beachtens-

---

sächlich ins Leben gerufene „Fraternitas christiana“ infolge der Einwirkungen des 30jährigen Krieges nur ein kümmerliches Dasein fristen. — Vergl. hierzu die interessante und lehrreiche Abhandlung L. Kellers: J. V. A. u. Comenius. (MH. der Com.-G. 1892.) —

Dass die „Chymische Hochzeit“, ein abenteuerliches Phantasiestück, eines seiner Jugendwerke sei, hat A. später selbst zugegeben. Von den übrigen Schriften hat er wohl versichert, ihr Inhalt sei lediglich Dichtung, doch hat er es unterlassen, sich als ihr Verfasser zu bekennen. Nicolai, wie später Buhle, hält A. für den Verfasser der Grundschriften und ist weiter der Ansicht, A. habe die dort behandelte Gesellschaft „aus moralischen und politischen Absichten als ein Gedicht ersonnen“. Dieser Anschauung widerspricht Herder (Teutscher Merkur 1782. S. 224 f.), indem er bemerkt, A. sei die ganze Sache nur ein „Spiel“ gewesen. Ihm schliesst sich Hossbach an (Joh. Val A. u. sein Zeitalter. Berlin; 1819). Er stellt die inneren Gründe und die zeitgenössischen Berichte für die Thatsache zusammen, dass A. auch der Verfasser der „Fama“ und „Confessio“ gewesen, doch habe er damit nur ein „gegen die zahlreichen Schwärmer seiner Zeit gerichtetes Possenspiel“ getrieben. Guhrauer (a. a. O. und Zeitschr. f. histor. Theologie. 1852 S. 298 ff.) hat die Gründe Hossbachs noch durch eine Reihe, allerdings sehr äusserlicher und wenig überzeugender Beweise vermehrt.

Kvačala (Joh. V. Andreäs Anteil an geheimen Gesellschaften. Dorpat; 1899) spricht A. die Autorschaft der Fama ab, während Begemann in einem lesenswerten Aufsatz (J. A. Andreae u. die Rosenkreutzer. Mon.-Hefte der Com.-G. 1899. S. 145—168) das Gegenteil nachzuweisen sucht, nachdem er seine Meinung schon vorher gegen F. Katsch (Die Entstehung u. der ware Endzweck der Freimaurerei. Berlin; 1897) verteidigt hatte. (M. H. der Com.-Ges. 1897. S. 204 ff.) — Vergl. übrigens auch J. P. Glökler, Lebensbild des J. V. An. Stuttgart; 1886. — Allg. deutsche Biographie I. S. 444 u. Allgem. Handbuch der FreiM. II. S. 260 ff.

In seinem trotz vielfacher Schwächen immerhin beachtenswerten Buche verficht Katsch energisch den Glauben an das wirkliche Dasein des Rosenkreutzer-Ordens d. h. an einen „Geheimbund auserlesener Gebildeter, welche ein und dasselbe gemein-

werter Gründe gestützte, Meinung vor, Andreae habe in ihnen die abenteuerliche Richtung der Zeit: die

---

schaftliche Grundinteresse verband". Dem unbekannten Stifter dieses Bundes, einem „deutschen Patrioten", habe als Ideal vorgeschwebt, „in der Errichtung seiner Brüderschaft ein geistiges Gegengewicht gegen den damals so übermächtigen Jesuitenorden zu schaffen". Die Rosenkreutzer „huldigen der Theosophie und deren menschenfreundlichen Geboten", während ihnen die Alchemie als eine „fragwürdige Privatsache" gilt. Als Stiftungsjahr kommt etwa das Jahr 1604 in Betracht. Für die Gestaltung des Helden der Fama, des ehrwürdigen „Rosencreutz", haben Raymundus Lullus und Thomas a Kempis, jene milden Vertreter der „Brüder vom gemeinsamen Leben", die entsprechenden Züge geliefert. Die Brüderschaft strebte „ein Gebäw Sti Spiritus" an zu Gottes und Jesu Ehren und zu eigener und anderer Unterweisung. Es konnte Jemand „Bruder" werden auf Vorschlag eines Bruders und auf Grund eines feierlichen Eides der Treue und Verschwiegenheit. Jeder Bruder war verpflichtet, „bei seinen Lebzeiten für eine taugliche Person zu sorgen", die nach seinem Tode „ihm möchte succediren". „Formelles Grundprinzip" der Vereinigung war „brüderliche Liebe und Einigkeit bei heiterem, aber genügsamem Lebenswandel und Wohlthätigkeit nach aussen hin." Sich selbst leisteten die Brüder gegenseitige Hilfe durch Rat und That. An ihrer Spitze stand ein „Oberster", der die Arbeiten verteilte und „Vater" genannt wurde. Unter ihm standen „Elteste", die für die „Jüngeren" sorgten. Diese bildeten „die Klasse der Schüler, die noch zu lernen haben". „Freund und Förderer rosenkreuzerischer Erziehungspläne" war nach K. u. a. Comenius, der verdienstvolle Schulmann. Um das Programm ihrer eigenartigen Theosophie konsequent und vollständig durchzuführen, thaten die Rosenkreuzer i. J. 1617 einen wichtigen Schritt, indem sie die Aufnahme in ihren Orden „zwar von keiner bestimmten Konfession innerhalb des Christentums abhängig" machten, aber gleichzeitig festsetzten, dass der Bund nur Christen zugängig sei. In dieser Bestimmung erblickt K. „die Grundlage der modernen Freimaurerei", wie denn überhaupt in der nächsten Zeit sich allmählich die „Rosenbreuzerbrüderschaft in den Bruderbund der Freimaurer" umgestaltet habe und zwar in England, wohin während des 30jährigen Krieges die Reste der deutschen Rosenkreuzer sich

theosophisch-alchemische Geheimnisthuerei und die Leichtgläubigkeit der Mitwelt geisseln wollen. Wie dem auch sei, fest steht jedenfalls die Thatsache, dass, wie gleich nach dem ersten Bekanntwerden jener Schriften, auch noch später das Bestehen des fabelhaften Bundes nicht in Zweifel gezogen wurde. Es meldeten sich zahlreiche Bewerber zum Eintritt in die mystische Gesellschaft. Keiner aber erhielt eine Antwort. So kam es, dass sich Betrüger der Sache bemächtigten, sich als „Rosenkreuzer“ ausgaben und in zahlreichen Schriften den Glauben an ihren Bund zu nähren wussten.

In den meisten dieser zweifelhaften Machwerke*) tritt die Alchemie in den Vordergrund. Sie wird als ein Teil der dem Bunde bekannten Geheimnisse und Privilegien behandelt, die den Jüngeren alsbald nach ihrer

---

geflüchtet hatten. Damit würde also die bisher in Geltung gewesene „Werkmaurer-Deszendenztheorie“ beseitigt sein.

Wägt man die Ergebnisse der bisherigen Forschungen über Andreae und sein Verhältnis zu den alten Rosenkreuzern unbefangen neben einander ab, so kommt man zu der Überzeugung, dass die Frage, ob der in „Fama“ und „Confessio“ angekündigte Bund wirklich bestanden hat oder ob beide Schriften nur die Gründung eines solchen angestrebt haben — was vielleicht am wahrscheinlichsten sein dürfte — oder ob endlich das Ganze nur ein Possenspiel gewesen, noch keineswegs endgültig gelöst ist.

*) L. Keller (Die Reformation und die älteren Reformparteien) weist (S. 469 f.) auf die gewiss sehr merkwürdige Thatsache hin, „dass einzelne der im 17. Jahrh. unter dem Namen ‚Rosenkreuzer‘ bekannt gewordene Schriften nichts anderes sind, als Reproduktionen solcher Werke, welche im 16. Jahrh. innerhalb der altevangelischen Gemeinden, die man ‚Täufer‘ nannte, entstanden sind“. Danach würde allerdings sich ein gewisser Zusammenhang zwischen den sog. Rosenkreuzern des 17. Jahrh. und den „Nachkommen jener alten deutschen Bruderschaften“ nachweisen lassen, „welche in Anlehnung an die deutsche Bauhütte erwachsen waren und die durch den Beitritt von ‚Liebhabern des Handwerks‘ sich vielfach zu Humanisten-Gesellschaft erweitert

Aufnahme offenbart werden sollten, und in der Kenntnis des „Steines der Weisen“ gipfelten.

In der That lockte so frohe Kunde zahllose Suchende an, die von angeblichen Vertretern der Gesellschaft zunächst zur Aufnahme in deren untere Grade würdig befunden wurden.

Auf diese Weise konnten an manchen Orten Vereinigungen von Personen zustande kommen, die der fabelhaften Gesellschaft anzugehören glaubten. Ein in der Rolle eines Vertreters der „Bundesleitung auftretender Mann konnte für sich oder im Namen der mit ihm an seinem Orte zusammengetretenen sich mit einem an einem andern Orte dieselbe Rolle Spielenden in Verkehr setzen. Die Legitimation hierzu konnte aber in diesem Falle nur von den vermeintlichen Mitgliedern des Bundes gegeben werden, die noch den unteren Graden angehörten, in keinem Falle von seiner Oberleitung, die ja nicht vorhanden war. Jeder dieser angeblichen Repräsentanten oder Vertreter einer lokalen

---

hatten“. — Und an einer andern Stelle (MH. der Com.-Ges. 1899 S. 127 f., 1902 S. 145 ff.) heisst es: „Eine Gemeinschaft, die sich selbst „Rosenkreuzer“ nannte, hat es nie gegeben, sondern nur solche Rosenkreuzer, von denen einer, der es wissen konnte, Robert Fludd, (Summum Bonum) sagt, sie nannten sich selbst nicht Rosenkreuzer, wohl aber Gottesfreunde und Brüder“ . . . „Wohl aber gab es Sozietäten, Akademien oder Schulen von Naturphilosophen, welche ausser andern Symbolen auch das Kreuz und die Rose unter sich besassen. V. Andreae, der von dem Wunsche erfüllt war, diese Sozietäten unter neuem Namen zu reorganisieren und zusammenzufassen, hat, indem er diesen Namen in die öffentliche Diskussion warf, dessen Verwendbarkeit für die ihm vorschwebenden Zwecke prüfen wollen. Nach wenigen Jahren leidenschaftlicher litterarischer Kämpfe war der Beweis erbracht, dass der Name unverwendbar war; es war den Gegnern gelungen, denselben zu einem Sektennamen von gehässigem Beigeschmack zu stempeln und ihn völlig zu diskreditieren“. —

Vereinigung von Rosenkreuzern mochte einem andern gegenüber sich so stellen, als ob er der Oberleitung näher stehe als dieser, einen höheren Rang im Bunde innehabe und demgemäss tiefer in dessen Geheimwissen eingeweiht sei. Wer von den Bundesbrüdern dem andern imponierte, das hing ab von der Zuversichtlichkeit und Gewandheit des Auftretens und davon, welche Vorspiegelungen der eine und der andere geltend zu machen verstand."

Die Mitglieder der unteren Grade waren durch das Gelübde vorsichtigster Verschwiegenheit gebunden. Sie kannten, wie sich von selbst versteht, ausser ihrem Oberen nur die an demselben Ort in den Bund aufgenommenen Genossen. Sonstigen Nachrichten, die namentlich über ihre angeblichen Erkennungszeichen*) auf uns gekommen sind — selbst öffentlich zu tragende sind genau beschrieben worden — wird man mit Vor-

*) Die Mitglieder der Alchemisten (Rosenkreuzer)-Akademie oder des mit ihr indentischen Vereins der „Gottesfreunde" in Amsterdam (um 1622) gingen zu ihren Versammlungen mit einem blauen Ordensbande geschmückt, an welchem ein goldenes Kreuz mit einer Rose hing. In der seltenen, phantasievollen, trotzdem aber sehr brauchbaren Schrift „Occulta philosophia" des Orvius, „gedruckt in der Jnsul der Zufriedenheit 1737 aus einem sehr alten und raren Manuskript" nebst „einer sehr curiösen Nachricht von dem Leben des Auctoris und einer Bande Adeptorum" ist zu lesen, dass die Rosenkreuzer eine schwarze seidene Schnur im obersten Knopfloch ihrer Röcke tragen und zwischen Wirbel und Stirn bloss geschoren seien wie ein „Luder", dass ein Rosenkreuzer den andern mit „Ave Frater" begrüsse und den Gegengruss empfange „Rosae et Andreae benedictus Deus Dominus noster, qui dedit nobis signum". Auch eines „Schurzes" wird in der Schrift gedacht, wie ihn der Stifter des Bundes getragen haben soll. Der Schurz erinnert, wie Keller (M. H. d. C.-G. IV. S. 143) nachweist, an das in den italienischen Akademien übliche Kleidungsstück und spielt „auf die Thätigkeit des Bauens" an dem „geistigen Tempel" an, der ihre Mitglieder sich widmeten. —

sicht begegnen müssen, wenn man nicht annehmen will, dass jene Zeichen dem Gebrauchtum der „Gottesfreunde" in ihren Konventikeln oder denen der geheimen „Akademien" und „Sozietäten der Naturphilosophen" entlehnt sind, jener Genossenschaften, die, wie wir gesehen, mit dem Schimpfnamen „Rosenkreuzer" von der urteilslosen Menge belegt wurden.

---

3. Die Sozietäten und Kollegien der „Böhmischen Brüder".*)

Es darf als eine, heute nicht mehr anfechtbare, Thatsache gelten, dass schon frühzeitig Waldenser-Gemeinden in Böhmen vorhanden waren, die mit der husitischen Reformation und Revolution in gewissem Zusammenhange gestanden haben. Obwohl im Besitze einer festen Organisation und eigener Kultusformen hatten die böhmischen Waldenser die Gemeinschaft mit der allgemeinen Kirche noch nicht völlig aufgegeben. Dieser Fall trat erst Ende des 15. Jahrhunderts ein. Damals erfolgte eine völlige Neugestaltung der alten Gemeinden. Als „Böhmische Brüder", von ihren Gegnern mit dem Spottnamen Anabaptisten oder Pikarden bezeichnet, haben sie in der Folge eine hervorragende Rolle in der Kirchengeschichte gespielt.

Um das Jahr 1500 zählten die „Stillen im Lande", die in einfachster Lebenshaltung das „Ideal einer christ-

*) Vergl. L. Keller: Die Reformation und die älteren Reformparteien. — Ders.: Johann von Staupitz und die Anfänge der Reformation. Leipzig; 1888. — Ferner die oben (S. 454 ff.) verzeichnete Litteratur, sowie A. Gindely: Gesch. der Böhmischen Brüder, 2 Bde. Prag; 1857—58. — Ders.: Gesch. der Gegenreformation in Böhmen. Leipzig; 1894. —

lichen Gemeinde“ zu verwirklichen strebten, etwa 200 000 Anhänger. Geleitet von „Senioren und Bischöfen“ besassen sie zahlreiche Schulen, die sich eines besonderen Ansehens erfreuten, verfügten sie über eigene Druckereien, die eine umfangreiche, von einer wunderbaren Fülle geistiger Regsamkeit zeugende Litteratur schufen.

Als vorzügliches Mittel zur Verbreitung von „Licht und Wahrheit über die ganze Welt“ diente ihnen ferner eine Reihe freier Verbände, die mit der Bruder-Unität nur „durch das lose Band gewisser allgemeiner Anschauungen geistig verbunden waren“. Solche Organisationen hiessen „Sozietäten“. Ihre Mitglieder, durch die Brüder gesammelt, nannten sich Christen und blieben Angehörige ihrer Kirchen.

Aus Furcht vor den grausamen Ketzergesetzen — der Gedanke der Toleranz war ja jener Zeit noch ein unbekannter Begriff — nahmen die Sozietäten gleich den ersten Christen-Gemeinden ihre Zuflucht zur Heimlichkeit, d. h. sie bildeten meist innerhalb einer staatlich anerkannten oder geduldeten Körperschaft, wie einer Handwerkergilde, einer Baukorporation, einer litterarischen Gesellschaft, eines fürstlichen Laboratoriums, einer Buchdrucker-Offizin, eine geschlossene Vereinigung. So gewannen sie die Möglichkeit, unbelästigt unter harmlosen Formen nicht nur die ihnen eigenen verbotenen Kulthandlungen zu begehen, sondern auch ihre Sonderzwecke zu verfolgen.

Die Mitglieder dieser heimlichen „Sozietäten“ bestanden aus Socii (Auditores), Fratres und Perfecti. Weitaus die Mehrzahl der Genossenschaften setzte sich lediglich aus Genossen des ersten Grades zusammen, die ohne Zweifel über die Thatsache, dass sie einer „häretischen“ Gesellschaft angehörten, völlig im Unklaren waren. Unter günstigen Umständen bildete sich

aus den Socii allmählig ein Ring von „Brüdern“ oder „eine Akademie“. Die Zugehörigkeit zu ihr bedingte einen höheren Grad der Erkenntnis. Aber erst die Perfecti oder die erwählten Brüder waren imstande, den gesamten Bau des Tempels zu übersehen, an dem die Societät arbeitete.

Nachdem im Laufe des 16. Jahrhunderts zahlreiche ausserkirchliche Religionsgemeinschaften die öffentliche Bethätigung ihres Kultus erstritten hatten, traten auch die bisher verborgenen „Sozietäten“ oder „litterarischen Sodalitäten“ an das Tageslicht. Alsbald fanden sich in ihnen Männer aller Stände, aller Berufsarten, aller Bekenntnisse der böhmischen und mährischen Bevölkerung zusammen zur gemeinsamen Pflege des Gesanges und der Musik*), der Dichtkunst und Litteratur,

---

*) Es ist Thatsache, dass auch die geschlossene Genossenschaft der Meister-Singer sich nach aussen hin als eine Gesellschaft (Sozietät), im vertrauten Verkehr aber als Brüderschaft bezeichnete, als Menschen, welche die gleiche religiöse Weltanschauung verband und deren Hauptaufgabe war, nicht eine bestimmte berufliche Thätigkeit zu pflegen, sondern „den Menschen und seine höchsten Interessen zu fördern. In ihnen war ein festes System selbständiger religiöser Überzeugung lebendig.“ Strenge Vorschriften verhinderten aus Gründen der Vorsicht und Klugheit die Niederschrift der Verfassung, der Grundsätze, der in ihrer Mitte bestehenden Gebräuche. Unbedingte Verschwiegenheit war eine der vornehmsten Pflichten, die der „Bruder“ zu übernehmen hatte. Erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts sind einige Nachrichten über die Ordnungen und Bräuche der „Schulen“ durch Philipp Harsdörffer († 1658), den Begründer des „Blumenordens an der Pegnitz“, bekannt geworden. Hiernach gab es in ihnen „Grade und Stufen“: des Lehrlings, des „Singers“ und „Dichters“ und des „Frei-Singers“ (Meister). Die Aufnahme des durch ein feierliches Gelübde verpflichteten Novizen in die „Zeche“ und seine Beförderung in die verschiedenen Grade geschah in feierlicher, zeremonienreicher Form, wobei „Gehänge und Kleinode“ zur Schau getragen wurden. Ausser den drei Graden bestand

zugleich aber auch zur „Förderung der Ehre Gottes, der Tugend und der guten Sitten", indem sie ihren Mitmenschen ein leuchtendes Beispiel einträchtiger Liebe gaben. Die Mitglieder nannten sich „Poetae" und „Musici". Der jeweilige Leiter einer solchen „Societas musica" oder „Societas poetica" war der Senior. Ihm gebührte der Titel „Ehrwürdiger". Manche Sozietäten erfreuten sich des Besitzes eigener Häuser, in denen meist eine Bibliothek und Unterhaltungsräume zu finden waren. In Fällen der Not und Krankheit unterstützten sich die Genossen.

Wie die italienischen Akademien, so wurden in den böhmischen „Sozietäten" neben den Künsten auch mathematische und naturwissenschaftliche Fächer, vor allem aber die Muttersprache gepflegt und auf die Begründung einer populären Litteratur hingewirkt. Es war einer ihrer Fundamentalgrundsätze, dass alle Menschen ohne Anwendung eines Glaubenszwanges an der Erkenntnis der christlichen Wahrheit, wie sie sie auffassten, an allem Wissenswertem Anteil haben sollten, ein ökumenischer Zug, eine tolerante Denkweise, die in jener Zeit einzig dasteht und die jenen Gemeinschaften in der menschlichen Geistesgeschichte ein unverwelkliches Ruhmesblatt sichert.

---

noch der Kreis der „Merker". Ihre Zahl betrug zwölf. Sie waren die „Hüter des Geheimnisses, der Lehre und der Sitten". Das unsichtbare Collegium tagte in tiefstem Geheimnis. — Mit dem Niedergang der bürgerlichen Freiheit und des bürgerlichen Wohlstandes im 17. Jahrhundert verloren auch die Singschulen ihre geistige Bedeutung.

Nach Keller (Die Kultgesellschaften der deutschen Meistersinger etc. M. H. d. Comen.-Ges. 1902 S. 27 u. ff.) haben die „Schulen" der Meister-Singer mancherlei Berührungspunkte, z. B. in ihren Überlieferungen, mit der älteren Genossenschaft der ritterlichen Minne-Sänger, deren letzte Vertreter schliesslich in den Bauhütten verschwanden.

Nach Erteilung des Majestätsbriefes (1609), der den böhmischen Brüdern ausserordentliche Freiheiten gewährte, nahmen auch die „Sozietäten" einen ungewöhnlichen Aufschwung. Mit Privilegien aller Art ausgestattet, von wohlhabenden Freunden und Gönnern mit reichen Geldmitteln versehen, bethätigten sie eine ausserordentliche Rührigkeit. Doch währte ihre Blüte nur kurze Zeit. Mit der verhängnisvollen Schlacht am Weissen Berge (1620) sank sie in den Staub. Die „Sozietäten" wurden von der katholischen Reaktion zwangsweise in „kirchliche" Brüderschaften umgewandelt. An ihre Spitze traten als Senioren römische Priester. Doch „trug die Verfolgung, der die Brüdergemeinden ausgesetzt waren, die Funken des erlöschenden Feuers in die Weite, und das Licht, das sie entfachten, zündete kräftiger, als es von Böhmen aus möglich gewesen wäre." Das höchste Verdienst um die Ausbreitung der Grundsätze seiner Gemeinschaft unter den Völkern des Abendlandes gebührt Joh. Amos Comenius (1595—1670),*) dem letzten Bischof der böhmischen Brüder, jenem Manne, der als Begründer der neueren Pädagogik allgemein geschätzt wird, dessen unermüdliche Thätigkeit als Apostel des Völker-Friedens aber bisher noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden hat. —

*) Ein liebe- und verständnisvoll gezeichnetes Lebensbild des trefflichen Mannes bietet L. Kellers Schrift: „Der letzte Bischof der böhmischen Brüder". Lissa i. P.; 1898. —

4. Der „Teutsche Palmbaum".*)

Zu derselben Zeit, da die Litteraten-Gesellschaften in Böhmen und Mähren vom Erdboden verschwinden, begegnen wir zum ersten Male im deutschen Reiche den „Poeten" und ihren „Sprachgesellschaften", deren innere und äussere Verwandtschaft mit der Lehre und der Organisation der böhmischen Brüder keinem Zweifel unterliegt. Wer in diesen Dingen lediglich unerklärliche oder merkwürdige Zufälligkeiten erblicken will, ist weit entfernt, jene geistige Bewegung in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen.

Unter den deutschen Sprachgesellschaften steht die „Akademie (Sozietät) des Palmbaums" an erster Stelle, namentlich im Hinblick auf ihre Einrichtungen und Grundsätze, auf Zahl und Stellung ihrer Mitglieder. Ihre Entstehung verdankte sie italienischen Vorbildern und Anregungen.

Die zahlreichen Kultgesellschaften in Italien**), gleichen oder ähnlichen Ursprungs wie die deutschen und böhmischen Bruder-Unitäten, traten vor der Öffentlich-

*) G. Neumark: Neusprossender teutscher Palmbaum. Nürnberg; 1668. — F. W. Barthold: Gesch. der fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin; 1848. — G. Krause: Der Fr. G. ältester Ertzschrein. Leipzig; 1855. — H. Schultz: Die Bestrebungen der Sprachgesellsch. des 17. Jahrh. Göttingen; 1888. — H. Wolff: Der Purismus in der Litteratur des 17. Jahrh. Strassburg; 1888. — L. Keller: Comenius u. die Akademien der Naturphilosophen des 17. Jahrh. (M. H. der Com.-G. 1895).

**) Keller: Die römische Akademie und die altchristlichen Katakomben (M. H. der Com.-Ges.) 1899. S. 63 ff. Ein äusserer Zusammenhang des Palmbaums und verwandter Akademien mit den Singschulen und andern Sozietäten ist zwar sehr wahrscheinlich, aber nach dem heutigen Stande der Forschung noch nicht deutlich zu erkennen.

keit als litterarische Sozietäten*) auf. Sie suchten aber ihren Stützpunkt nicht wie jene in den Gewerken und Gilden der Städte, sondern in den Kreisen der Künstler und Gelehrten, ein Umstand, der ihnen die thätige Mitwirkung und Teilnahme der besten Kreise der italienischen Gesellschaft sicherte.

In diesen Akademien hatten von jeher zahlreiche deutsche Gelehrte, die sich in Italien zu Studienzwecken aufhielten, Aufnahme gefunden. In den empfänglichen Gemütern regte sich das Verlangen, die Einrichtungen und Grundsätze dieser Gesellschaften, die sie schätzen gelernt, auch in der Heimat zu bethätigen, die vielseitige Anregung und Förderung, die sie ihnen verdankten, gleichgesinnten Freunden zu teil werden zu lassen.

So war auch Fürst Ludwig von Anhalt-Köthen (1579—1650) im Jahre 1600 in Florenz in die „Akademia della Crusca" aufgenommen worden und hatte ihren Satzungen gemäss den Gesellschaftsnamen „Acceso" (der Entzündete), ein Abzeichen und einen Sinnspruch zu führen. Eine glückliche Natur, nicht gerade gross angelegt, aber feingebildet, poetisch empfindend, gründete Ludwig im Jahre 1617 in voller Würdigung der ausserordentlichen Bedeutung solcher Gesellschaften im Verein mit Herzog Johann Ernst von Weimar und andern Freunden nach dem Muster der Florentiner eine deutsche Akademie — in aller Stille, wie es später hiess, um nicht den Neid anderer Bruderschaften zu erregen. Das Geheimnis ward sorgsam bewahrt. Mehr als 30 Jahre vergingen, bevor die erste leise Kunde von

*) Auch sie sind als geheime Gesellschaften zu bezeichnen in so fern, als sie ihre Organisation, ihre wahren Zwecke und Ziele, die vor der Öffentlichkeit als harmlos und volkstümlich hingestellt wurden, ihre Symbolik und die Namen ihrer Mitglieder Aussenstehenden grundsätzlich vorenthielten.

der Verfassung, Symbolik und den Mitgliedern der neuen Sozietät in die Öffentlichkeit drang.

Ängstlich wurde auch, um jedem kirchenpolitischen Verdachte zu begegnen, die damals anstössige Bezeichnung „Akademie“ vermieden. Die Gesellschaft (Sodalität, Sozietät) nannte sich vielmehr die „Fruchtbringende“, weil jedes Mitglied „überall Frucht zu schaffen geflissen sei“. Als Sinnbild wählte sie den „Indianischen Palmbaum“ (Kokosnusspalme), der, das einzige Beispiel im Pflanzenreiche, „alles brächte, dessen der Mensch bedarf“, und als Sinnspruch den Satz: „Alles zu (m) Nutzen“. In den zeitgenössischen Quellen heisst die Genossenschaft „deutsche Sozietät“. Als jedoch später die Thatsache bekannt wurde, dass das Symbol der Sozietät die Palme sei, wurde ihr von der grossen Menge der Name „Palmen-Orden“ beigelegt.

Man stellte sich unter dieser Bezeichnung einen Verein vor, der sich die Reinigung und Pflege der deutschen Sprache zur Aufgabe gemacht habe. Indess findet sich unter den acht „Sodalen“ oder „Kollegen“, Fürsten und Edelleuten, die als seine Stifter in Betracht kommen, keiner, der sich auf dem Gebiete der deutschen Sprachwissenschaft oder Litteratur schriftstellerisch bethätigt hätte. Ebensowenig war in den nächsten Jahren bei der Aufnahme von neuen Genossen deren mehr oder weniger eifrig bekundetes Interesse für die „teutsche Heldensprache“ massgebend, sondern es entschied vor allem die Gleichheit der Gesinnung und des Strebens. Zudem ward kein Suchender zugelassen, für dessen Würdigkeit nicht ein wirkliches Mitglied Bürgschaft übernommen hätte. Die Sorge für die Erhaltung und Pflege der höchsten nationalen Güter, der Sprache und Litteratur, trat erst mit dem Augenblick mehr in den Vordergrund der Gesellschaftsbestrebungen, da die politischen Verhältnisse im Gefolge des 30 jährigen

Krieges sich immer trüber zu gestalten begannen. Wohin man seine Blicke auch sandte im öffentlichen Leben, überall Ohnmacht, Zerstücklung, Fremdherrschaft. Dazu die drohende katholisch-jesuitische Restauration. Ähnliche Erscheinungen hatten die unglücklichen öffentlichen Ereignisse und Zustände in der Gesellschaft und auf geistigem Gebiete gezeitigt. Namentlich die Sprache, mit schlimmen abenteuerlichen Elementen aus allen Gebieten Europas vermischt, war unfähig, das Edle und Erhabene in einfacher Grossheit auszusprechen, und der Stil gründlich verwildert. Das verkommene Geschlecht, das, soweit es der gräuelvolle Krieg verschont, in Schmutz und Armut ein gedrücktes Leben führte, „zeigte nichts mehr von der alten Grossheit des deutschen Charakters, nichts mehr von dem freimütig heiteren Heldentum der Väter. Der Reichtum einer uralten Gesittung, was nur das Dasein ziert und adelt, war verschwunden und vergessen. Das Volk, das einst von Chrimhilds Rache sang und sich das Herz erhob an den heldenhaften Klängen lutherischer Lieder, schmückte jetzt seine verarmte Sprache mit fremden Flittern." Man braucht nur irgend einen beliebigen Briefwechsel aus jenen Tagen zur Hand zu nehmen, um mit Schrecken zu erkennen, wohin es mit unserm geliebten Deutsch gekommen war.

Unter solchen Umständen bot nicht nur die wirksame Pflege neuer Kulturkeime, wie sie, namentlich auf Veranlassung von Hübner und Martin Opitz, in der Reinigung der Muttersprache und der Geltendmachung einheimischer Dichtung hervortrat, erwünschte Sicherheit nach aussen, sondern sie erwies sich auch, zumal da sie auf ein praktisches und erreichbares Ziel zusteuerte, als ein unschätzbares Bindemittel.

Es war eine Thatsache von gewichtiger Bedeutung für die Erhaltung eines patriotischen Nationalbewusst-

seins, wenn mitten in den trennenden und erbitternden Stürmen des Krieges Fürsten, Edelleute und Gelehrte sich zum Zwecke der Pflege eines geläuterten deutschen Nationalsinnes zusammenfanden. Mochte dies für viele Mitglieder nur Form und Modesache sein, eine Art idealer Gemeinschaft war doch damit begründet und, was von besonderer Wichtigkeit, die höheren Stände nahmen an ihr teil, deren Einfluss wieder auf andere Kreise in der gleichen Stimmung wirken musste.

Als die Gesellschaft im Jahre 1673 der Auflösung nahe war, wurde die Mitgliederliste bekannt. Unfassbar erschien da der überraschten Welt die Thatsache, dass diese Sozietät unter ihren 789 Mitgliedern nicht blos Gelehrte und andere Männer bürgerlichen Standes zählte, sondern dass sie vor allem zahlreiche mächtige deutsche Fürsten*) und adlige Herren für ihre Bestrebungen gewonnen hatte.

---

*) Zu nennen sind: Landgraf Moritz von Hessen, Pfalzgraf Ludwig bei Rhein, König Karl Gustav von Schweden, Herzog August von Braunschweig, Fürst Christian von Anhalt etc. Das thätigste Interesse hatte das Kurhaus Brandenburg der Akademie zugewendet. 1627 wurde der Markgraf Christian Mitglied. Seinem Beispiele folgten 1637 der Kurfürst Georg Wilhelm und der Markgraf Sigmund, während der grosse Kurfürst 1644 seinen Anschluss an den „Palmbaum" vollzog. Merkwürdig ist, dass auch Ausländer, darunter der schwedische Kanzler Oxenstierna ihm angehört haben, die, wie Keller mit Recht hervorhebt, „schwerlich wegen ihrer Verdienste um die deutsche Sprache Aufnahme gefunden haben". Ferner finden wir hier in grosser Zahl böhmische und österreichische Exulanten etc. Die Milderung ihres harten Geschickes war der Gesellschaft ein Gegenstand eifriger Fürsorge. — Von den zahlreichen Gelehrten, die der Akademie angehörten, erwähnen wir: Georg Philipp Harsdörfer und seinen Lehrer Matthias Bernegger, Martin Opitz, Caspar Dornau etc. Es waren das zum Teil Schüler, Freunde und Verehrer von Hugo Grotius, Gallilei, Campanella. Bernegger stand ausserdem in regem Verkehr mit Samuel Hartlieb, dem eifrigsten Mitglied der „englischen Sozie-

Nicht auffallen kann es dem Kundigen, dass in dieser Vereinigung die reformierte Richtung vorherrschte. Dass aber hier auch Katholiken und Lutheraner Aufnahme fanden und Angehörige anderer staatlich nicht anerkannter Religionsgemeinschaften, ist eine ungewöhnliche Erscheinung in einer Zeit, die von den niedrigsten Leidenschaften ganz und gar beherrscht war. Von tiefer und ernster Frömmigkeit erfüllt, von jeder konfessionellen Engherzigkeit frei, bewiesen die Ordensleute durch die That, dass echte Humanität von wahrem Christentum nimmer zu trennen ist.

Als Ziel schwebte, so viel wir wissen, der Gesellschaft in erster Linie vor Augen die „Pflege löblicher Tugenden", die Förderung religiöser und sittlicher Fragen, in zweiter die der Muttersprache. Aus der im Jahre 1647 erschienenen Schrift, dem „Teutschen Palmbaum", ersehen wir ferner, dass es innerhalb der Vereinigung „geheime Sachen" gab. Sie kamen nur zur Kenntnis der Mitglieder, „die den Ordenssaal im Köthener Schloss betreten durften".

Einzelne Gebräuche der Akademie glichen den in den Gilden und Zünften üblichen Formen. Hier herrschte z. B. die groteske Sitte, dass die Kandidaten bei der Aufnahme und zur Prüfung der Festigkeit ihres Entschlusses sich dem „Wasser- oder Rauchspiele" und den „vier Hauptspielen" unterwerfen mussten. Dem entsprechend erfolgte in der Akademie des „Palmbaum" nach vollzogener „Prüfung" und „Einweihung", bei der jeder Aufgenommene einen mehr oder weniger geschmackvollen Gesellschaftsnamen*), ein Sinnbild und einen

---

tät" in London. Seit 1646 gehörte auch Joh. V. Andreae unter dem Brudernamen der „Mürbe" dem „Palmbaum" an.

*) Fürst Ludwig hiess „der Nährende", Kurfürst Georg Wilhelm von Brandenburg „der Aufrichtende", sein Sohn, der grosse Kurfürst, „der Untadeliche", Landgraf Wilhelm von Hessen

Sinnspruch erhielt, das „Hänseln". Es ging „an einem vergnügten Abend, bei einem guten Glase Wein" vor sich und bestand wohl hauptsächlich in einer Anzahl kräftiger Züge, die der Novize aus dem Gesellschaftspokal, dem „Oelberger", thun musste. Das kostbare Gefäss selbst durfte nur unter Beobachtung gewisser Formen in die Hand genommen werden.

Zwölf „Sodalen" bildete die vornehmste Klasse der Akademie. Ihr Vorsteher führte die Bezeichnung „Erzschreinhalter". Eine niedere Stufe umfasste die „Akademie des vrais amants". Sie zählte zweimal 24 Personen. Als Erkennungszeichen trugen die Sodalen „ein in Gold geschmelztes Gemähle, worauf einseitig der Baum und das Wort der Gesellschaft zugeordnet, anderseitig aber des Gesellschafters selbst eigenes Gemähl an einem sittig grünen Seidenbande".*)

Als wesentlicher Bestandteil der inneren Organisation der fruchtbringenden Gesellschaft nicht nur, sondern der damaligen Akademien überhaupt darf ein ausgebildetes, heute schwer zu deutendes System von Zeichen und Symbolen**) gelten.

„der Kitzliche", Eberhard Manteufel „der Säuerliche", Georg Neumark „der Sprossende", Pfalzgraf Christian „der Schnäbelnde", Kaspar von Teutleben „der Mehlreiche" etc. Diese Bezeichnungen hängen offenbar mit den dem Pflanzenreiche entnommenen Sinnbildern zusammen.

*) Eine Deutung des Bandes findet sich im „Palmbaum" S. 65. Es heisst hier:

„Reichbelobtes Tugendband
Wann Du keine Gleichheit findest
Unter hoch und schlechtem Stand
Sag, wie Du sie gleich verbindest?
Teutschgesinnter Tugendmut
Ist das reich- und gleichste Gut."

**) In Büchern, die von diesen Kollegien ausgegangen sind, findet sich eine Fülle interessanter Kupfer mit Darstellungen

In der Symbolik der deutschen Sozietät spielten namentlich eine Rolle die Sonne, drei brennende Lichter, die „Fried- und Einigkeitssäulen", der Lorbeerkranz, der Altar, zwei verschlungene Hände, die drei Herzen, Zirkel, Winkelmass, Globus, Ritterhelm, eine Landschaft mit Bergen, Gebäuden und einem Fluss etc.

Ausser in Köthen haben in Weimar und Brieg Organisationen der deutschen Sozietät bestanden. Auch in Dänemark ist eine fruchtbringende Gesellschaft nachweisbar.

---

5. Die „Bruderschaft der drei Rosen".

Im 17. Jahrhundert war Hamburg der Mittelpunkt eines regen wissenschaftlichen und litterarischen Strebens, das aus dem benachbarten Holland, wo Wissenschaften und Künste sich einer ungewöhnlichen Blüte erfreuten, manche fruchtbare Anregung erhielt.

In der alten Hansestadt hatte Paul Fleming mehrere Jahre bis zu seinem frühen Ende segensreich gewirkt, der begabte Arzt, der liebenswürdige, gemütvolle Poet, dessen Sinn ohne Falsch, „in stiller Einfalt klug" gewesen war. Unter dem massgebenden Einfluss des sächsischen Sängers entwickelte sich frisch und kräftig eine Liederdichtung, die, dem allgemeinen Bedürfnis nach einer kräftigeren Auffassung der Sinnenwelt entgegen kommend, dem verschmachtenden Gemüte statt der dürren Herbarien Opitz'scher Poesie mit ihrer

symbolischer Art. Vergl. namentlich K. G. V. Hille (der „Unverdrossene"): Der teutsche Palmbaum. Nürnberg; 1647. — Candorins deutscher Zimber-Swan, darin des Hochlöbl. adelen Swan-Ordens Anfang, zunämen, bewandniss, Gebräuche etc. entworfen. Lubeck; 1667. —

phantasielosen Verständigkeit und ihrem nüchternen Formalismus blühende, duftende Blumen bot.

In diesen angeregten frohen Kreis trat auch Philipp von Zesen ein (1619–1689). Welterfahren, talentvoll, mit reichem Wissen ausgestattet, entfaltete der vielgeschmähte patriotische Mann eine umfassende litterarische Thätigkeit. Nachhaltige dichterische Erfolge blieben ihm freilich versagt. Die unglückliche Verquickung von Kunst und Gelehrsamkeit in seinen poetischen Werken vermochte den Leser auf die Dauer nicht zu fesseln.

Dieser Mann gründete am 1. Mai 1643 in Hamburg eine Gesellschaft, der die Akademie des Palmbaums als Vorbild diente. Die „deutschgesinnte Genossenschaft" wählte als Abzeichen einen Rosenstock mit drei weissen Rosen, lehnte sich aber in ihrem Gebrauchtum noch enger als die Köthener Akademie an die Gilden und Zünfte*) an. Es liegt daher der Schluss nahe, dass in ihr die Zunftgenossen besonders zahlreich vertreten waren.

Der Gemeinschaft, deren Angehörige sich Brüder nannten, stand der Oberzunftmeister oder Erzschreinhalter vor. Unter ihm amtierten neun Zunftmeister oder Schreinhalter, von denen jeder eine „Bank" von je neun Zunftgenossen leitete. Sie waren verpflichtet, jährlich mindestens dreimal an den Oberzunftmeister über die Entwicklung ihrer Bank Bericht zu erstatten.

Die Gesamtbrüderschaft schied sich in vier Grade: die Rosenzunft mit 9 mal 9, die Lilienzunft mit 7 mal 7, die Näglein- und Rautenzunft mit je 12 mal 12 Mit-

*) Die in Betracht kommende Litteratur ist bei Keller a. a. O. vollständig verwertet. — Auch der Name „Hanse" oder „Hanseschaft" kommt als Bezeichnung von Akademien vor. Erwähnt wird u. a. die „neunständige Hanseschaft", über die aber nichts weiter bekannt geworden ist.

gliedern. Diese waren in den Zunftbüchern mit einem Gesellschaftsnamen verzeichnet. In den Versammlungen waren sie gehalten, den Zunftschmuck zu tragen: ein rosenfarbenes seidenes Band, das in seinem oberen Teil den Namen der Rosenzunft und den Gesellschaftsnamen des Mitgliedes, in himmelblauer Seide gestickt, aufwies und unten mit einem „Brustpfennig" geziert war.

Die Satzungen*) machten es den Brüdern zur Pflicht, für den Bund nur die „Allertugendhaftesten und Allertüchtigsten" zu gewinnen. Auch ihm war die Pflege der deutschen Sprache nur ein Schild, mit dem er andere, weitergehende Bestrebungen sorglich verdeckte. Hierzu gehörte beispielsweise die Herausgabe der „allernützlichsten" Bücher in „allerhand Wissenschaften und Künsten". Wer an der Verwirklichung dieser Aufgabe persönlich mitzuwirken nicht imstande war, sollte das grossangelegte Unternehmen wenigstens mit Geld oder anderen Mitteln unterstützen. Die Auswahl und Herausgabe der Bücher selbst unterlag der Prüfung und Genehmigung des Erzschreinhalters. Den Mitgliedern lag es ferner ob, „brüderliche Freundschaft" unter einander zu pflegen und alles zu vermeiden, was dieses brüderliche Band auflösen möchte. Nach den Grundsätzen zu urteilen, die der treffliche Zesen vertrat,

*) Um den masslosen Beschimpfungen, denen die Mitglieder der Akademien fortdauernd ausgesetzt waren, nachdrücklich zu begegnen, finden sich in ihren Satzungen entsprechende Bestimmungen. So heisst es in dem Statut der Rosengesellschaft: „Wenn sich ein naseweises Lästermaul erkühnen würde, auch den geringsten unter den Mitgenossen mit Schmähschriften oder anders ungebührlich anzutasten, so soll nicht allein der Erzschreinhalter, sondern auch ein jedes Zunftglied verbunden sein, solchem ihrem geschmähten und verleumdeten Mitglied unverzüglich Hülfe zu leisten und dem Spottvogel dermassen das unnütze Maul stopfen, dass hinfürder dergleichen zweibeiniges Müllervieh unsere Rosen- und Liliengenossen unangegigacket lasse."

wird auch seine Gesellschaft für Glaubens- und Gewissensfreiheit gekämpft und für Beseitigung der trennenden nationalen, kirchlichen und ständischen Gegensätze mannhaft gewirkt haben. Vorherrschend war in der Akademie der Rosen das niederdeutsche Element. Doch versteht sich von selbst, dass sie ihre Pforten, dem universalen Charakter der Genossenschaft entsprechend, gern auch Ausländern geöffnet und Böhmen, Schlesier, Ungarn, Holländer und Franzosen in ihre Gemeinschaft aufgenommen hat.

---

6. Der „Pegnesische Blumenorden".*)

Der Stifter der im Jahre 1644 in Nürnberg ins Leben getretenen Genossenschaft, die sich als litterarische Gesellschaft bis auf den heutigen Tag erhalten hat, war Philipp Harsdörfer**) (1607—1658), ein weitgereister Gelehrter, der mehreren Akademien angehörte.

*) Im Jahre 1633 erscheint in Strassburg i. E. die ebenfalls nach dem Muster der italienischen Akademien organisierte „Aufrichtige Gesellschaft von der Tanne", gestiftet „zur Förderung der Wissenschaften" von dem Wiener Studenten Jesaias Rumpler von Löwenhalt, einem Schüler Berneggers und Freunde Zesens und Harsdörfers. Ihre Mitglieder waren meist Studenten. Nach aussen hin suchte die „Tannengesellschaft" sich als Poetenschule geltend zu machen, indem sie die überlieferte Dichtweise festzuhalten trachtete und die Unterwerfung unter die metrische Kunst des schlesischen Sängers ablehnte.

**) Als Gehilfen bei der Gründung dienten ihm der Theologe Johann Klai († 1636) und der geschichts- und sprachkundige Siegmund Betulius von Birken († 1681), der Sohn eines böhmischen Pfarrers. 1658 fand Birken, der eine Zeit lang als Erzieher am Hofe zu Wolfenbüttel gelebt, Aufnahme in den Palmenorden, 1679 ward er Mitglied einer Akademie in Padua.

Die alten Ordenssatzungen, wahrscheinlich denen der Akademie der „Tetronati“ zu Siena nachgebildet, sind verloren gegangen. Wir sind deshalb über den ursprünglichen Charakter der Gesellschaft nur dürftig unterrichtet. Doch geht aus einzelnen Andeutungen ihres Stifters so viel hervor, dass als vornehmste Ordensregel das Gebot zu gelten hatte, „die Feinde der Tugend und der Teutschen Heldensprache“ von der Gemeinschaft auszuschliessen, „andächtig zu beten, fleissig zu studieren, fröhlichen Gemüts zu sein und Niemand zu beleidigen.“ Auch scheint es, als ob der Blumenorden ursprünglich als eine Art Pflanzschule für die Akademie des Palmbaums gedacht war.

Behufs Verschleierung seiner religiös-sittlichen Bestrebungen trat auch der Blumenorden den Opitzianern als Rivale gegenüber und schuf die Pegnitzer Schäferpoesie. Unter dem geschmackvollen Titel: „Poetischer Trichter,*) die deutsche Dicht- und Reimkunst in sechs Stunden einzugiessen“, gab Harsdörfer im Gegensatz zu Opitz eine eigene Poetik heraus und förderte im Verein mit seinen schreibfertigen Genossen eine stattliche Reihe verkünstelter poetischer Produkte zu Tage. Hirtenlieder und Winzergesänge galten den Nürnberger Triumvirn als höchste und ursprünglichste Dichtungsart, und aus der Sintflut des 30 jährigen Krieges flüchteten sie in das Phantasiegebilde einer extremen Idealität, „wo nur die Liebe grausame Wunden schlägt, wo alles friedlich unter Rosen und an stillen schönen Bächen und in sinnreich geschnörkelten und gezierten Gärten beim Klang der Pansflöte und Schalmeien lebt, und nur verschmähte Liebe oder der Schmerz um ein Lamm

---

*) Das seltsame Werk hat sich im Volksmunde als „Nürnberger Trichter“ erhalten.

das Leben trübt," eine Idylle im Zopfstil, die an die Innigkeit eines Claude Lorrain erinnert.

Das Ordenskleinod, ein Silberstück von der Grösse eines Thalers, wurde von den Mitgliedern, die sich mit Hirtennamen aus dem damals vielgelesenen Schäferroman „Arcadia" schmückten, an einem grünseidenen Bande getragen. Das Sinnbild des Kleinods war die Passionsblume (Granadilla). Über ihr standen die Worte: „Die Blumengesellschaft", unter ihr: „Alles zur Ehre des Himmels". Die Rückseite wies die siebenfache Rohr-Pfeife auf mit der Umschrift: „Alles zu einem Ton einstimmend."

Bei der Auswahl geeigneter Genossen liess man äusserste Vorsicht walten. Darauf deutet u. a. die Thatsache hin, dass in der Zeit von 1644—1658 nur 13 Aufnahmen stattfanden. Dass das Element der Glaubensflüchtigen auch im „Blumenorden" stark vertreten war, kann uns nicht mehr auffallen. Nach der Prager Katastrophe war die freie Reichsstadt an der Pegnitz lange Zeit der Sammelplatz böhmischer und österreichischer Exulanten. —

---

7. Der Schwanenorden an der Elbe.

Keinem Poeten nächst Opitz haben warmherzige Zeitgenossen so überströmenden Beifall gespendet, wie dem „nordischen Apoll" Johann Rist (1607—1667) aus Ottensen. Ein Mann von vielerlei Kenntnissen, nicht frei von gezierter Überschwenglichkeit, ein gottseliger Eiferer auf der Kanzel, als der „Rüstige" in der fruchtbringenden Gesellschaft bekannt und als „Damphnis aus Cimbrien" im Blumenorden, wirkte er als Prediger in

Wedel bei Altona. Rauschenden Beifall, auch in katholischen Kreisen, errang sich der fruchtbare Dichter besonders durch seine geistlichen Lieder. Mit wenigen Ausnahmen bewegen sich diese religiösen Reimereien in gewöhnlichen christlichen Bildern und Vorstellungen und in trivialen Redensarten ohne Schwung und Innigkeit. Vergleichen wir mit diesen kraftlosen, seichten Machwerken die feierliche Grösse und Erhabenheit des Lutherliedes, die natürliche Frische, die zarte Gefühlsinnigkeit, die aus den religiösen Gedichten eines Fleming, Simon Dach, Georg Neumark, Paul Gerhard ergreifend zu uns spricht, so will uns die Fülle der ihrem Verfasser zu teil gewordenen Auszeichnungen schier unbegreiflich erscheinen. Allein jede Zeit hat die Schriftsteller, die sie verlangt und verdient. Und das geistige Niveau jener Tage war ein niedriges. Trotzdem war es ein Gewinn für die deutsche Nation, wenn das harte Geschlecht, das durch den furchtbaren Jammer der dreissig Jahre gegangen war, das der drangvollen Not der wirtschaftlichen Sorgen zu erliegen drohte, angesichts der frommen Redensarten eines Rist beglückt still hielt und teilnahmsvoll der Stimme lauschte, die vom deutschen Parnass herab in so prosaischer Fasslichkeit zu ihm sprach. Rist wurde Pfalzgraf, gekrönter Poet und von Kaiser Ferdinand III. in den Adelsstand erhoben.

Um das Jahr 1660 begegnen wir an der unteren Elbe einer Gesellschaft des „Schwanen-Ordens“, als deren Begründer jener Johann Rist bezeichnet wird. Sie war eine „Bruder-Vereinigung“ *) und lag, wie es heisst,

*) Ihr gehörten u. a. an: Der „Reichsthürhüter“ G. W. v. Wethern, der Maler und Radierer Matthäus Merian, der sich als Kunst- und Buchverleger eines geachteten Namens in ganz Deutschland erfreute, der Elbinger Bürgermeister Daniel Bärholz,

hauptsächlich der harmlosen Pflege der Musik und Dichtkunst ob. Dagegen scheint die an andern Akademien blühende Sprachreinigung nicht zu ihren Aufgaben gehört zu haben. Dem „Deutschen Zimber-Swan", einer i. J. 1667 in Lübeck erschienenen Verteidigungsschrift aus der Feder Candorins (Joh. v. Hövel), entnehmen wir einige interessante Mitteilungen über die Verfassung und die wahren Aufgaben der sonst ziemlich unbekannten Sozietät.

Hiernach befleissigte sich die „Weisheits-Zunft des lieblichen Zimber-Swans zu Gottes Wohlgefallen und der Menschheit Wohlfahrt" der Pflege der sieben „freien Künste, der sieben Wissenschaften und sieben Haupttugenden", während ihre Organisation*) der der fruchtbringenden Gesellschaft glich.

Als Ordenszeichen ward in den Versammlungen ein blaues Seidenband getragen, „unten mit einem guldenen dran hänkenden Swan geziret". Das Band

---

der Hofmusikus des Königs Christian V. von Dänemark Gabriel Voigtländer u. s. w. Ferner finden sich unter den Brüdern böhmische Emigranten, wie Joh. Brzetislaw Mislick, Freiherr v. Hirschhof u. a. — Eine ähnliche „Schwanen-Gesellschaft" soll in den clevischen Landen bestanden haben.

*) Auch die Satzungen des Schwanen-Ordens enthalten Vorkehrungen gegen die üblichen Schmähungen. „Dafern sich es zutragen möchte, dass einiger Neider oder sonst ein höhnischer, stolzer oder aufgeblasener Phantaste sich unterstehen würde, einiges Mitglied dieser rühmlichen Gesellschaft mit lästerlichen Schriften, Verläumdung oder sonst ungebührlich anzugreifen, so sollen auf solchen Fall nicht nur der Urhäber, sondern alle und jede Mitglieder dieses löbl. Ordens gehalten und verpflichtet sein, ihrem angezapfeten und verfolgeten Ordensgenossen und Mitbruder unverzüglich beizuspringen und dessen guten Namen mit Hand, Mund und Feder gegen dessen Widersacher auf das äusserste zu vertheidigen" . . . .

bedeutete „gute Wirkung, Einigkeit, Bestand“. Dass es von „Seiden, weiset solches auf Herligkeit, Unstärbligkeit, Aufleben“ . . . . „Unser blauen Herolds-Farbe Bedeutung ist herzliche Andacht gegen Gott, Glaube, Gerechtigkeit, Herrligkeit, Treue.“ Der Schwan zeigt „Treue, Liebe, Doht, Singspielekunst, Weisheit, Wissenschaft“ an.

---

8. Die englischen Sozietäten.

Wir wissen, dass ausser in Italien und Deutschland auch in Holland, Spanien, Frankreich und England Akademien von Naturphilosophen bestanden haben. Doch sind wir über die Mehrzahl dieser ausserdeutschen Institute nur dürftig unterrichtet.

Etwas reichhaltiger sind die Nachrichten, die über die „englische Sozietät“ in London zu uns dringen. Hier hatten sich seit dem Jahre 1620 verfolgte Reformierte, böhmische Brüder, „Rosenkreuzer“ etc. in grosser Zahl zusammengefunden und in „unsichtbaren“ philosophischen Gesellschaften und Kollegien einen Mittelpunkt für ihre Gesinnungsgemeinschaft geschaffen.

Der vornehmste Verein war die „Academia Londinensis“. Zu ihren Jüngern zählte auch Samuel Hartlieb († 1662)*) aus Elbing, ein Freund des Comenius. Über seine Jugendjahre und seinen Bildungsgang ist leider nichts bekannt. Im Jahre 1628 ging er nach London, wo nahe Verwandte seiner Mutter, einer Engländerin, in angesehener Lebensstellung sich befanden. Seine Übersiedelung fiel in die Zeit, da die kriegerischen

*) Vergl. Fr. Althaus: Sam. Hartlieb. Ein deutsch-englisches Charakterbild. (Raumer's Hist. Taschenbuch) 1884. —

Erfolge Wallensteins das Ende des deutschen Protestantismus zu besiegeln schienen. Die Vermutung liegt nahe, dass die drohende Gefahr den jungen, weichherzigen, für die Ideale edelsten Menschentums begeisterten Mann aus der Heimat getrieben hat. Wären hierbei besondere Gründe, namentlich Rücksichten geschäftlicher Art, wie man wohl gelegentlich geäussert hat, im Spiele gewesen, so würde sicherlich eine Spur davon in Hartliebs umfangreichem, über ganz Europa, ja bis nach Westindien und den amerikanischenKolonien sich erstreckenden Briefwechsel sich erhalten haben. Statt dessen erfüllen ihn ausschliesslich Gedanken über Politik, Religion und Wissenschaft, über Schulen und Universitäten, über nützliche Erfindungen und soziale Verbesserungen.

Hartlieb war kein schöpferisches Genie. Aber ein Mann von tiefreligiösem Gefühl, humanistischer Sinnesweise und sanguinisch thätigem Temperament verstand er es, nach allen Seiten hin anregend zu wirken und zahlreiche Freunde zu gemeinnütziger Thätigkeit anzuspornen. Was ihn sein Lebelang begeisterte und ihm die trübsten Stunden des Daseins verschönte, die auch ihm, wie allen wahrhaft edlen Geistern, der Neid missgünstiger Mächte besonders reichlich zugemessen hatte, das war der schöne Gedanke einer grossen sozialen und wissenschaftlichen Reform, mittels der er den „Grundstein des Glücks der Welt“ zu legen gedachte.

In mehreren Schriften*) behandelte er diesen Plan. Behufs seiner Verwirklichung suchte er gleichgesinnte Freunde zu gewinnen. Zur Mitarbeit an dem grossen

*) Die merkwürdigste entrollt dem Leser das interessante Phantasiegebilde eines glücklichen Landes und ist betitelt: „Eine kurze Beschreibung des berühmten Königreichs Macaria.“

Werke war aber keiner geeigneter als Johann Amos Comenius. Er teilte dessen Ideen von der Vereinigung aller Evangelischen und der Förderung der Gewissensfreiheit; er wusste, dass der Freund seit 1628 mit den geistigen Führern der Akademie in engste Berührung getreten war. Durch Veröffentlichung einiger Schriften des Comenius gelang es Hartlieb, die öffentliche Meinung für ihn zu gewinnen. Und schon i. J. 1641 berief das Parlament den gefeierten Pädagogen zur Mitwirkung an der geplanten Reform des englischen Erziehungswesens.

Comenius zögerte nicht, dem Rufe Folge zu leisten. Noch in demselben Jahre verfasste er in London seine erst 26 Jahre später im Druck erschienene Schrift „Via lucis" (Weg des Lichts). Er machte hier, um das Licht unter den Völkern zu verbreiten, Vorschläge zu einer einheitlichen Organisation der in zahlreichen Ländern vorhandenen Akademien, Kollegien und Genossenschaften unter englischer Führung. Aufgabe dieses „Collegiums des Lichts" — seine Mitglieder sollten „Diener des Lichts" heissen — sei, auf von Gott bestimmten Erkenntnisquellen, „dem Buche der Natur, der Schrift und den angeborenen Begriffen", die Lehre der Pansophie aufzubauen und an ihrer Verbesserung unausgesetzt zu arbeiten, die Volkssprachen sowie eine Weltsprache zu pflegen, für die Errichtung von Schulen in allen Ländern zu sorgen und, sobald die „allgemeine Reformation" in der Christenheit guten Fortgang habe, das Licht auch unter Juden, Mohammedanern und Heiden zu verbreiten.

Während aber Comenius unter den mannigfachen Sorgen und Kämpfen jener Jahre nicht an der Ausführung seines Planes, den er übrigens nur vertrauten Freunden mitteilte, zu arbeiten imstande war, widmete sich der unermüdliche Hartlieb begeistert der bedeutungs-

vollen Aufgabe. In Kurzem hatte er eine Anzahl Gleichgesinnter unter den Mitgliedern der Akademie für das Unternehmen gewonnen. Im Begriff, die Angelegenheit öffentlich zu betreiben und das pansophische Kollegium ins Leben zu rufen, setzte die beginnende Restaurationsepoche seinem Vorhaben ein vorzeitiges Ziel. Aus der „Academia Londinensis" ward eine Königliche Gesellschaft (1662), die sich lediglich der Pflege bestimmter Wissenschaften widmete.

Ausser den philosophischen Kollegien gab es, wie wir aus dem, nicht ganz leicht verständlichen, Briefwechsel Hartliebs mit dem genialen Naturforscher Robert Boyle erfahren, geheime Vereinigungen. Um das Jahr 1618 gestiftet, nannten sie sich „Macaria", „Nova Atlantis", oder „Antilia" und Utopia.*) Es waren also Gesellschaften, welche den genialen Ideen eines Thomas Morus († 1535), Hartlieb und Bacon die Wege zu bahnen suchten. Sie beschäftigten sich mit Naturphilosophen, Mechanik und Landwirtschaft, weil nach ihren Grundsätzen nur solche Kenntnisse zu schätzen seien, die im Leben praktische Verwendung finden. Ihr Hauptziel aber war auf die „Reformation der ganzen Welt" gerichtet.

Diese Kollegien standen mit den deutschen Sozietäten in regstem Verkehr, der sich u. a. darin äusserte, dass sie sich gegenseitig ihre Statuten mitteilten. Man bemerkt auch, dass ihnen der in den Kreisen der Naturphilosophen übliche Gebrauch von Ausdrücken und Zeichen der Alchemie ganz geläufig war. Aber der Anbruch des neuen Gesellschaftszustandes, den alle diese Gesellschaften heraufzubeschwören gedachten, war noch in weiter Ferne. Um das Jahr 1660 mussten die

*) Nicht ausgeschlossen ist, dass sich unter den verschiedenen Bezeichnungen eine einzige Gesellschaft verbarg.

englischen erkennen, dass ihr Bemühen vergeblich, dass die Zeit für die Erfüllung so ausserordentlicher Aufgaben noch nicht reif sei. Wahrscheinlich lösten sie sich damals auf. Schreibt doch Hartlieb am 28. Juni 1661: „Von der Antilischen Gesellschaft ist der Rauch verweht, aber das Feuer ist noch nicht ganz erloschen. Vielleicht wird es zur rechten Zeit wieder aufflammen, wenn auch nicht in Europa.“ —

Nicht ohne innere Bewegung lauschen wir in diesen Sätzen der tiefen, ungestillten Sehnsucht des alternden, kranken Mannes nach der Verwirklichung seines Lebensideals. Seine Träume von einem Gesellschaftsbau, der es denkbar macht, dass eine Zeit kommen könnte, da Menschen menschlich mit einander leben würden, diese Phantasien, die ihn so häufig daheim im stillen Kämmerlein mit seliger Freude durchschauert, haben ein ganzes langes Leben jeder Enttäuschung, auch der bittersten, unverrückbar stand gehalten; sie hat er auch mit ins Grab genommen. —

Endlich war die europäische Welt der religiösen Kämpfe gründlich müde. Eine grundtiefe Veränderung war in der Weltanschauung der Menschheit vorgegangen. Ein hellerer Weltsinn begann in die Köpfe der Menschen einzuziehen und jedem konfessionellen Fanatismus die Spitze abzubrechen. Neue Lebensformen kamen auf und drängten die alten Gestaltungen achtlos bei Seite — das Schicksal jeder historischen Erscheinung. Die kosmopolitischen, auf die Erziehung des Menschengeschlechts gerichteten Ziele der freien Sozietäten und Akademien traten zurück vor der intensiven Pflege der Wissenschaft, die die neuerstandenen Gelehrten-Vereine sich zur Aufgabe machten. Da verloren denn auch die alten Namen und Formen, besonders die Bezeichnung

„Sozietäten“ und „Akademien“, ihre Bedeutung, zumal seitdem jene Vereine und hohe Schulen sich ihrer bemächtigten, und für die vielgestaltige sinnvolle Symbolik, die ehedem gleichgesinnten Freunden als Erkennungszeichen und Verständigungsmittel hatte dienen müssen, war in den neuen Verhältnissen kein Raum mehr.

Indess pflegen Erscheinungen des Geisteslebens, die auf ihre Zeit gewirkt, die als ein lebenskräftiges Erzeugnis menschlichen Denkens und Empfindens Überzeugungen beherrscht, Handlungen hervorgerufen oder beeinflusst haben, nicht spurlos aus dem geschichtlichen Leben eines Volkes zu verschwinden. Irgend wo und irgend wann machen sie sich wieder bemerkbar, wenn auch in anderer, neuer Form. Das ist z. B. der Fall bei der „Deutschübenden Gesellschaft“. Wir treffen sie um die Wende des 17. Jahrhunderts in Leipzig und Königsberg i. Pr., sie findet sich aber auch in Halle, Jena, Göttingen, in Hamburg und Bremen. Von Studenten der Leipziger Hochschule (1697) gegründet, erinnert sie in ihrer Verfassung und in ihren Aufgaben, auch in einigen Formen und Namen durchaus an die älteren Sozietäten. Aber auch die neue Vereinigung selbst hegte den Wunsch, als deren Nachfolgerin zu gelten, weshalb ihre Mitglieder sich „Poeten“ nannten.

Ihr Beispiel regte zur Bildung ähnlicher Gesellschaften an anderen Orten an. Es war das alte sturmerprobte Wahrzeichen, das die Genossen entfalteten, als sie die Pflege der deutschen Litteratur und Sprache, aber auch der „Tugend und Freundschaft“ zum Gegenstand ihres Strebens machten. Ihr Vorsitzender, „Ältester“ genannt, ward mit dem Titel „Verehrungswürdiger“ ausgestattet. Doch sind das nicht die einzigen historischen Nachwirkungen der alten Brüderschaften. Wie die „Königliche Gesellschaft“ (seit 1662) in London aus der Academia Londinensis hervorge-

gangen ist, so haben auch an der Entstehung der Berliner Sozietät der Wissenschaften*) (11. Juli 1700) die älteren Kollegien fraglos einen gewissen Anteil gehabt. Ihre ersten Mitglieder Leibniz, Jablonski, v. Krosigk, Hofmann, Sturm, Wülfer, Dohna etc. waren entweder früher Genossen freier Sozietäten oder hatten in Beziehungen zu der von Comenius erweckten und von den Akademien gepflegten geistigen Bewegung gestanden.

---

*) Vergl. A. Harnack: Gesch. d. Kgl. Preuss. Akademie der Wissenschaften. I. Bd. Berlin; 1900. —

Schon i. J. 1667 hatte der grosse Kurfürst den grossartigen, wenn auch undurchführbaren, von dem phantasievollen Schweden Benedikt Skytte erdachten „Plan einer brandenburgischen Universaluniversität für die »Völker, Wissenschaften und Künste«“ bestätigt und ihn in erhabenen und schwungvollen Worten verkünden lassen. „Eine Freistatt der Geister sollte sie sein, allen verfolgten Gelehrten Europas ein Asyl, allen bedrückten Confessionen ein Zufluchtsort, den reinen und den angewandten Wissenschaften ein Mittelpunkt werden — ein Band der Geister und eine Burg der erhabensten Beherrscherin der Welt, der Weisheit! Sie wird im Genuss ewigen Friedens sein; denn im Kriege wird sie durch Verträge als unverletzlich geschirmt; auch unter dem Schalle der Waffen werden die Musen dort nicht schweigen. Jede freie Kunst wird ohne Einschränkung gelehrt; sie wird sich selbst verwalten, nur unter dem Kurfürsten stehen; alle wissenschaftlichen Hilfsmittel werden ihr gewährt. Das, was einst die Schüler Plato's geträumt, was die Poeten der Renaissance im Geiste geschaut hatten — Platonopolis sollte als eine evangelisch-protestantische Schöpfung in Brandenburg entstehen.“ . . .

„Es bedeutet etwas in der Geschichte des preussischen Staats und der Wissenschaft, dass ein Monarch wie der grosse Kurfürst sich zu diesen Grundsätzen bekannt hat. Indem er der Wissenschaft volle Freiheit, unbedingten Schutz und alle nötigen Mittel zugleich zusagte, hat er den unerschütterlichen Glauben an die heilsame Kraft der Wahrheit ausgesprochen.“

In neuer Form begegnen uns hier die alten wohlbekannten Grade in Gestalt von wirklichen und korrespondierenden, von ordentlichen und ausserordentlichen Mitgliedern wieder. Auch der humane Grundsatz der alten Sozietäten, dass Nationalität, Stand oder Bekenntnis kein Hindernis für die Aufnahme bilde, feierte in den modernen Instituten eine fröhliche Auferstehung.

Ebensowenig ging der comenianische Gedanke, die englischen Genossen an die Spitze einer zeitgemässen Neugestaltung der freien Akademien zu stellen, verloren. Als im beginnenden 18. Jahrhundert in England das Wagnis einer solchen Reform unternommen wurde, ward offenbar, was Hartliebs prophetische Worte zu bedeuten hatten.

Der Pflege der Wissenschaften und Sprache konnte man getrost entraten. Sie war jetzt Sache der neuen Akademien. Damit war die Bahn freigelegt für die Lösung jener Aufgaben, die bereits den alten Sozietäten vorgeschwebt hatten: nämlich für die Förderung humaner und sittlicher Ziele und die Ausgleichung der religiösen und sozialen Gegensätze, für die Erziehung des Menschengeschlechts im Sinne des von der Kirche verheissenen Gottesreiches. —



